University of Alberta Library
0 1620 2259 8252

EX LIBRIS
UNIVERSITATIS
ALBERTENSIS

Meiner lieben
21-jährigen Trudi
beim Eintritt in einen
neuen Lebensabschnitt —

Vom ihrem Dad.

Bremen, 17. Mai 1928.
(Himmelfahrt)

RUDOLF G. BINDING

ERLEBTES LEBEN

1928

RÜTTEN & LOENING VERLAG
FRANKFURT A. M.

8.—15. Tausend
Alle Rechte vorbehalten / Copyright 1927 by Rütten & Loening Verlag, Frankfurt a. M. / Druck der Spamerschen Buchdruckerei, Leipzig
Printed in Germany

AUGUSTANA LIBRARY
UNIVERSITY OF ALBERTA

Geschrieben
im Sommer 1927

ERLEBTES LEBEN

Von einem Leben wird hier berichtet und es ist mein Leben. Indem ich es jedoch in diesem Augenblicke vor mir sehe als etwas das ich nun erst in besonderem Sinne durchschreite, will es mich bedünken als sei es nicht mehr mein Leben von dem ich berichte, als sei vielmehr der Bericht von meinem Leben ein Bericht von vielen Leben, die unsichtbar und unhörbar für einander alle den gleichen Weg gingen. Nicht im Einzelnen und Persönlichen natürlich, sondern im Großen und Gemeinsamen. Denn eines Menschen Leben — und wäre er der Größte — ist nicht loszulösen aus der Zeit die er mit andern teilte. Ist auch im letzten der Mensch der Schöpfer seiner Zeit — und er soll von dieser Verantwortung hier am allerwenigsten losgesprochen werden — so durchdringt sie ihn doch wie eine Essenz die in ihn übergeht und von der ihn keine Chemie erlöst. Man kann also nicht einmal erwarten daß, von äußeren Schicksalen abgesehen, die Leben von Menschen der gleichen Zeit sehr verschieden aussehen, ja man möchte meinen, daß ein solches Leben für das andere einstehen müsse und daß daher auch meines für andere stehe.

Das aber was ich von meinem Leben zu berichten vermag, liegt nicht hinter mir. Es ist nicht etwas worauf ich zurückzuschauen vermöchte wie auf etwas das einmal mein war. Ich kann, damit ich mich nicht betrüge, nur von dem berichten was in mir lebt und was ich somit

erlebte, was als Erlebtes in mich überging, was noch immer mein ist, ohne das ich dem Augenblick nicht ins Auge sehen könnte der vor mir steht. Es werden keine Erinnerungen beschworen, von denen man wehmütig und gefühlvoll fragt: wie lange ist das her? — und es nicht einmal beantworten will; sondern es wird ein Gegenwärtiges beschworen. Und indem ich dies tue, indem ich von dem berichte was in mir aus meinem Leben lebt, habe ich die seltsame Hoffnung daß dies jenes Unsichtbare und Unhörbare ist was ich mit jenen andern Leben teilte oder nunmehr teile, da ich es mitteile.

Denn es ist leicht, Erinnerungen, die wieder aufleben, von dem zu trennen was mit mir lebt; es ist leicht Erzähltes von Eigenem zu scheiden. Jedes verrät sich selbst. Das Erlebnis wird seine Kraft schon dartun wenn es eines war.

Äußerlich und zeitlich kann ich von mir sagen: daß mein Leben mit vollem Bewußtsein den Anfang, den Verlauf und das Ende des deutschen Kaiserreichs umfaßt, eine Epoche anfänglich hoher Erhebung und danach verdächtigen und betrüglichen Glanzes, der als die eigentümliche Essenz jener Zeit in unser Dasein drang; daß ich im Krieg gestanden habe all die Jahre, daß ich heimgekommen bin und so durch das große Tor des Lebens gehen durfte das er für uns und die kommenden Geschlechter bedeutet. Aber auf der langen Strecke des Lebens liegt das wahrhaft Erlebte unregelmäßig und oft weit voneinander entfernt; es bildet kaum einen Weg und große Strecken sind leer. Und dennoch mag es geschehen daß es den Weg bezeichnet den ein Mensch gegangen ist.

Erstes Buch
KINDLICHE ODYSSEE

ERSTES KAPITEL

Das erste Erlebnis, von dem ich weiß und das ich als eigenes bezeichnen darf, war das Erlebnis einer Richtung. Ich saß als kleines Kind auf dem Arm einer Frau die mich trug und weiß daß, wenn sie mit mir aus der Tür eines Hauses ins Freie trat, sie sich nach rechts wendete um zu einem großen Springbrunnen zu gelangen. Ich konnte damals sicher weder sprechen noch laufen, noch auch sonstwie mich entscheidend verständlich machen. Denn ich erinnere mich ganz genau meiner stillen Spannung, ob die Frau mit mir auf dem Arm die Wendung nach rechts machen würde oder nach links. Ich wartete auf die Wendung nach rechts und auf das Gefühl das sie in meinem Körper hervorbrachte; denn ich erkannte sie an diesem Gefühl. Doch nahm ich beides, rechts oder links, schweigend hin. Aber nach rechts, das wußte ich eben, ging es zu dem großen Springbrunnen. Wer die Frau war die mich trug — wahrscheinlich war es meine Mutter —, wie ich bis zur Türe des Hauses gelangte aus der sie trat, wo das Haus war oder was es bedeutete, was sonst mit mir vorging, davon habe ich nicht die leiseste Vorstellung oder Erinnerung zurückbehalten. Ich bemerkte mich aber sofort und ganz deutlich jedesmal, wenn jene Frau aus dem Haus ins Freie trat, fühlte die Wendung die sie machte und wußte daraus, ob es zum Springbrunnen

ging oder ins Ungewisse, Unbestimmte. Der Springbrunnen spielte sicher mit; er zog mich natürlich an und ich bestaunte ihn. Aber als bleibendes Erlebnis hatte er in mir einen viel geringeren Raum als die Wendung der Frau und das sie auslösende Gefühl. Das ging mich an; in diesem Vorgang spielte ich selber mit; er erregte mich; ich war in ihn einbezogen, ich erlebte ihn.

Alles was mir später aus dieser ersten Zeit meines Lebens erzählt wurde — und es war mancherlei — hatte gar kein Gewicht im Vergleich zu dieser ersten eigenen Erfahrung die die erste Sicherheit bot. Meine Mutter erzählte mir etwa, ich habe damals, da sie mit mir zu ihrer Erholung einige Wochen auf einem hohen Berg weilte, jeden Abend die untergehende Sonne auszublasen versucht. Ich muß das Spiel eines Sonnenuntergangs also schon haben wahrnehmen können und mich handelnd gegen es gestellt haben. Aber ich habe keine Erinnerung an meine Großtaten. Sie gingen spurlos an mir vorüber wie vieles in dieser Welt, von dem ich daher eingestehen muß daß ich es nicht erlebt habe.

Wenn meine Mutter — mein Vater tat es nie — mir später als Knaben, da ich schon hätte fragen können, von meinen ersten Regungen und Streichen erzählte, hörte ich ihr zwar lachend zu, aber ich war traurig, sehnsüchtig und enttäuscht davon berührt, daß sie niemals von dem großen Springbrunnen sprach den ich bestaunte und wie man zu ihm gelangte. Sie hatte wohl recht ihn zu vergessen; denn es bestätigte sich zwar — wie sich später herausstellte — daß man sich rechts wenden

mußte um zu dem Springbrunnen zu gelangen; dieser aber war eben ein ganz gewöhnlicher Springbrunnen und nur für mich war er groß. Ich aber wartete viele Jahre auf die Erwähnung meines ersten Erlebnisses durch meine Mutter wie auf eine Bestätigung meines Lebens. Dann merkte ich daß es nicht Absicht war, daß vielmehr meiner Mutter mein Erlebnis, obgleich sie es wahrscheinlich täglich eigentlich selbst herbei- und geradezu für mich ausführte, gar nichts bedeutet hatte. Ich hielt es daher nach und nach — wie im Verlauf alle späteren meines Lebens — für unbedeutend und nicht der Rede wert. Ich bewahrte es mit den andern die ihm folgten in meinem Innern wie Kindereien und wurde so in bezug auf mich und meine wahren Erlebnisse einer der schweigsamsten und verschlossensten Menschen die man sich vorstellen konnte. Dies gar nicht aus einer Verstocktheit oder Ablehnung, aus Mangel an Zutrauen zu Menschen oder dem Bedürfnis mich zu verschließen, sondern aus einer frühen Bescheidung und Bescheidenheit. Meine Mutter, so schien es mir, war reizend; viel amüsanter, liebenswürdiger, anhörenswerter als ich — und alle waren so. Ich mißtraute mir und meinen Erlebnissen, als verdienten sie keine rechte Anteilnahme, als könnten sie für niemanden wichtig sein. Doch empfand ich das nicht als unangenehm oder fühlte mich benachteiligt. Darüber dachte ich gar nicht nach. Es war der Reiz meiner Erlebnisse und ihr Gewicht für mich, daß sie für niemanden wichtig waren.

Die Stadt, wo der Springbrunnen sprang, war Basel. Dort wurde ich an einem gleichgültigen Tage wenige

Jahre vor den Siegen Deutschlands über Frankreich und der Errichtung des deutschen Kaiserreichs geboren. Ich nenne den Tag meiner Geburt gleichgültig, weil es mich von je nicht kümmerte, unter welchem Stern ich geboren sein könne und was die Gestirne in mein Leben hineinreden. Es beschäftigt mich nicht im mindesten, es sei denn in der Art, daß ich sie gerne über meinem Haupte walten lasse, sofern und sonah sie sich damit befassen wollen. Außerdem wurde in unserer Familie kein Wesens aus Geburtstagen gemacht, meiner zumal oft genug vergessen. Ich selbst konnte zwar schon als Kind jedem der danach fragte angeben wann ich geboren sei, mochte er sich dann selber ausrechnen wie alt ich sei —; aber das hatte ich meiner Mutter abgelernt und diese Wissenschaft stand bei mir in demselben Ansehen, wie daß man wissen müsse, in welchem Hause man wohne, um rekognosziert zu werden wenn man verloren gegangen war. Kurz, ich konnte aus einem Geburtstag nichts machen, fand auch später Einladungen zu Geburtstagsfeiern anderer Kinder seltsam und befänglich. Erinnerten sie sich denn in etwas des Tages ihrer Geburt, daß sie ihn feierten, während es mir immer vorkam, als sei ich bei dem meinen gar nicht dabei gewesen? Was hatten sie damals erlebt da ich nichts erlebt hatte?

Auch die Stadt meiner Geburt, obgleich ich sie aus andern Gründen liebe, müßte ich als gleichgültig bezeichnen und brauchte ihren Namen nicht zu nennen. Weder nach ihrer Lage noch nach ihrer Art hat sie Bedeutung für mich gewonnen. Ich bin deutsch und von deutschen Eltern und es war mehr oder weniger Zufall daß ich außerhalb deutscher Grenzen das Licht

der Welt erblickte. Mein Vater und meine Mutter waren Frankfurter von Geschlechtern her und blieben es ihr Leben lang, wenn es sie auch die längste Zeit und von jungen bis zu späten Jahren in andern Städten wohnen und sein hieß. Auch ich will — wenn überhaupt einer Stadt oder Stätte — der Stadt am Main, der Stadt zwischen Nord und Süd, wo oben am Fluß in der weißen Häuserzeile der „Schönen Aussicht" das großelterliche Haus lag und mir, meinen Eltern und Geschwistern, die wir immer froh zu ihm zurückkehrten, durch viele Jahre seine stumme unablässige Bereitschaft, Liebe und Umarmung erwies, bezeugen, daß sie die Stelle der Heimat in meinem Leben vertrat.

Mein Vater nun hatte im Jahre meiner Geburt an der Universität Basel seine erste ordentliche Professur für Strafrecht erhalten, die er als Sechsundzwanzigjähriger errang. Auf diese Berufung hin heiratete er und ich war meiner Eltern erstes Kind. Für meinen Vater ward die Stadt die erste Stufe seines Aufstiegs und ungeheurer Erfolge auf seiner Laufbahn als Lehrer und Wissenschaftler, zugleich aber, was er ihr nie vergaß, der Ruhe- und Angelpunkt seiner wunderbaren Freundschaften mit bedeutenden Männern und Frauen. Denn mein Vater kannte, bei all seinem Wirken, bei all seinem späteren Ruhm und seiner ewigen Begeisterung für seinen Beruf — er sagte mir oft: wenn er wieder auf die Welt käme, würde er wieder deutscher Professor werden — nichts höheres als Freundschaften und hat sie als das schönste gepflegt was ihm das Leben bot. Er hatte nie einen alternden Freund. Er hatte wahrhaft die Gabe, nie alternde Menschen sich zu Freunden und

Freundinnen zu machen, wie auch er nie alterte. Von jenen ersten aber soll hier nur der große Andreas Heusler genannt sein, weil seine Gestalt sich, so lang ich denken kann und schon dem kleinen Knaben, wahrhaft in mich eingesenkt hat als eine der herrlichsten Inkarnationen gütigen, großen und strengen Sinnes.

Aber auch andere waren da, die sich sehen lassen konnten: Jakob Burckhardt; der geniale Bernoulli. Ein ganz junger kam: Friedrich Nietzsche. Mein Vater sagte mir von jener Zeit: er habe sozusagen die „Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik" noch als Kolleg gehört; denn die jungen Dozenten besuchten gegenseitig ihre Vorlesungen. „Hat man ihn denn damals dort schon erkannt?" fragte ich, als von dem Basel jener Zeit die Rede war. „Daß er ein geistreicher Kerl war merkte natürlich jeder und gab es zu", antwortete mein Vater. „Aber einer der eigentlich nur in Aphorismen redete —? so was galt damals nichts rechtes — Ja! Es falle ihm doch wenigstens etwas ein, habe einer zur Verteidigung Nietzsches bemerkt. — Nun ja! aber er gehe ja auch den ganzen Tag spazieren! da müsse ihm doch auch etwas einfallen." — Ich weiß nicht, ob die letzte Bemerkung von meinem Vater herrührte. Ich erzähle sie auch nicht um der Anekdote willen sondern um darzutun, daß diese Gelehrten ziemlich viel von einander verlangten.

Diese Dinge und Menschen freilich, die für meinen Vater bedeutsam waren, erlebte ich nicht und meine Geburtsstadt gab mir selbst in dem Erlebnis des Springbrunnens nichts dessen nicht auch eine andere Stadt fähig gewesen wäre. Dagegen wurde es für mich be-

deutend, wenige Jahre vor dem deutsch-französischen Krieg geboren zu sein, und zwar gerade so daß ich die mit seinem Ende beginnende neue Zeit, wenn auch in kindlicher Weise doch im vollen Bewußtsein, sie erlebt zu haben, betrat.

Denn das zweite Erlebnis, von dem ich weiß und das ich als eigen bezeichnen darf, war der Einzug der siegreichen deutschen Truppen nach Beendigung des Krieges.

Ich sehe mich in einer andern, geräuschvolleren Stadt, die ich nun schon fühle und als Umgebung empfinde. Eine breite Straße auf die ich hinabsehe trennt mich von gleichförmigen, stattlichen Häusern die auf der andern Seite stehn. Ich lehne mich, mit dem Bauch über eine weiße Fensterbank liegend, so weit hinaus als dies das Gleichgewicht gerade noch erlaubt. Ab und zu legt sich meiner Mutter Arm auf mich, die von hinten herantritt und über meinen Leib und Kopf hinausblickt. Aber dann tritt sie wieder zurück, denn es sind viele Menschen im Zimmer und an den andern Fenstern mit denen sie sich unterhält. Meine Beine baumeln herab, an der Wand herunter, oder strecken sich gerade nach hinten aus, um das Gewicht nach innen schwerer zu machen, wenn es drunten was zu sehen gibt. Unter mir und drüben dicht an die Häuser gedrängt stehen Menschen Kopf an Kopf, aber ich kann nicht gerade nach unten sehn, denn unter den Fenstersimsen sind dicke Gewinde von Laub im Bogen angebracht, die mir die Aussicht abwärts versperren. Indessen, das ist so: jeder weiß was vorgeht, und ich bin auch ein Jeder. Ich fühle

mich sehr wohl, sehr wichtig, sehr vorbereitet und warte, die Vorgänge auf der Straße aufmerksam verfolgend. Auch aus den Fenstern drüben gucken die Menschen heraus, über Guirlanden gelehnt, die Mitte der Straße aber in ganzer Breite ist frei; ich sehe drüben das klare eilige Bächlein in seinem gemauerten Bett, das — in seinem ganzen Laufe oben damals noch offen — die Straße von dem Bürgersteig trennt wo die Menschen stehn, die es, wie ich meine, in Reihe und Ordnung hält. So wartet man. Man legt mir Blumen hin, kleine gebundene Sträußchen, um sie auf die Einziehenden herabzuwerfen. —

Das alles gewahre ich, übersehe ich und ordne es in mir. Es war klar und hell um mich und ich freudig erregt, als plötzlich ein seliger Schlag mich durchfuhr und alles in einem Rauschen versank das in mir aufstieg. Alles war verschlungen, ausgelöscht in eine nichtige Ferne gerückt durch einen einzigen Anblick. Denn indem ich wie zufällig nach dem Nachbarhaus zu meiner Rechten hinübersah, begegnete mein Auge dem Blick einer wunderschönen Frau der auf mich gerichtet war. Sie lehnte oder saß mit einer andern lässig und breit, den Kopf an das Holz der Umrahmung zurückgebogen, in einem Fenster das dem was ich innehatte zunächst lag und sah mich, leise mit der andern sprechend deren Gesicht ihr zugewandt war, unverwandt und ohne sich zu regen an. Auch ich regte mich nicht mehr. Sie schien mir unfaßbar schön, unfaßbar ernst zu nehmen. Ich fühlte dies. Ich fühlte daß ich es tat, daß dieses Ernstliche Liebe sei. Ich fühlte, daß ich sie liebe — denn das mußte es sein; ja daß man sie lieben

müsse, jeder sie lieben müsse. Aber ich liebte sie am heißesten; ich liebte sie richtig! Es war mir recht, daß auch sie mich liebte. Ich wußte daß sie zu der andern Frau von mir sprach; denn sie sah noch immer unbewegt zurückgelehnt und leise redend unter halb gesenkten Lidern ernst und wie in sich verfangen zu mir hin. Auf einmal glitt sie von der Fensterbank herab und verschwand im Innern des Zimmers. Ich war nicht im leisesten betroffen; ich traute ihr. Da war sie wieder. Sie trat ans Fenster, aus dem jetzt die andere Person zurückgetreten war, und reichte mir — man denke —: sie reichte mir, über die Spitze eines Stockes an einem Tragband aufgehängt, meine erste Botanisierbüchse — eine grüne Botanisierbüchse an einem roten Bande — in mein Fenster hinüber.

Ich wußte nicht was mir geschah; das heißt: ich wußte was mir geschah. Denn das war ja nur das Zeichen. Ich war stumm und stolz vor Glück. Unterdessen war meine Mutter herangetreten, die den grünen Gegenstand bemerkt hatte. Sie forderte mich auf, nachdem sie der Dame wohl einige verbindliche Worte über ihr Geschenk gesagt hatte, ihr auch nun selbst zu danken. Ich sah meine Mutter erstaunt an und habe meiner Schönen nicht gedankt. Wußte meine Mutter denn nicht, daß es gar nicht mehr um die Botanisierbüchse ging?

Aber ich sollte erfahren, daß es für kleine Knaben noch mächtigere Dinge gab als die Liebe. Plötzlich ertönte von ferne Musik. Eine ungeheure Aufregung bemächtigte sich der Menschen, drunten auf der Straße, droben an den Fenstern, wo sie sich jetzt drängten. Meine Mutter packte mich fester. Alles sah nach links, wo über

die Brücke vom Flusse her die Truppen im Anmarsch waren. Die Menschen hatten auf einmal Hüte, Arme, Tücher und Stöcke die sie schwenkten. Alles schrie. Auch ich schrie. Ein Schellenbaum mit wehenden Roßschweifen zitterte und klingelte bei jedem Schritt voraus, und manchmal bebte er in Ekstase mehrere starke Schritte ununterbrochen. Pauken und Becken stampften in unaufhaltbarem Takt und dunkle und helle Instrumente dröhnten gegen sie an. Danach kamen zwei oder drei Pferde die unter stillen Offizieren unbeirrt ihre geduldigen Schritte machten. Dann die Soldaten. Ich drückte meine Botanisierbüchse fest an mich um sie vor Erregung nicht fallen zu lassen und bombardierte die Musik, die Soldaten mit meinen Blumensträußchen, und wenn einer eines von meinen nicht gleich aufhob, wäre ich am liebsten hinterhergesprungen. Auch die Soldaten waren sehr schön mit den vielen Eichenkränzen um die Helmspitzen; aber nichts übertraf den Schellenbaum.

Das war nun für mich freilich ein unvergeßliches militärisches Schauspiel und erst sehr viel später wurde es von andern in den Schatten gestellt. Es mochte vielleicht ein Bataillon sein was da einzog, höchstens zwei; aber für mich war es die Heimkehr der deutschen Truppen aus dem französischen Krieg der ich beigewohnt und zugejubelt hatte. Als solche lebte sie in mir fort.

Als alles vorüber war, die Menschen auf der Straße sich verlaufen hatten, die Fenster an allen Häusern leer lagen und auch aus unsern Zimmern die Gäste gegangen waren die des Schauspiels wegen gekommen waren, rückte ich mir von den ungeordnet umherstehenden

Stühlen einen an jenes Fenster, kletterte noch einmal auf meine Fensterbank und lehnte mich hinaus. Das Fenster nebenan in dem die schöne Frau gesessen war leer, das Zimmer dahinter offenbar verlassen. „Komm jetzt! es gibt nichts mehr zu sehn!“ rief meine Mutter und ich kam um nicht zu sagen, warum ich gerne geblieben wäre.

Ich habe meine erste Liebe nie wieder gesehn. Aber obgleich ich ihr im Innern eine Art Treue bewahrte und mich die Liebe zu ihr viele Jahre, bis in meine späte Gymnasiastenzeit, nicht verließ und auch dann noch lange keine andere an ihre Stelle trat, so war es doch nicht nur die Frau oder etwa nur eine Zärtlichkeit, die ich mir erwartete oder ersehnte, um die es ging. Ich empfand eine ungeheure Genugtuung zu lieben. Das Gefühl, so oft es mich beglückte, hat mich nie betrogen. So weiß ich auch, daß ich damals liebte. Kein Gebilde meiner Phantasie oder eine Märchengestalt hat je Gewalt über mich gehabt. Keine eingebildete Frau, kein Ideal habe ich an die Stelle von Fleisch und Blut geträumt. Jener Frau im Fenster gehörte meine erste Liebe, und die der meine letzte gehört wird nicht tiefer geliebt sein.

Damals war ich noch nicht vier Jahre alt. Die Stadt aber, wo ich den Einzug der Truppen und meine erste Liebe erlebte, war Freiburg im Breisgau. Dorthin waren meine Eltern bei Kriegsbeginn in einem raschen Aufbruch von dem nahen Basel übersiedelt. Die Schweiz war neutral; die Deutschen mußten über die Grenze. Mein Vater wurde ohne weiteres in den Lehrkörper der juristischen Fakultät der Universität übernommen.

Übrigens wurden, so viel ich weiß an allen deutschen Universitäten, während des Krieges die Vorlesungen nicht unterbrochen. Doch muß mindestens eine Zeit lang mein Vater als freiwilliger Krankenpfleger mit im Felde oder wenigstens von zu Hause fort gewesen sein. Denn ich holte als Knabe in späteren Jahren öfters mit einem gewissen Schauder als einziges Kriegshinterbleibsel von dem ich wußte eine schwarze Wachstuchmütze militärischen Schnittes aus seinem Schrank hervor, auf der in weißem Felde einer Tuchkokarde ein rotes Kreuz aufgenäht war und die er, wie er mir erzählte, in dieser Verwendung getragen habe. Als Sohn Frankfurts, der freien Reichsstadt, war er nicht im Soldatendienst ausgebildet; es gab zwar damals auch dort schon eine Dienstpflicht, aber es war zulässig und anständig, sich von dem wenig geachteten und spießigen Militärdienst loszukaufen, von welchem Privileg denn auch mein Großvater für meinen Vater Gebrauch gemacht hatte. Indessen hat mein Vater, wie ich oft genug herausfühlte, es zeit seines Lebens nie ganz verwunden, nicht mit den Waffen in der Hand in diesem Kriege auf deutscher Seite gekämpft zu haben. Es wurde da um etwas gekämpft worum er in seinem Innern mitkämpfte, und es wurde etwas errungen was zu erringen die Sehnsucht gerade seiner jungen Seele gewesen war. Er hatte als Schuljunge die freiheitliche Bewegung des Jahres 1848 in seiner Vaterstadt, in seinem Vaterhaus mitverspürt, mitgeatmet; er hatte Spalier gebildet mit andern seines Alters, ein Neunjähriger, als die Mitglieder der Nationalversammlung in die Paulskirche einzogen; er kannte Uhlands berühmte Rede

auswendig; er wußte daß sein Vater, erst Anwalt dann Richter am Appellationsgericht in Frankfurt, Vertrauter, Freund und Mitarbeiter der Männer war die die deutsche Verfassung berieten; er hatte schon einmal für ein Deutschland, für einen Kaiser gezittert; man war nahe daran gewesen — dann war die Enttäuschung gefolgt: der König von Preußen sandte die gewaltige Deputation die ihm auf Beschluß der Nationalversammlung die Kaiserwürde antrug, ja seine rechtmäßig erfolgte Wahl zu dieser Würde verkündete, abschlägig ihrer Wege; der Bund, das Reich kam nicht zustande.

Nun war der deutsche Staat, nun war das Reich, nun war der Kaiser da. Aber an diesem Ziel, wie mit seiner Seele auch mit allen seines Leibes Kräften mitgeholfen zu haben, wäre nach seiner Natur und Art erst die wahre Erfüllung für meinen Vater gewesen. Ja, diese beiden Worte: Reich und Kaiser, sie sind sogar für mich die ersten die ich aus dem Munde meines Vaters vernommen zu haben mich entsinnen kann. Denn so sicher er auch manches liebe Wort vorher an mich gerichtet hat das meiner Erinnerung entschwunden ist, so betraf doch das erste das ich von ihm bei mir trage diese Dinge. Es war vielleicht einige Jahre später, noch bevor ich in die Schule kam, als er mich zu sich rief, um mich, was er öfter tat, ein Geldstück in eine kleine Sparbüchse werfen zu lassen die er für mich hielt. Hierbei sagte er — wahrscheinlich zufällig aber dann mit einer plötzlichen Absichtlichkeit, während ich auf seinen Knien saß und schon nach dem Gelde griff um es in den lustigen Schlitz der Büchse zu versenken: „Warte! — Siehst du: das ist Reichsgeld; und das da ist der Kaiser. Denn

wir haben ein Reich und einen Kaiser. Weißt du, was das ist: ein Reich und ein Kaiser?" Nun, ich wußte aus Märchen: es gab Kaiser und Könige, und der Kaiser war der mächtigste. Ich fragte nicht. Es machte mir aber doch Eindruck. Ah! sagte ich mir: da hat man also was, wenn man einen Kaiser hat. Vielleicht haben andere keinen Kaiser und kein Reich. In einem Gefühl von Stolz und Selbstgefühl habe ich die Worte meines Vaters nie vergessen. Er begann meine Erziehung zum Staatsbürger früh; aber er hat mir dabei ungewollt etwas verschwiegen, worauf ich erst sehr viel später mit Befremden aufmerksam wurde.

Dies also, die Aufrichtung eines deutschen Reichs, die Ausrufung und Krönung eines neuen deutschen Kaisers, das Ende eines siegreichen Kriegs, die Einigung zu einem großen Volk, der Beginn einer neuen Zeit unzweifelhaften Ansehens und großer Macht, die Erfüllung wie es schien aller ihrer jungen politischen Träume, erschütterte und erhob die Männer und Frauen die damals um mich waren zur gleichen Zeit und in der gleichen Stunde als ich den Anblick eines mit Musik einziehenden Bataillons und meine erste Liebe genoß. Was dennoch das eine und das andere für mich wurde, habe ich schon berichtet. Als später, nach jenem Wort meines Vaters und noch später durch Unterricht, ich mit der geschichtlichen Darstellung des Krieges und des Friedens bekannt wurde, wurde jenes Schauspiel der aus dem Kriege heimkehrenden Soldaten die Bestätigung für mich, beim Beginn jener Zeit dabei gewesen und von ihr wirklich mit erfaßt zu sein.

Vorerst freilich spürte ich davon noch nichts. Während aber die Stadt meiner Geburt gleichgültig und spurlos hinter mir versunken war und ich nicht einmal wußte daß und wie ich sie verlassen und mit einer andern vertauscht hatte, beschenkte mich Freiburg als Stadt und Schauplatz jener Jahre auch außer meiner ersten Liebe und dem Beginn meiner Zeit, selbst wenn ich ihn erst nach und nach als solchen begriff, mit sehr lebendigen nachhaltigen und fühlbaren inneren Erlebnissen. Da war die Landschaft die es mir antat, das Dasein der Berge, des Flusses, der Wiesen, der Blumen; da waren die Menschen schon, die ich unterschied, schön, jung und freundlich zu mir; da war sogar das erste Rätselhafte, Beunruhigende, Geheimnisvolle.

Denn die Berge lief ich nun hinauf, immer etwas hinter her, wenn es mit dem Vater war; denn der ging immer zu rasch und auch auf ebenen Wegen befand ich mich mit ihm in einem ewigen Laufschritt. Das Steigen machte mir Freude; die Berge waren etwas anderes als der Springbrunnen zu dem man hingetragen wurde. Da war eine Anstrengung, ein erster Sieg. Wenn mein Vater mich vor der Mutter lobte, daß ich tapfer ausgehalten und ausgeschritten sei, sah ich sie an und freute mich; denn ich dachte nun darf sie stolz sein auf mich. Wenn er mich aber bei solchen Gängen und Besteigungen, die freilich noch klein genug waren, zum Schluß um mir zu helfen oder mich zu beschleunigen an der Hand nahm, weinte ich und kam heulend nach Hause. Nein; es sei gar nicht schön gewesen heute, erzählte ich meiner Mutter. Aber so viel ich mich erinnere, weinte ich nur einmal; dann gab mein Vater mir nicht mehr die Hand.

Die kleinen Bäche die so lustig die Straßen entlang liefen — wenn ich einen großen Schritt machte, konnte ich schon hinübergelangen. So mußte eine Straße sein; mit lustigen klaren Bächen zu beiden Seiten, die wie glänzende eilige Speere dahinschossen. — Der Fluß, in seinem steinigen Bett, die Dreisam, lief quer durch das Land; hüben war die Stadt (damals), drüben die Berge und Wiesen. Auch der Fluß war lustig, sprang und tanzte hurtig über die Steine, manche Stufe hinab die ihn staute, die ihm einen rollenden kleinen weißen Wasserfall abnötigte. Ich kannte keine anderen Flüsse; aber so mußten Flüsse sein.

Zu den Wiesen drüben mit den vielen Blumen ging ich nicht mit meinem Vater, der zu unternehmend, zu stürmisch, zu männlich für Wiesen und Blumen war. Dorthin ging ich mit meiner Vertrauten aus jener Zeit, der jüngeren Schwester meiner Mutter, die wohl ziemlich lange, vielleicht auch öfter bei uns zu Besuch war. Sie war womöglich noch anmutiger, noch jünger, noch heiterer als meine Mutter der sie angenehm glich. So kann ich ihre beiden Gestalten und ihren Umgang mit mir — die einzigen die sich in mir vermischten — in meiner Erinnerung nicht ganz auseinander halten. Aber als meine Vertraute hat die Tante mir in jener Umgebung näher gestanden als die Mutter. Ich empfand dieses nahe Verhältnis ganz genau und war sehr glücklich darin. Es beruhte jedoch weder in besonderen Eröffnungen — ich hatte nichts auszuschütten — noch einem besonderen Bedürfnis mich mitzuteilen oder mich jemandem zu vertrauen — ich empfand dafür weder eine Zu- noch eine Abneigung — sondern in

einem gemeinsamen Verbringen, in dem gemeinsamen Genuß jener Wiesen, ihres Duftes, ihrer Blumen, gemächlicher Gänge ohne besonderes Ziel, bei denen sie mich an der Hand nehmen durfte ohne daß ich mich schämte, oder einer Ausruh in ihrem Schoß, bei der ich einen Arm um ihren Hals schlang und in die Landschaft sah. Bestand zwischen meinem Vater und mir schon von den frühesten Zeiten ein ungeschriebener Ehrenkodex, den aber ich aufgerichtet hatte und der schon damals und in höherem, wahrhaft verhängnisvollen Grade bis in meine Mannesjahre etwa verlangte, niemals eine Frage an ihn zu richten die ich mir am Ende selber beantworten konnte, eine Hand nicht anzunehmen so lange es auch noch gerade ohne sie ging, ferner aber — als Selbstverständlichkeit und Ehrenpflicht — Gefühle zu verschweigen, so war dies alles oder ähnliches ihr gegenüber nie zu spüren. Indessen war sie meine Vertraute nur in dieser Umgebung; sie verlor diese Eigenschaft sofort und völlig, wenn sie sie verließ.

Eines aber verbindet sie auf ewig mit jenen Jahren. Sie blieb, wie meine Eltern, wie die Freunde und Kollegen meines Vaters, die ich sehr wohl im Gedächtnis behielt, in meiner Erinnerung so jung und reizend wie sie damals war. Alle Menschen, die dort in mein Leben traten, teilten diese Eigenschaft. Das Erleben der Dinge war so fest und unzerstörbar daß die Zeit auch den Menschen, denen ich damals begegnete, ihre Gestalt, ihre Jugend, ihre Ewigkeit ließ. So trage ich das Gedächtnis meiner Vertrauten, so trage ich das meiner Eltern, obwohl ich sie alle weiß werden sah, dennoch

in der Erscheinung jener Zeit in mir: jung, glücklich, schön, heiter, unantastbar, fast leicht; als ob das Land dort ein wahrhafter Aufenthalt Seliger gewesen wäre wo es kein Alter gab.

In dem Bild meiner Erinnerung spielen keine Kinder; wenn ich überhaupt schon damals mit ihnen in Berührung kam, machten sie mir keinen Eindruck. Des Daseins eines jüngeren Bruders, der zwei Jahre nach mir auf die Welt kam und der mich vielleicht näher hätte angehn sollen, kann ich mich in keiner noch so unklaren Vorstellung entsinnen. Aber er muß sich freilich mit sämtlichen, auch später geborenen Geschwistern trösten, von denen ich es heute noch nicht begreife daß ich sie jemals als Kinder gesehen haben soll. Selbst meine jüngste Schwester, die geboren wurde als ich schon Gymnasiast war, kenne ich als Kind nur von Fotografien.

Mit den Männern und Frauen der Freiburger Jahre verhält es sich anders. Noch heute sehe ich meinen Vater, Heusler, wenn er von Basel herüberkam, Sohm, von Schönberg, Bülow, Degenkolb, Hartmann, die mir dort das erste Mal begegnet sind und die ich nachmals als bekannte und berühmte Lehrer und Gelehrte in andern Städten wieder traf, noch immer sehe ich das Paar der Frauen in der Jugend ihrer Bewegungen, ihrer Züge aus damaliger Zeit.

Wie erstaunte ich aber, als ich eines Tages gewahrte, daß es außer der Welt in der mein Vater, in der meine Mutter und ihre Freunde herrschten, in der ich umging und die meine Welt war, noch eine verzauberte Welt

gab, in der unerklärliche Wesen lebten und Erscheinungen sich abspielten von denen ich nichts wußte. Als ich einmal mit meinem Vater spazieren ging — und natürlich waren die Gänge mit ihm viel aufschlußreicher als die mit dem Ebenbild meiner Mutter in den Wiesen — gerieten wir auf dem Schloßberg, der sich unmittelbar im Rücken der Stadt erhebt, an eine Stelle wo man einen Ausblick auf sie hat. Ziemlich nahe im Vordergrund, außerhalb der Stadt und zunächst dem Berge, war ein Zirkus aufgeschlagen, ohne Zeltdach nur aus einer Anzahl im Kreis gezogener Planen hergestellt, die an eingerammten Stangen befestigt waren. Man konnte von unserm Standpunkt etwas in den Zirkus hineinsehen; ein still hängendes Trapez mit roten Troddeln war dauernd sichtbar. Aber um es herum, dem Verlauf der Zeltwand folgend, bewegten sich, von einer unsichtbaren Gewalt nach jedesmaligem Verschwinden immer von neuem emporgeworfen, drei große goldene Kugeln um die Manege. Drüben, wo man am tiefsten in den Zirkus hineinsehen konnte, sah man nackte Arme eines Mädchenrumpfes nach ihnen greifen, der unter emporwallendem Haar in einem glanzgrünen Mieder steckte und unter den goldenen Kugeln vorüberflog. Mein Vater versicherte, das Mädchen stehe auf einem Pferd das im Kreise um den Zirkus galoppiere. Dies erklärte mir vielleicht den Vorgang aber jedenfalls nicht die Welt in der er sich abspielte. Ich sperrte Augen, Maul und Nase auf. Das Schauspiel war fesselnd und unheimlich. Ich blieb eine Weile stehen und folgte wie gebannt dem Auf und Ab und den sich verschlingenden Bahnen der Kugeln. Mein

Vater sah vielleicht daß ich mich vergaffte und zog mich fort. Aber ich wurde die fliegenden Kugeln und die nach ihnen greifenden Arme nicht los. Nach meiner Gewohnheit fragte ich nicht. Es war etwas was nicht zu uns gehörte. Es kam nicht aus dem gleichen wie der Boden den ich unter meinen Füßen fühlte, wie die kleinen Bäche die ich übersprang, wie die Blumen die ich pflückte, wie die Menschen die mir ihre Liebe antaten. Es verließ mich die Vorstellung nicht, daß in dem Rund des geschlossenen Zeltes, zu dem ich keinen Eingang gesehen hatte, etwas Lebendiges grausam eingesperrt und verzaubert sei; daß dies Mädchen nie dort heraus könne — vielleicht waren schon Geschichten schuld daß ich so dachte; daß es die goldenen Kugeln ewig unlustig und unsinnig im Kreise herum treiben müsse oder dergleichen; daß es doch schön und verführerisch aussah wenn sie flogen und daß das eben verführerisch sein solle. Ich konnte mir keine Rechenschaft geben und steigerte mich in der Verfolgung und Ordnung des Schauspiels in meinem Innern bis zu einer großen Beunruhigung.

Am nächsten Tage nahm mein Vater, der wahrscheinlich den Zirkus schon vergessen hatte, zufällig den Weg wieder auf den Schloßberg, und da es um die gleiche Stunde war, kamen wir an dem Ausblick wieder gerade an, als die goldenen Kugeln flogen. Diesmal — ich weiß nicht warum — sah man von dem Mädchen nichts. Aber ich hatte nun erst recht den Eindruck, als flögen sie immer, als hörten sie nie auf zu fliegen, als flögen sie um Menschen anzulocken und zu verführen. Es war da ein geheimnisvolles Reich, ein Reich außer-

halb meines Bereichs, ein Reich mit verzaubertem, gefesseltem Leben, einem ungreifbaren Widerschein eines Lebens in das man eingefangen werden sollte. Die Kugeln waren glänzend und lockten. Es war die erste Beunruhigung und Beschwerung meines Lebens. Ich fühlte sie ganz deutlich und schauderte wie im Instinkt eines Tieres. Ich weiß es nicht, ob es auf diese Empfindung zurückzuführen ist, daß ich zeitlebens keine rechte Freude an Darstellungen von Artisten finden konnte; sie schienen mir wie von einem unheilbaren Zauber, einem Nichts besessen.

Damals ging das Problem noch an mir vorüber. Das Sichtbare verschwand. Als wir nach einigen Tagen wieder auf den Schloßberg kamen, war die Stelle wo der Zirkus gestanden hatte leer und die Stadt breitete sich in ihrem heiteren Frieden vor mir aus.

Denn auch das Bild der Stadt selbst als ein Ganzes, eben von jenem Berge betrachtet, blieb, vielleicht nicht im Tatsächlichen doch als Empfindung, mit einer Deutlichkeit in mir erhalten die ich einem Erlebnis gleichzustellen versucht bin. Ich weiß daß ich es einsog. Damals empfand ich, ja ich wußte was eine Stadt sei. Städte konnten mich nicht mehr betrügen und vorgeben sie seien es und waren es nicht. Bald sollte eine andere die Erfahrung machen daß sie es nicht könne. Doch versetzte ich die Menschen jener Jahre nie in die Stadt oder in ein Haus sondern immer in die Landschaft; sie gingen am Ufer des Flusses hin in Gesprächen miteinander, auch mit den Frauen, und ich ging beglückt mit ihnen. Es ist auch wahrscheinlich daß ich sie meist dort sah und traf. Nur die Gestalt meiner

ersten Geliebten ist fest in das Fenster gebannt wo ich sie erblickte.

Ich war ein Kind und spielte. Von meinen Spielen erinnere ich mich vieles. Wie oft habe ich damals und später mit den zahllosen Holzklötzen eines riesigen Baukastens — er war ohne die Hilfe meines Vaters gar nicht zu bewegen — den Münsterturm gebaut, — am liebsten den Münsterturm; und dann stürzte er so schön und majestätisch in sich zusammen, wenn man den untersten Pfeiler rasch wegzog. Aber dieses und anderes, Pferde selbst, waren nur Spiel. Niemals haben mir Spiele einen Eindruck hinterlassen, die heiteren nicht und die ernsten nicht, auch die mit meinem Vater nicht der sich öfters dazu hergab. Meine Erlebnisse durften auch heiter oder ernst sein, sie stammten aus ganz anderen Bereichen. Sie fielen mir so merkwürdig zu, wogegen ich Spiele aufsuchte oder sie veranstaltet wurden.

Mit der Begründung der jungen Reichsuniversität in Straßburg erhielt mein Vater einen Ruf dorthin, dem er folgte. Da es schwer war dort Wohnung zu finden — in die Stadt, die immerhin einigermaßen im Kriege Zerstörungen erlitten hatte, zogen die Reichsbehörden, deutsches Militär, deutsche Professoren, Beamte und Studenten ein — blieb meine Mutter mit uns Kindern, mir und dem mir unbewußten jungen Bruder, noch in dem nahen Freiburg und es muß in dieser Zeit gewesen sein, daß ihre anmutige Schwester bei uns war und meine Vertraute wurde. Mein Vater brauchte nur das Rheintal zu durchqueren um zu dem neuen Ort seiner Tätigkeit zu gelangen; er wußte uns nah; so oft es an-

ging, vermutlich die meisten Tage der Woche, kam er nach Freiburg zurück. Bei dieser Einrichtung unseres Lebens wurde mir der Boden des nun schon Gewohnten, Heimischen, Gesicherten, den ich unter meinen Füßen spürte, so lange wie möglich erhalten. Plötzlich aber, wie auf einem Zaubermantel weit hinweggeführt, sehe ich aus einer Dachluke über steile Dächer. Riesige Störche, unheimlich nah, nisten ringsumher auf vielen Schornsteinen oder fliegen als ungeheure Schatten ab und zu. Die Spitze und der schöne Steinleib eines Münsterturms, eines andern, größeren, sind vor mich hingestellt wie zum Greifen, sonst nichts als Himmel. Ich bin in Straßburg — ich weiß wohl. Wir sind dem Vater nachgezogen; dies Dachfenster gehört zu unserer Wohnung. Es war im Jahre achtzehnhundertdreiundsiebzig und ich stand in meinem sechsten Jahr.

Von der Stadt habe ich kaum eine Erinnerung. Auf dem Broglieplatz saßen französische Offiziere in einem besonderen, offenbar ihnen bestimmten Kaffee — vielleicht Genesende aus Lazaretten oder Übergabekommandos oder Gefangene. Ich empfand sie deutlich als feindlich und fremd und prüfte in ihren Gesichtern ob sie traurig wären oder weinten weil sie den Krieg verloren hatten; da sie aber nichts dergleichen taten begriff ich sie erst recht nicht. Der Blick aus der Dachluke, wie ich ihn beschrieb, und der Platz mit den fremden Offizieren war alles was mir Eindruck machte; auch daß die Straße in der wir wohnten nach meinen Begriffen eng war und ich hohe und steile Treppen zu unserer Wohnung stieg, machte mir einigen Eindruck und nicht den besten. Indessen gingen mir diese Dinge

nicht nach. Mein Aufenthalt in Straßburg war kurz; wahrscheinlich wurden wir Kinder schon bald in das großelterliche Haus nach Frankfurt gebracht, denn die Odyssee meines Vaters und mit ihr die meine dieser Jahre endete nicht in Straßburg; schon im nächsten Jahre gab es die letzte Fahrt, die weiteste, folgenreichste, die nördliche für uns alle, die Fahrt in die ewige Fremde, so sehr wir alle diese Fremde zur Heimat machen wollten.

Es begab sich aber während der Straßburger Zeit daß mein Vater mich nach Kehl nahm um den Rhein zu sehn. So viel ich weiß hatte ich ihn darum gebeten; ich brannte darauf, ihn zu sehn; und kannte schon die Wacht am Rhein. Als wir nun an dem Strom anlangten, der breit und hoch an flachen Ufern hinströmte, überwältigte mich der Anblick. Ungeheure Wassermengen schossen dunkel und fahl im Abend glänzend dahin und nichts von dem lustigen Springen der Dreisam, dem heiteren weißen Gekräusel ihrer kleinen Wasserfälle und dem harmlosen Ungestüm ihres Laufes kam mir zu Hilfe. Unaufhörlich zogen die Wasser, an keiner Stadt vorüber, beziehungslos, ziellos, in unermeßlicher Breite, einsam und unbefahren, und rissen an den Weidenbüschen der Ufer, daß sie Not zu haben schienen nicht mitgerissen zu werden. Ich vermochte diesem ewigen Fließen in meinem Innern nichts entgegenzusetzen. Es war stärker als ich, stärker als mir lieb war und ich ertrug. Es riß die Erde in diesseits und jenseits. Ich hielt die Augen starr mitten in den Strom gerichtet. Ich brauchte einen Halt — und griff nach meines Vaters Hand.

Ich erinnere mich daß ich sehr müde und abgetrieben

heimkam. Meiner Mutter, die mich nach dem Rhein fragte, sagte ich, er sei sehr schön. Ich log. Aber das war es nicht was mich bedrückte, vielmehr: daß meine Mutter annahm, ich habe mich tapfer benommen und ich hatte es doch nicht. Ich schämte mich daß es mich überwältigt hatte. Wie sollte ich das auslöschen? wie dem begegnen? Das konnte mich doch wieder ankommen? Anderes konnte mich ankommen, dem ich nicht gewachsen war.

Ich mußte in den Fluß hinein. Ich mußte das erleben. Ich stellte mir vor, ich würde von dem Wasser fortgerissen, weit, weit, bis ins Meer. Ich hatte den Kopf oben. Lange; immer noch. Es trug mich weiter und weiter: ich hatte den Kopf oben; immer noch. Ich hatte ihn immer oben. Und dann: dann ging man eben unter. Das gehörte sich so. Das konnte einem begegnen daß man unterging, und dann ging man eben unter. In dieser Vorstellung beruhigte ich mich allmählich. Es beruhigte mich daß da ja dann niemand sei der einem helfen könne und daß es ja dann gehn würde. Es handelte sich nicht darum, daß es dann aus sei, daß man stürbe. Daran dachte ich gar nicht — sondern wie man sich diesem was da herandränge, diesem Stärkeren gegenüber benehme. Tausendmal, damals und später, ließ ich mich so forttreiben bis zu diesem Untergehn — immer mit der Sehnsucht zu erproben ob man es wirklich vermöchte.

Wahrscheinlich erschrak ich damals noch vor jedem Hund der mich ansprang und vor jeder Hummel die mir zu nahe kam. Aber das war wohl instinktive Abwehr, wie ich wahrscheinlich auch rasch genug meinen

Fuß weggezogen hätte, wenn eine glühende Kohle darauf gefallen wäre; und jedenfalls machte es mir keinen Eindruck. Ich durfte vor einer Fliege meine Hand zurückziehen und durfte vor dem Übermächtigen nicht die Hand meines Vaters suchen.

Aus diesen Vorstellungen entnehme ich auch daß ich ohne kindliches Gebet und ohne den kindlichen Glauben an Gott aufgewachsen bin, und diese Annahme findet eine Bestätigung von der ich an ihrem Platze erzählen will. Niemals kam es mich an, bei meinen Fahrten in den Untergang einen Retter, einen Helfer zu erwarten, den ich anrufen könnte, der seine Hand über mir hielte, der mich nicht umkommen ließe. Nein: dann ging ich eben unter. Sicher war Gott nicht zu meiner Errettung da. — Auch erinnere ich mich daß, als ich in späteren Jahren zufällig einmal meine kleinen Schwestern abends beten sah, ich mich darüber wunderte und mich fragte, ob wir Aelteren das auch getan hätten.

ZWEITES KAPITEL

Während Vater und Mutter den Umzug aus Straßburg und die Übersiedelung in eine neue Umgebung betrieben von der wir nichts ahnten, sahen wir Kinder uns, wie schon erwähnt, im Haus der Großeltern in Frankfurt untergebracht, dem Vaterhaus meines Vaters. Auch die Eltern meiner Mutter lebten in der Stadt, aber die Großeltern unseres Namens und von beiden besonders die Großmutter wurden ihrer Persönlichkeit nach und um der Beziehung zu meiner Knaben- und Jünglingszeit willen die wichtigeren. Da von Frankfurt

die Fahrt in jene Fremde ging in der wir, obgleich sie im deutschen Vaterlande lag, doch nie eigentlich Wurzel fanden und jedenfalls keine Wurzeln hatten, da, wenn auch nicht wir so wenigstens die Eltern Frankfurter waren, es uns Kindern wohl in der Stadt erging, wir immer nur hierhin zurückkehrten wie zur Wohltat einer besser bekannten Erde und Sonne, sie uns immer wieder umfing und gefangen nahm, genoß sie eine besondere Neigung bei uns. Von hier kam alles Gute. Hier feierte man Weihnacht, doppelt sogar: denn die beiden Großeltern bereiteten uns gesondert das Fest. Nirgends war das Brot, waren die Eierweck, die Brenten, das Buttergebäck, das Bauerngebackene, die Pfeffernüsse, die Lebkuchen, die Würste, der Handkäs, das Bier, der Wein, selbst das Wasser besser als in Frankfurt, von den Bethmännchen und den Radankuchen der Großmutter, die es anderswo überhaupt nicht gab, gar nicht zu reden. Von hier kam das Schöne, das Ausgesuchte. Hier wohnten die Menschen die uns angingen. „Morgen gehn wir ins Burnitze, übermorgen ins Bansas und am Sonntag ins Heerdte“ sagte die Großmutter. (Sie verwandte, wie ich später mit Genugtuung feststellte, eine Art griechischen Genitiv des Orts; denn es war zu ergänzen: ins Haus der Burnitz, ins Haus der Bansa, der Heerdt, — und sie hätte noch viele solche Genitive bilden können.) Hier war das Nizza, der Zoo mit den Bären (der einzige damals von Bedeutung in Deutschland), der Palmengarten mit den Azaleengängen. Hier sprach man die Sprache unserer Mutter. Und hier stand — oben am Main, am schönsten Fleck, „an der schönen Aussicht“ — das Haus, und die Großmutter erwartete uns.

Aber es war mehr als Erinnerung. Wenn der Zug in der Frühe — denn wir benutzten fast immer die Nachtzüge — schon verlangsamt in seiner Fahrt über die Eisenbahnbrücke rollte, die damals den Main etwa an der Stelle der heutigen Kaiser Wilhelmbrücke überquerte, dann standen wir, mein Bruder und ich — ich wußte jetzt daß da ein Bruder an meiner Seite war mit dem ich das Leben teilte — auf dem Polster der Sitze nebeneinander. Das war Frankfurt. Uns gerade gegenüber, wo der Main herkam, ging die Sonne auf, legte ein goldenes Gewoge in den Fluß und setzte die Fenster droben wo wir hinschauten in eine blitzende strahlende Illumination. Die alte Brücke, dicht begangen von der Sachsenhäuser Seite, wogend von Marktweibern mit den schweren Körben auf dem Kopf, lag im tiefen Violett ihres Schattens mit vom Licht aufgerissenen Bogen. Dort, oberhalb der Brücke, suchten wir mit unseren Blicken das Haus.

Aber da war erst das Antlitz der Stadt selbst, diese schöngeformte Stirn, diese freie Anmut des an den Fluß geschmiegten Häuserleibes, diese fast zu liebliche Krönung in dem leichten Aufstieg des Doms, und weiter herunter am Ufer die festen Gefüge mittelalterlicher Bauten am Römerberg, die schmalen Ausfallgäßchen zum Ufer, die alten beengten Kirchen ins Band der Häuser an den Fluß gestellt, die flache „Muschel" und davor die vielen verankerten Schiffe mit den schwippenden Laufplanken zu den Landungsmauern. Das umfaßte begierig der Blick. Aber dann hing er sich fest an der langen geschlossenen Zeile der hellen Häuser oberhalb der Brücke. Dort! das Eckhaus! wir wußten:

Nummer elf! Das war es. Das Eckfenster im ersten Stock stand offen. Wir hatten Augen wie junge Luchse. Die Großmutter war schon aufgestanden. Sie sah natürlich den Zug über die Eisenbahnbrücke fahren; sicher! sie sah es. Wenn der Bäcker jetzt noch nicht da war, würde sie unruhig werden.

Das alles lebt noch jetzt in mir als ob es ein Bestandteil meiner selbst geworden wäre.

Und dann waren wir auf einmal im Hause. Da war die breite kühle Treppe, um eine mächtige Holzspindel gedreht, hell und doch ehrwürdig mit breiten niedrigen Stufen, und oben, mit fester tönender Stimme, die Großmutter. Von meinem Großvater, einem ruhigen schönen Manne von großer stiller Freundlichkeit gegen uns, habe ich eine weit geringere Erinnerung; er starb lange vor der Großmutter, die uns aber von jeher in ihrer Lebhaftigkeit und ihrer Unternehmungslust ganz mit Beschlag belegte. Es war ein lebhaftes, von Verwandten, Bekannten, Freunden beständig und viel besuchtes Haus, aber alle verblaßten vor der Großmutter. Ich ging in den Zimmern umher und prüfte ob alles noch an dem gehörigen Platz stand. Da war des Großvaters endloser Schreibtisch mit der dicken schwarzen Platte die sich wie Ebenholz anfühlte und den kleinen spielenden Schubladen aus Sandelholz; auch das Sandfaß war da (zum Ablöschen der Tinte), dessen feinen kühlen Strom er über unsere kleinen Hände goß bis sie ganz im glitzernden Sand begraben waren; wenn der Sand von unseren Händen warm wurde, war die halbe Sensation dahin und das Spiel hörte auf. Da war der perlengestickte breite Klingelzug mit dem schweren ziselier-

ten Messingring am Ende. Da war der Flügel und kleine auf Borsten stehende Püppchen tanzten für uns unter dem geöffneten Deckel im Innern auf dem Holz des Resonanzbodens. Da war die Bronzeuhr mit der schönen deutenden Frauengestalt. Da waren die sicheren Stühle und Schränke mit ihrem ruhigen großväterlichen Schwung und in den Schlafzimmern die gleichartigen Betten mit den breiten ausladenden Enden an den geschwungenen Pfostenbacken. Ich kannte es alles; ich kannte es, obwohl ich doch die Gegenstände gleicher Bestimmung in meinem Elternhause nicht kannte. Als ob dort Dinge ohne Form und Wesen ständen und nur hier war Leben.

Vor den Fenstern aber ging der Main. Die schwer beladenen Schiffe schwammen rasch und glatt mit umgelegten Masten den frei fließenden Strom hinab und verschwanden durch die schmalen Brückenbogen; andere wurden gleichzeitig mühsam nahe dem diesseitigen Ufer, wo unten der Leinpfad lief, von eckigen starken Pferden stroman gezogen, und manchmal, wenn der Wind von Westen oder Süden blies, halfen große Segel an den Masten ihrem langsamen Fortkommen. Die Floße hatten es den Fluß hinab womöglich noch eiliger als die Schiffe. Da die Strömung sehr stark war, wurden sie bei Hanau schon — wie uns die Großmutter sagte — auseinander gekoppelt und in vielen zueinander gehörigen Teilen, nur wenige Baumstämme lang, unter höchster Aufregung, Schreien und Rufen der Flößer durch die Brücke geflößt. Diese hingen an den sich biegenden, wuchtigen Fährstangen mit dem ganzen Gewicht ihres Körpers um den unlenksamen Stämmen

die Richtung zu geben. Beim Gegenstemmen wurden sie an ihren Stangen hoch empor gehoben und standen so oft minutenlang wie es schien schwebend und schimpfend über dem dahingleitenden Rand des Floßes spreizbeinig in der Luft. Wer am längsten und höchsten in der Luft schwebte genoß unser Beifallsgeschrei. Manchmal erwarteten wir mit höchster Spannung ein Zerreißen des Floßes an den Brückenpfeilern die sie streiften; aber selbst ein leichtes Krachen und Knirschen war schon schön und hinreichend ängstlich. Dazwischen standen schlanke Nachen in der Strömung die den sauberen Mainsand schöpften und mit zwei hochgespitzten Haufen vorn und hinten nach getanem Fang dem Sachsenhäuser Ufer zustrebten. Wie flinke blinkende Pfeile schossen die buntbemannten Boote der Rudergesellschaften in den Abendstunden über das Wasser, und ihre Geschwindigkeit wenn sie mit der Strömung ruderten schien die von Geistern zu sein.

So brauchte uns unsere Großmutter nur ans Fenster zu setzen, um unser Herz mit allem zu erfüllen was ihm damals groß und herrlich erschien, wovon sie denn, ab- und zugehend und in unsere Ausrufe mit eigenen ihr geläufigen einfallend, weitgehenden Gebrauch machte und dabei ihren häuslichen Geschäften nachging.

Die Großmutter war eine robuste Frau mit großen, bedeutenden und sicheren Zügen und von einer ungeheuerlichen Kraft des Körpers und der Seele, die sie nach beiden Richtungen zeitlebens voll in Aktion brachte. Wenn sie in Bewegung war, zitterten die Türen,

und nur wenn sie gerade mit der ihr genehmen Wucht durch sie hindurchfuhr und sie mit fulminantem Krach in voller Sorglosigkeit hinter sich zuschmiß, zitterten sie noch mehr. Sie behauptete etwa, ein Kuchenteig müsse eine halbe Stunde lang unausgesetzt gerührt werden, und da das eine ziemliche Leistung war, die das Mädchen offenbar nicht ohne Pause bewältigte, nahm sie ihr die Schüssel aus der Hand, rührte den schweren Teig die erforderliche Zeit in einem Sitz und gab ihr mit einer geringschätzigen Bemerkung über menschliche Schwäche, den Löffel energisch auf den Rand klopfend, ihre Arbeitsmaterie zurück. Wo sie einen Stuhl hinstellte, da stand er eben, und wenn sie eine Fliege tot schlug, war sie ganz bestimmt tot. Aber mit gleicher Energie, unter lebhaftem, bewunderndem „Hoh!“ und „Hah!“ und „Herrlich! unerhört!“ vermochte sie es, lange Stellen aus Schiller oder Shakespeare aufzusagen, die sie begeisterten, oder unter „Schrecklich!“ und „Schön!“ meinem Großvater zuzuhören, wenn er ihr die Verse aus dem Homer, wo Achilles den Leichnam Hektors um die Tore von Troja schleift, in griechischer Sprache vorlas. Sie konnte kein Griechisch, aber sie liebte den Klang und den Sinn der Worte in ihrem Ohr. Alles Leben war Handlung für sie aus einer Anlage heraus. Sie agierte es. Es war dramatisch aus sich, selbst im Kleinsten. Ihre Erziehung an uns, ihre Lehren oder Zurechtweisungen verliefen nur im Dramatischen. Hatten wir etwas dumm angestellt, so dauerte es ihr viel zu lange, sich etwa in ein Gespräch, eine Erörterung oder eine Belehrung einzulassen. Einen Augenblick stand sie in der Mitte des

Zimmers und sah uns an. „Kinder wie Rinder!“ rief sie uns zu, schlug sich dabei mit den Fingerspitzen kraftvoll auf die Stirn, um den Sitz unserer Dummheit keinesfalls in Zweifel zu lassen, und fuhr eilig zur Tür hinaus die mit gewohntem Krach hinter ihr zufiel. Das war dann Vorhalt, Lehre und Verzeihung zugleich und in einem; und ich gestehe daß mir ihre Lehre in solcher sentenzhaften Verallgemeinerung einen weit größeren Eindruck machte und zugleich eine weisere erzieherische Beruhigung gewährte, als wenn sie mir vorgehalten hätte, ich hätte mich in dem und dem besonderen Falle besonders dumm, ungeschickt oder töricht benommen. Sie hat uns nie gestraft mit kleinen Maßnahmen, Verboten oder Züchtigungen. Ihre humorvolle Kraft war so stark daß sie uns bezwang ohne daß wir es wußten.

Waren ihre Lehren zwar gewiß zugleich gutmütig und unvergeßlich, so hat sie mir doch auch eine erteilt die mehr als das war und an der ich mein ganzes Leben getragen habe. Zum Bild des Mains, wie wir es damals von den Fenstern der großelterlichen Wohnung in uns aufnahmen, gehörten auch immer eine Anzahl Angler, die eine ziemlich harmlose Jagd auf kleine Weißfische machten. Sie standen sehr geduldig und gefahrlos wie es uns schien drunten am Ufer oder drüben auf der Maininsel und ab und zu konnten wir beobachten, wie sie einen glänzenden zappelnden Fisch aus dem Wasser schnellten und von der Angel lösten. Es muß während jener Zeit gewesen sein, gerade bevor ich in die Schule kam, daß uns diese Beschäftigung reizte. Wir fanden sie lustig und lehrreich und sagten der

Großmutter, wir wollten auch angeln. „Angelt zum Fenster hinaus!“ sagte die Großmutter, die uns offenbar nicht unbeaufsichtigt an den Fluß hinuntergehen lassen wollte, für die aber jedenfalls Angeln keine Beschäftigung war.

Nun weiß jeder der die Verhältnisse kennt, daß da vor den Häusern der Schönen Aussicht erst die Straße lief, dann die hohe Ufermauer abfiel, unten dann die Geleise der Mainuferbahn auf einem immerhin erhöhten Damm sich hinzogen, danach der Leinpfad und davor erst die Steine und der Sand des Ufers zu überschreiten waren um ans Wasser zu gelangen. Aber das kümmerte uns vorerst nicht. Wir machten uns aus einem Stock des Großvaters, einer Schnur und einer umgebogenen Stecknadel ein primitives Angelgerät zurecht, für jeden eines, und angelten zum Fenster hinaus. Ganz folgerichtig betrachteten wir die Menschen auf dem Bürgersteig als die Fische die sich fangen und anbeißen sollten, und führten also unsere Angelhaken artig und verlockend in Mund- und Nasenhöhe der Vorübergehenden hin und her. Es dauerte nicht lange als die Klingel ging und der dicke Polizeiwachtmeister erschien. „Frau Rat! das geht nit,“ sagte er betreten, „die Leut' beschwer'n sich!“ Die Großmutter lachte, versprach Abhilfe und wir mußten unsere Angelruten einziehn. Aber wir drängten nun nach dem Main; die Großmutter hatte es doch nun einmal erlaubt und nur aus dem Fenster konnte man eben nicht angeln. Zu unserem grenzenlosen Jubel gab die Großmutter kurz entschlossen nach, bald standen wir unten am Wasser, warfen unsere gebogenen Steck-

nadeln nach Fischen aus und die Großmutter – ich sehe sie noch – ging in ihrem Seidenkleid, einen grünseidenen Knicker – wie sie damals Mode waren – gegen die Sonne haltend, hinter uns auf den Steinen auf und ab. Sie erwartete ihren Triumph wortlos und in voller Ruhe. Das Drama mußte seinen Lauf nehmen. Nach einer Weile zog es sich denn auch zusammen. Kleine Fische, die arglos bis zu unßeren Füßen heranschwammen, nahmen nicht die leiseste Notiz von unseren Angelhaken, die wir ihnen maulgerecht hinhielten; ein Angler in meiner Nähe, der einen Fisch gefangen hatte, hantierte mit seinem Angelhaken in einer Weise, die in mir den Verdacht hochkommen ließ, daß da doch noch etwas besonderes dabei sei was mir vorenthalten war.

Es wurde kein Wort gesprochen. Nach einer weiteren Weile, die einem letzten schon ungläubigen Versuch galt, sah ich meinen Bruder an und wir zogen in stillem Einverständnis unsere Angelschnüre ein. Schweigend wurde der Heimweg angetreten, schweigend folgte uns die Großmutter und vom Angeln war nicht mehr die Rede.

Mich aber bestürmte etwas was bisher niemals auch nur sich in mir geregt hatte. Ich verdachte es meiner Großmutter nicht im mindesten, daß sie uns aufsitzen ließ, daß sie sich mit solchen Mitteln aus einer ihr unbequemen Affäre zog, daß sie mich verspottete. Sie spottete gern und oft. Mein Verhältnis zu ihr blieb ungetrübt. Das war es nicht. Aber der erste Zweifel fiel in mein kindliches Herz. Wozu ich sicher keine Anlage hatte: mit diesem Augenblick wurde ich Skep-

tiker. Man mußte auf seiner Hut sein. Mit dem Fischzeug mit dem die Großmutter uns an den Main ziehen ließ konnte man nicht fischen. Man mußte sich in Zucht nehmen, um auf der Hut sein zu können. Meine Beobachtung verschärfte sich. Ich glaubte nichts, was ich nicht mit eigenen Augen sah. Ganz gewiß: man konnte niemandem trauen. Man durfte ja vielleicht, man mußte oft genug sogar auch andern trauen; aber es war besser, es war die Lehre dieses Erlebnisses und das Erlebnis in einem: allem – ja schließlich auch sich selbst – zweifelnd gegenüber zu stehn. Es war mir im Grunde ganz wohl dabei, als ich den ersten Stoß überwunden hatte. Es gefiel mir, weil ich dadurch wieder ein Stück mehr auf mich selber verwiesen wurde. Es stak irgend eine Erprobung eigener Kraft darin, ähnlich wie bei dem Erlebnis am Rhein und der Erprobung die ihm folgte. Dies schien mir wichtig. Die Großmutter hatte mich beschämt wie ein Kind; aber sie hatte mich zugleich dem Kind, das ich vor einer Viertelstunde noch war, ungeheuer überlegen gemacht. Der Zweifel an mir selbst kam später; aber er entstand in der Folge dieses ersten frühen Zweifels wie das natürliche Wachstum aus einer Saat. Ich konnte ihn sozusagen bis an die Stelle seiner Geburt verfolgen.

Wenige Tage schon nach dieser Begebenheit wurde mir der Beweis meiner zweifelnden Verfassung zuteil. Meine Großmutter hatte uns in den Zoologischen Garten mitgenommen. Das Füttern der Fische von der Brücke des Weihers, das Drängen der dicken glitschigen Leiber und das dumm-gierige Schnappen der

runden Mäuler um den Brotbrocken war nur das gewohnte Vorspiel. Die große Aufführung fand im Bärenzwinger statt. Dort lockten wir von dem oberen Umgang aus die Bären mit einem durchbohrten, an eine lassoartige Schnur gebundenen harten Brötchen auf den mächtigen Kletterbaum der in der Mitte des Zwingers angebracht war. Das Lasso flog, das Ende mit dem Brötchen wickelte sich oben um die höchste Gabelung des Baumes, der Bär kam.

Diesmal kam er nicht. Er saß vielmehr dicht am Gitter des Käfigs und äugte gelangweilt nach oben. Daher wurde meine Großmutter die Treppen heruntergeschickt, um ihn von außen zu ermuntern. Der Bär blieb in seiner Stellung. Ich schöpfte Verdacht. Sicher stocherte sie ihn nicht gehörig mit ihrem Sonnenschirm. Ich eilte die Stufen hinunter. Aber da stand die Großmutter mit Hoh! und Hallo! und stieß nach den Kräften ihres Schirmchens den Bären aus dem Abstand der Barriere in das dicke Fell. Ich schämte mich sie kontrolliert zu haben und wurde betreten. Meine Großmutter erkannte meine Verfassung und da sie wohl wußte daß sie es war die sie verschuldet hatte, versuchte sie wieder gut zu machen was sie mir angetan hatte. Sie hat seitdem jedes meiner Worte, ja jeden meiner Blicke, jeden meiner Schritte und jeden meiner Wünsche die ich zu ihr brachte mit einem zarten Ernst aufgenommen den ich nie vergessen werde.

Bei aller meiner Neigung für Frankfurt, bei allen Reizen der Stadt und des Hauses als Schauplatz einer

Kindheit, bei aller Eindringlichkeit der Bilder und Erlebnisse, bei allem Wohlbehagen und aller Geborgenheit, die ich im Bereiche der Großmutter empfand, wußte ich doch von je in mir, daß ich dort nur zum Besuche aufgenommen war. Ein heimatliches Gefühl habe ich nirgends gehabt, auch nie, weder in diesen noch in späteren Jahren, dieses Gefühl oder die Heimat vermißt, die mir versagt geblieben ist. Die Großmutter aber schien zu meinen daß man eine Heimat haben müsse. Sie beklagte oft in ihren Briefen daß mir dies Gefühl fremd sei. Es war mir aber fremd und unbegreiflich. Dennoch sagte ich damals und später, da es mir in gewissem Sinne ehrlos erschien keine Heimat zu haben, meine Heimat sei Frankfurt. Dann meinte ich aber dieses Frankfurt das ich beim Überfahren der Eisenbahnbrücke vor mich hingebreitet sah, das mich erregte, für das ich zitterte, weil es schön war; und weil es schön war, wählte ich es als Heimat; es durfte diesen Platz in meinem Herzen in diesen Jahren einnehmen; ich hatte es an diesen Platz gesetzt – fast aus Eitelkeit.

Es gab aber noch ein anderes Frankfurt, das zwar auch in tausend Erinnerungen lebt und wiederkehrt, gegen das ich freundlich in meinem Innern und dankbar bin, das mir aber nicht kraft des Erlebens wie jenes gegenwärtig geblieben ist. Es war das Bereich der Familie meiner Mutter. Ja sogar die Familie meines Vaters, soweit es nicht die Großmutter war, teilte dieses Schicksal. In jenem nämlichen Haus an der Schönen Aussicht ging mein Großvater, ging eine sehr kluge und liebevolle Schwester meines Vaters, gingen

Vettern und Kusinen, alle mir wohlgesinnt, durch die nämlichen Türen und ich erinnere mich sehr wohl ihres Wesens und ihres Aussehens, ich hatte sie lieb weil sie lieb zu mir waren, aber ich habe sie dennoch nie besessen. Sie waren jenseits der scharfen Grenze dessen was ich erlebte, sie waren niemals in meine Erlebnisse verwoben und so konnte ich sie auch nicht durch mein Leben mit mir tragen.

Das Haus meiner Großeltern von Mutters Seite hätte mir sogar in gewissem Sinne besser gefallen müssen als das der Großeltern am Main, ja es gefiel mir sogar besser. Es war von einer weststädtischen Gepflegtheit und in allem von größerer Feinheit. Alles war in geschmackvoller Ordnung aufgestellt, viele Stücke des Mobiliars waren von hohem Wert und ausgesuchter Schönheit. Geschnitzte und getäfelte alte Schränke mit ausladenden Simsen standen an den Wänden, ich spielte in der Nische eines der zierlichsten Renaissance-Gebetpulte das man sich vorstellen kann – ich fühle noch die zarten Windungen der gedrehten Säulchen in meinen Händen – große dunkle Bilder, Kopien berühmter Gemälde, hingen umher – aber es war irgendwie ausdruckslos, es war eine Distanz zwischen den Menschen und den Dingen, zwischen den Dingen und mir, ich getraute mich nicht mich frei zu regen, man konnte nicht mit ihnen leben. Aber wenn sich die Großmutter von der Schönen Aussicht auf einen ihrer Stühle setzte, so gehörte er zu ihr und ich turnte über die Betten.

Wie es mit den Dingen war so war es mit den Menschen, wennschon aus anderen Gründen. Wenn die

Großmutter vom Main mich auch nur einmal durch die Judengasse führte oder zu den Schwänen am Rechneigraben, so war das mehr als wenn mich die Großeltern der Weststadt mit auf eine Reise nahmen. Dabei liebte ich sie beide und ich kann nicht das leiseste anführen was mich fern gehalten hätte. Mein Großvater war ein auffallend wohlgewachsener Mann mit vornehmen Zügen; er trug gewöhnlich einen schwarzen, englischen langen Rock mit feinen Seidenpassepoils, vom besten Stoff und dem besten seit Generationen berühmten Schneider, zu einem blanken, immer frisch gebügelten Zylinderhut; ich zeigte mich gern mit ihm. Es war immer fein, artig, gepflegt, angenehm, freundlich, geordnet mit diesen Großeltern und konnte sich sehen lassen. Aber für die Erlebnisse war die Großmutter an der Schönen Aussicht da.

Vielleicht war es nur so: Ein Brötchen, das für einen Knaben mit anderen zum Frühstück in einem kleinen Korb auf einem wohlgedeckten Tisch steht und wartet, ist ein anderes als jenes das ein Knabe morgens aus dem großen Korb des Bäckerjungen nimmt der vor der Tür steht. Die Klingel draußen wird hart und auf besondere Weise gerissen. „Es ist der Bäcker!“ – der Knabe weiß es schon. Die Großmutter sagt, er soll acht Brötchen nehmen und zählt ihm das Geld in die kleine Hand. Sie zeichnet ihn aus daß er selbst zur Türe gehen darf und der Knabe weiß es. Er rennt und öffnet und langt in die Tiefe des hingehaltenen Korbs und paßt wohl auf daß er seine acht Brötchen erhält und zahlt dem Bäcker, nicht so genau aber doch in Nachahmung der Großmutter, seinerseits das Geld in die

seltsam wulstige Hand. Und dann wird die Tür hinter dem Bäckerjungen zugeschlagen, damit die Großmutter drinnen auch hört daß draußen alles richtig vor sich geht, und der Knabe stellt selbst die eingekauften Brötchen auf den Frühstückstisch. – Vielleicht war dem Knaben der Unterschied der beiden Brötchen nicht ganz klar; aber dem Manne ist er sehr klar, und daher weiß er heute noch, welchen besonderen Geschmack, Duft und Geruch, welche besondere Form und Farbe die Brötchen hatten die er als Knabe an der Schönen Aussicht auf seiner Großmutter Tisch stellte.

Diesen schwankenden Schauplatz meines Lebens, der dennoch einen so großen Raum und festen Platz in meinem Herzen einnahm, sollte ich nun damals entscheidend verlassen als es, am Ende jenes Aufenthaltes welcher der Anlaß zur Schilderung der Frankfurter Verhältnisse geworden ist, hieß, wir reisten mit Vater und Mutter, die angekommen waren, in eine große Stadt wo wir wohnen und bleiben würden. Mein Vater verkündete das in erhobener Stimmung wie eine Aussicht. Meine Spannung und Erwartung, meine Zuversicht, mein Mut, meine Unternehmungslust kannten keine Grenzen. Ich war wie getragen. Eine weite Reise stand bevor, eine noch größere Stadt als Frankfurt, eine neue Umgebung mit neuen Erlebnissen. Ich konnte mir nichts Bestimmtes vorstellen, als daß alles groß, wichtig und neu sein würde. Ein weithin Leuchtendes, etwas wie das Leben selbst schien sich zu öffnen, fern und zukünftig, gar nicht entgegenkom-

mend, sogar fremd und anders, aber eben sehr wichtig, schön und groß. Es war das erste Mal daß etwas vor mir lag; aber ich ahnte nicht was hinter mir lag. Auch den Namen der Stadt erfuhr ich nun: es war Leipzig.

Zweites Buch
LEHRE UND LEERE

DRITTES KAPITEL

Als mein Vater mir verkündete, wir reisten alle zusammen nach Leipzig, ergriff mich erstmals in meinem Leben das Gefühl der Zukunft. Das was sich auftat, wenn auch unbekannt, machte stärkere Rechte geltend als das was mich umgab, und als der Zug über die Eisenbahnbrücke rollte, von der aus ich das Bild der Stadt die ich verließ so begierig einsog wenn sie mich aufnahm, schaute ich nicht zurück, weder nach ihr noch nach meiner Großmutter Haus. Ich fuhr einer Bestimmung entgegen, einem Ziele zu. Die erste, die jugendlichste, die kindlichste Gralsfahrt begann und eine Erregung saß in meinem Herzen. Da war nicht mehr der Zaubermantel in dem ich unmerkbar dahinflog, und wenn er sich auseinanderschlug war ich an einem neuen Ort; da saß ich selbst und die Dinge glitten vorüber und ich mußte sie gleiten lassen. Sie gingen mich schon nichts mehr an wenn sie verschwanden, und waren vergessen ehe ich sie begriff. Aber daß wir gemeinsam nach jenem Ziele fuhren, das ging mich an; ich war daran beteiligt, auch wenn es nur das Ziel meines Vaters war. Es war wie eine Pflicht, die ich für mich selbst in Anspruch nahm. Nach Leipzig wurde ich nicht mitgenommen, ich begleitete meine Eltern. Ich ließ mir von meinem Vater die Namen der Orte nennen an denen der Zug hielt

und machte für jeden Ort einen Strich in mein erstes Notizbuch das mir jemand geschenkt hatte; aber diese Pflicht fiel mir erst nach einer Weile ein und ich fragte meinen Vater, wie oft der Zug schon gehalten habe, und machte die Striche nachträglich.

Nach langen Stunden und vielen Strichen wurde die Gegend flach und gleichförmig. Das Auge fand keinen Halt. Felder und Felder, ununterschieden und ununterscheidbar, weit und formlos. Viele Windmühlen, heute alle längst verschwunden, bewegten ihre Flügel im Winde oder hielten sie still; aber alle drehten sich wie auf einem unendlich großen Teller stumm und gefühllos vorüber. Was nutzte es daß der Vater sagte, auf den Feldern wüchse Korn und die Mühlen vermahlten es zu Mehl. Sie schienen mir ungefüg, fremd und traurig. Aber die Eltern freuten sich doch auf Leipzig! und vielleicht war ich nur müde.

Wie oft hatte ich schon gefragt: wie weit ist es noch? ist es noch weit? — „Wenn wir in die Nähe von Leipzig gelangen" sagte mein Vater, „müssen wir über sieben eiserne Brücken." — Ich schwieg lange und wagte nicht mich zu regen.

„Sind wir schon über eine der Brücken hinüber?" fragte ich später unsicher.

„Nein" sagte mein Vater; „noch nicht; das merkst du."

Mein Sinn war auf die Brücken gerichtet. Es dauerte nun schon so lange und zugleich war mir bang daß ich eine versäumen könnte, als ob sich dann eine mir unbekannte dunkle Verheißung nicht erfüllen werde, die an das Überschreiten der sieben Brücken geknüpft sei.

Endlich kam die erste. Ich sah meinen Vater an. Der Zug donnerte schwerfällig und verlangsamt über eine kurze eiserne Brücke. Das Eisen rauschte, neben und unter mir; so würde es noch sechsmal rauschen. Ich erkannte einen schwarzen, trägen, unbeweglichen, gewundenen Fluß. Er lag zwischen Grasrändern wie erstickt oder ertrunken. In dieser Ebene ertranken die Flüsse.

Die zweite Brücke kam; die dritte. Wieder ertrank ein Fluß zwischen Gras — oder war es der gleiche? Ich verlor keine der Brücken. Und immer rauschte das Eisen. Und immer war Sumpf oder ein ertrinkender Fluß unter den Brücken.

Ich weiß noch, daß ich wenigstens das Bild der Stadt suchte. Ich wandte meine letzte Kraft und meinen letzten Mut daran. Ich suchte die Stadt fast wie eine Rettung. Aber da war keine Stadt, oder wenn da eine war, war sie nicht zu sehn. Nein, es war keine: ich wußte doch wie Städte aussehn mußten! lieblich oder stolz; ein Bild, ein machtvoll umfassendes; ich wußte doch wie Flüsse aussehn mußten, was Flüsse waren; ich hatte die Dreisam, den Rhein und den Main gesehn und erlebt. Die Flüsse dieser Stadt logen, sie seien Flüsse, und waren keine.

Am späten trägen Nachmittag als der Zug durch unbegreifliche Häuser entstehender Vorstädte in Leipzig einrollte, beschied ich mich. Wenn dies das Land der Zukunft war in das ich ausgezogen war, an das ich nun schon so viel gesetzt, so war eben das Land der Zukunft anders als alles was ich je erlebt. Es erforderte andere Kräfte. Ich würde stärker werden. Ich

sammelte neuen Mut, stärker zu werden und die Zukunft zu bestehen. Der Zug hielt einen Augenblick an einem schlammigen Graben. Ich hatte einmal eine sterbende Ratte in einem verschlammten Graben gesehn; an diese sich gegen den Schlamm wehrende Ratte wurde ich damals erinnert. Ich hätte sie vergessen, aber sie lebte wieder auf, und in Verbindung mit diesem Aufleben lebt sie noch heute.

Die Stadt, nahm ich mir vor, könnte bei Tage anders aussehen. Es dämmerte und ich war müde, aber ich war froh daß ich da war. Danach weiß ich nicht was geschah.

Es sollte eine geraume Zeit vergehen, bis ich dahinter kam, was es mit der Stadt für eine Bewandtnis hatte. Unsere erste Wohnung in einer freudlosen Straße, wo viele Verlagsbuchhandlungen dicht beieinander lagen und unzählige zweirädrige Stoßwagen täglich erdrükkende Stöße gleichförmiger Bücher, in ewig graue Pappe gepackt, in sich aufnahmen und zu mir unbekannter Bestimmung abfuhren, muß sehr ausdruckslos gewesen sein; ich habe von ihr, den Dingen die darin standen, den Menschen die dort verkehrten, dem Leben das wir dort führten nicht die leiseste Erinnerung. Weder meine Eltern noch mein Bruder noch ich selbst existierten in dieser Zeit, obgleich für anderes gleichzeitige eine zum Teil sehr lebhafte Erinnerung in mir besteht. Es war als ob die Menschen in der Ausdruckslosigkeit erblindeten wie die Fenster aus denen ich nicht ein einziges Mal auf jene freudlose Straße hinabgesehen zu haben mich entsinne. Ähnliche er-

blindende Wirkung hatte auf mich die ganze Stadt. Ihre Sonne war dunkel, ihr Licht nie ganz hell, ihre Luft nie ganz rein. Ihr Baumkranz war von glanzlosem schmutzigem Grün und von fettigem Ruß, der sich auf allem ablagerte, verkümmert und vergiftet. Keine einzige Blume blühte damals in den spärlichen Anlagen. Die Straßen, besonders die äußeren, waren unfreudig und unfroh geschäftig, der Westen noch nicht erschlossen. Sie hatte keinen mit meinen Sinnen und meinen Empfindungen erfaßbaren Ausdruck, keine Gestalt und kaum ein Gesicht, weder im äußeren noch im inneren Sinn. So ist sie mir im Tiefsten verblieben trotz der sehr großen Kenntnis, die ich im Laufe vieler Jahre meines Aufenthalts von ihr gewann. Ich sage das nicht aus Undankbarkeit. Jedem geben die Menschen, geben die Dinge mehr als er gibt, mehr als er bemerkt. Das weiß ich auch von der Stadt. Aber indem sie gibt, teilt sie sich mit. Und viel Blindes, Blasses, Lichtarmes, viel Gedrücktes, Unbewegliches, Niedergehaltenes schwebt über ihr und der Ebene, die sie um sich zu dulden hat, bis auf den heutigen Tag.

Nach jener Verfinsterung meiner selbst, die der Stunde meiner Ankunft folgte und wie eine Eklipse über mich hinging, finde ich mich erst auf meinem ersten Schulgang wieder. Ich ging mit meinem Ranzen auf dem Rücken einen kurzen Weg, den mir meine Mutter beschrieben hatte, über einen kleinen mit Bäumen und Büschen bepflanzten Hügel der Anlagen, an dessen Fuß ein finsteres Denkmal stand. Ich strich achtlos mit der Hand über die ersten Knospen und Spitzen der Büsche; da war sie schwarz von Ruß und Staub und

ich mühte mich vergebens sie an meinem Taschentuch rein zu wischen. So machte ich eine Faust. In der Schule wurden die Neuankömmlinge zunächst mit den Schülern der anderen Klassen in einen großen Saal geführt. Denn es war Montag und vor Beginn des Unterrichts wurde an diesem Tage regelmäßig eine Andacht gehalten. Ich sah wie die anderen Schüler nach einem Gesang die Hände zu einem Gebet falteten das einer der Lehrer sprach, und tat es ihnen nach; und da ich nun dabei meine Faust aufmachen mußte, sah ich daß die Finger meiner linken Hand auch obenauf und an den Seiten schwarz und schmutzig waren und vergoß in meiner Erregung einige zornige und beschämte Tränen über diesen Pranger. Doch endete er bald und mein erster Unterricht begann, auf den ich mich jedoch ebenso wenig wie auf meine ersten Lehrer und Mitschüler besinnen kann.

Als die Schule aus war und ich mich zwischen den anderen Jungen aus dem Hause drängte, sah ich auf der gegenüber liegenden Seite der schmalen Straße auf die der Eingang mündete eine Menge von — wie es mir schien — buntgekleideten Frauen stehn, und jeder der Schulknaben rannte nach kurzer Ausschau auf seine Mutter los und wurde von ihr in Empfang genommen. Dies befremdete und erstaunte mich. War es auch eine Sitte die ich noch nicht kannte wie das Händefalten und das Gebet? Ich blickte ängstlich hinüber, ob meine Mutter am Ende auch da stände. Aber sie stand nicht da und ich freute mich meiner Mutter.

Zu Hause bei Tisch fragte ich sie wegen der Schulandacht: ich hätte die Hände gefaltet und auch so getan

wie die anderen. Meine Mutter wollte etwas erwidern, aber mein Vater mischte sich ein und sagte: „Mach du das nur mit; das kann dir gar nichts schaden.“ Ich habe meinen Vater genau verstanden und er hat sicher die Worte so gemeint wie ich sie verstanden habe: daß nämlich die Andacht und das Gebet zu Gott eine Sitte sei, und daß es in der Ordnung und anständig sei und es besonders mir, der ich lernen sollte was Sitte und Anstand fordere, nichts schaden könne, Sitten mitzumachen. Ich betete nicht zur Nacht, das hatte ich nie getan; ich betete nicht in der Kirche, denn ich ging nicht in die Kirche. Das Schulgebet betete ich als eine gute und fromme Sitte mit. Indem ich dies aber tat, geriet ich bei dieser ersten Gelegenheit unbewußt schon in jene bedenkliche Essenz des Zeitalters, die es so stark und tödlich durchdrang: die Essenz des Tuns-als-ob. Ich tat als ob. Es war geheiligt; es war Sitte. Auch dies schon war ein gewisses Prunken, Glänzen, ein Sich-behagen oder wenigstens ein Sich-genügen mit einer nicht mehr vollen Wahrheit. Ich tat als ob ich betete —: einer Sitte zu Liebe, andern zu Liebe. Denn ich hatte nie ein ernstliches Empfinden, mit meinem Gebet Gott anzurufen, mit meinem Gebet von Gott gehört zu werden, mit meinem Gebet irgend etwas auszurichten, mit meinem Gebet überhaupt ein Verhältnis zu Gott auszudrücken. Mein Gebet war nie mein Gebet. Und wie mein Leben für viele steht, so wird es auch hierin für viele stehen.

Mein Tun war kindlich und unschuldig; so war es auch mein Tun-als-ob — in Diesem wie in vielem Späteren. Aber der Geist der Zeit überfällt das Kindliche

und Unschuldige, und wir werden schuldig an der Zeit ehe wir verantwortlich für sie werden. Die Begebenheit aber ist die Bestätigung meiner Annahme, daß ich ohne kindliches Gebet und ohne den kindlichen Glauben an Gott groß geworden bin, welche Bestätigung an ihrem Orte zu erzählen ich im ersten Teil dieses Buches versprochen habe.

Kurze Zeit darauf sehe ich mich in einer lichteren Wohnung. Große Fenster sehen auf eine belebte Handelsstraße hinab, aus der riesige Ballen von frischem Leder und schwankende Türme getrockneter Häute täglich einen aufdringlichen, selbstbewußten, leicht beizenden Geruch bis hoch in die Häuser hinauf verbreiteten. Viele Zimmer reihten sich in gerader Flucht aneinander; ein langer Gang, gestreckt wie eine Rennbahn, lief vor ihnen hin und endete in einem ziemlich geräumigen Platz am Eingang, den ich nur als Turnplatz achtete, durch den aber — teils störender teils willkommener Weise — die Freunde der Familie, die Professoren und Minister, die Präsidenten und Reichsgerichtsräte, die Beamten und Pedelle, die Studenten und Kandidaten, die Buchhändler und Künstler, der Oberbürgermeister und die Leipziger Patrizier, die Generäle und Offiziere, die Fürsten und Prinzen die meinen Vater besuchten, ebenso wie die Besuche meiner Mutter und meine und meines Bruders Spielkameraden die Wohnung betraten.

In dieser Wohnung wurden im Verlauf der folgenden Jahre ein zweiter Bruder und meine beiden Schwestern geboren, so daß wir nun unser fünf waren. Doch

spielte sich das für mich ohne besondere Eindrücke und im Hintergrunde ab. Brüder und Schwestern bekam man oder bekam sie nicht. Ich hätte nie den Gedanken zu fassen vermocht, sie seien für mich da oder bedeuteten für mich etwas besonderes. Wenn man mir gesagt hätte, sie gingen mich aus Gründen des Bluts oder der gemeinsamen Abkunft als Geschwister mehr oder näher an als andere Menschen, so hätte ich und habe ich das zwar hingenommen, aber ich hätte und habe es nie begriffen. Ich habe es nie gefühlt. Vielleicht hinderte mich schon sehr frühe ein Gerechtigkeitsgefühl. Ich war gegen alle Menschen freundlich, wie ich mich auch nicht besinnen kann einen einzigen Menschen getroffen zu haben der mir unfreundlich begegnete; aber ich war in einer Überschwänglichkeit meines Innern am freundlichsten gegen die die es nach meiner Meinung am meisten verdienten. Meine Geschwister galten nur, sofern und so lange ich sie höher stellte als andere Menschen. Ich glaubte so gerechter gegen sie zu sein.

Gab es denn etwas anderes für einen Knaben meines Alters als eine frühe, zarte, unbewußte Ritterlichkeit gegen Frauen und eine ebenso frühe, zarte, unbewußte Wertung zwischen Männern? und Schwestern waren Frauen wie Brüder Männer waren. Wenn überhaupt ein Gefühl in meinem Blute lag so war es dieses und Vater und Mutter nahmen teil daran. Ich habe keinen Menschen im Leben höher geachtet als meinen Vater und reizender gefunden als meine Mutter. Aber dies geschah, weil kein Mensch höher zu achten war als mein Vater, und weil keine Frau reizender war als

meine Mutter. Es geschah nicht weil er mein Vater und es geschah nicht weil sie meine Mutter war. Um dieses willen geschah nichts in meinem Leben. Ich glaube und hoffe daß dies die Wahrheit ist.

Mit meinem ersten Bruder, der sich unterdessen zu einem ebenbürtigen Spielkameraden ausgebildet hatte — der zweite und die Schwestern waren die Kleinen — wurde um deswillen nun gemeinsame Sache gemacht. In Sachen der Schule blieb jeder für sich. Hier waren wir durch zwei Jahre getrennt; da mußte jeder für sich zurecht kommen. Niemals, so viel ich weiß, teilten wir uns auf diesem oder auf anderen Gebieten einander mit; niemals half ich ihm bei seinen Aufgaben und niemals erwartete er dies, wie übrigens auch meine Mutter mir niemals half oder ich das von ihr erwartete, während mein Vater für eine helfende Tätigkeit in dem was uns selbst anging von vornherein gar nicht in Betracht kam. Gewichtiger aber als die Kameradschaft meines Bruders war, daß er ein ebenbürtiger Gegner in allen Wettspielen war und nicht minder in den ernstlichen Kämpfen und Waffengängen, die wir uns lieferten. Auf dem schon beschriebenen Turnplatz hing das Trapez, hingen die Ringe, die lange Schaukel, stand bald ein hoher gewichtiger Barren — die Geheimen Räte mochten sich ducken wenn sie dem Schwung unserer Leiber an den Geräten ausweichen wollten — und über den langen Gang raste der Wettlauf, flogen die Pfeile, die stählernen Spitzbolzen des Blasrohrs, die Lanzen und die Äxte. Mein Bruder war gewandter, schneller, ich nur durch das Alter und eine etwas größere Kraft überlegen. Er schoß besser mit

dem langen weittragenden Bogen, den wir mit Mühe spannten, und sein Blasrohr war bis auf unwahrscheinliche Entfernungen besonders auf die Glatzen von Schreibern im (alten) Reichsgericht über die Straße, die bei offenen Fenstern schrieben und mit feuchten Lehmkugeln bedacht wurden, nahezu unfehlbar. Es war ganz gut mit ihm auskommen; er stand seinen Mann. Der eigentliche und gefährliche Kampf war der mit Äxten, als welche zwei Hämmer aus dem Haushalt herhalten mußten. Sie waren schwer und gediegen, wie es Hämmer in ordentlichen Haushalten sind, und zum Einschlagen von Nägeln berechnet, taugten aber bei unserer Handhabung auch dazu, nach Art eines indianischen Tomahawk gegen den Gegner gewirbelt zu werden, und die Gegner waren wir. Jeder führte einen viereckigen Schild am Arm, einen mit Pappe übernagelten, mit Drachen, Schlangen und Ungetümen schrecklich bemalten Kistendeckel, den er erhob, wenn der Hammer heranflog. Denn dies war die stillschweigende eiserne Kampfregel: man mußte dem Wurfe stehen; man durfte mit dem Körper nicht ausweichen; man mußte den Hammer mit dem Schilde auffangen. Wir hatten schnelle und scharfe Augen und schnelle und sichere Bewegungen. Die Streitäxte krachten auf die Schilde, wie wir uns vorstellten daß sie krachen sollten. Einmal jedoch mußte ich nicht aufgepaßt haben; als ich mich aus einer Beugung, die ich aus irgend einem Grunde ausgeführt hatte, aufrichtete, sah ich meines Bruders Hammer gerade auf meine Kehle zufliegen. Zu spät, den Schild hochzukriegen! Ich hätte bei Seite springen müssen. Daran hinderte mich die

Kampfregel. Ich stand. Ich weiß ganz genau — wie in diesem Augenblick — daß es mich durchfuhr — und ich hatte bei dem Gewicht und der Geschwindigkeit des Hammers alles Recht dazu —; es durchfuhr mich: Jetzt ist es aus! „Dann geht man eben unter!" Also endlich! — Mein Schild hing reglos am gesenkten Arm. Ich bot dem heranwirbelnden Hammer die Brust. Er traf mich genau auf die Verbindungsstelle der beiden Schlüsselbeine. Es krachte und benahm mir den Atem. Dann fühlte ich etwas an mir herunterrieseln. Mein Hemd stand offen und der Hammer fiel machtlos zu Boden.

Ich stand wortlos und in einer ganz unfreiwilligen Glorie meinem Bruder gegenüber, in dessen Auge eine entsetzliche Angst stand. Darauf wagte ich an mir herunter zu sehn. Die Stelle, wo der Hammer meine Brust getroffen hatte, war gerötet aber unverletzt, und in der Falte des Hemdes, in das ich hineinsah, lag das was heruntergerieselt war: die Erklärung meiner Unverletzbarkeit, die breite Stielplatte eines sehr festen Beinknopfs, wie wir sie damals zum Verschluß des Hemdes zu tragen pflegten. Der Hammer hatte genau die obere Platte getroffen, die bei dem Aufprall abgesprungen war; die andere hatte beim Herabgleiten das Rieselgefühl erzeugt; die Elastizität der beiden Beinplatten und des Knopfstieles hatte mich bewahrt.

Meinem Bruder gegenüber bewahrte ich den Nimbus der Unverletzlichkeit der mich in diesem Augenblick für ihn umgab. Ich glaube nicht daß er lange vorgehalten hat. Ich aber empfand die ganze Begebenheit wie eine Probe auf mich, die mir der Zufall oder

das Schicksal schenkte. Ich glaubte, wonach meine Seele so sehr lechzte, wenigstens einen kurzen Augenblick dem Tode ins Auge gesehn zu haben. Er war nichts. Nein: er war nichts! Oder doch: er war etwas! Denn man hatte natürlich Angst, man hatte ein unbeschreibliches Gefühl zwischen Angst und Mut, und sicher: man hatte Angst. Aber man konnte auch sie bestehen. Ich hatte sie einen Augenblick bestanden. Von dem Tage ab fanden keine Kämpfe mit geschleuderten Äxten mehr statt. Ich hatte eine Probe die für mich fast etwas Heiliges bedeutete. Es war, als ob die Kämpfe damit hätten enden sollen.

Meine Schulzeit verlief ohne Erregung. Die Klassen der Vorschule und die neun Jahrgänge eines humanistischen Gymnasiums, das sich hohen Rufes erfreute, durchlief ich ohne Auszeichnung aber auch ohne Aufenthalt, ohne Lust aber auch ohne Ablehnung. Aus frühen Schuljahren ist mir die erste Begegnung mit den Zehn Geboten als ein Erlebnis in Erinnerung das mich befremdete. Gott —; ich dachte nicht über ihn nach. Ich hatte keine andern Götter neben ihm und machte mir kein Bild von ihm. Ich wußte nichts von Gott. Vielleicht würde ich einmal von ihm wissen; dann war das Gebot für jene Zeit, die ich erwarten würde. Doch war es mir verdächtig daß von anderen Göttern gesprochen wurde; waren denn viele Götter in der Welt, die galten? Es klang so drohend. Der Lehrer sagte nichts darüber. — Wie fremd und gegensinnig, wie unnötig zumal erschien mir das Gebot, Vater und Mutter zu ehren, damit es mir gut gehe

und ich lange lebe auf Erden. Was war das: Eltern ehren? Das schien mir etwas was ich nicht tat, was sie auch gar nicht von mir verlangten oder erwarteten. Ich wußte gar nicht, wie ich das hätte machen sollen. Zwischen mir und meinen Eltern war alles selbstverständlich und nicht an Ehrungen geknüpft, und es ging mir wohl, weil meine Eltern lebten, nicht weil ich sie ehrte. Aber wenn alle meine Mitschüler das Gebot ohne Frage hinnahmen, so wußten sie vielleicht wie man Vater und Mutter ehrt, und nur ich wußte es nicht? Mußte ich dann früh sterben? Aber ich fragte nach meiner Art niemand. — Ich sollte nicht töten, nicht stehlen, nicht ehebrechen, nicht falsches Zeugnis reden, nicht Weib, Knecht, Magd, Vieh meines Nachbarn begehren — warum wurde mir das befohlen? Ich tötete nicht, stahl nicht, brach keine Ehe, redete kein falsch Zeugnis, begehrte nichts von meinem Nachbarn — ich dachte ja gar nicht daran! Das lag alles so ganz jenseits meines Bereiches. — Besonders beschäftigte es mich, wie jemand auf die ganz unvorstellbare und unangenehme Idee verfallen könne, die Magd seines Nächsten zu begehren. Diese Gebote schienen mir für Verbrecher. — So lernte man sie denn auswendig, ohne Sinn und Verstand, unnötig bedroht und unnötig abgestoßen. Man sagte sie her, wenn man gefragt wurde, hübsch der Reihe nach oder einzeln, um drei nicht mit vier und vier nicht mit sechs zu verwechseln, — und war zehn Jahre alt und nichts davon ward je lebendig.

Später kam endloses Latein, noch später sehr viel Griechisch. Deutsch und Turnen waren gleichgesetzte Nebenfächer. Jede Woche gab es davon zwei Stunden,

nur in den höheren Klassen kam der deutsche Unterricht zu etwas besserem Recht. Ich machte viele lateinische Verse — über den Frieden, über den Krieg, über das Schwimmbad, über die Leier, über das Klavier — aber ich wußte nicht, ob und was für Dichter in Deutschland lebten, wenn ich es nicht aus den Büchern erriet die mein Vater meiner Mutter zum lesen auf ihr Schreibpult legte. Ich vermochte den Flächeninhalt einer Ellipse zu errechnen, hatte aber keine annähernde Vorstellung von der Größe eines Quadratkilometers oder von dem Gehalt eines ordentlichen Professors an der Universität. Wir schrieben griechische Arbeiten in Übersetzung deutscher Vorlagen ohne Wörterbuch — was wirklich eine besondere Vergeudung des Griechischen und des Deutschen zugleich war da wir für solche Arbeiten gar nicht das Zeug hatten und keiner sie auch halbwegs fehlerfrei zustande brachte — und konnten im Grunde den Homer nicht lesen. Wir lernten aus dem bellum gallicum die Konstruktion der Brücke die Cäsar für seine Legionen über den Rhein schlagen ließ und wußten jede Strebe und jede Bindung zu benennen, aber wir wußten nicht, wie nach der Verfassung die Konstruktion des Deutschen Reiches aussah, was da band und was da trug. Wir kannten den zweiten messinischen Krieg besser als den zweiten schlesischen oder die Freiheitskriege, da der Geschichtsunterricht nicht bis zu diesen späten Ereignissen hin gedieh. Die geschichtlichen und politischen Grundlagen unseres Lebens blieben uns völlig unbekannt.

Dies alles war jedoch keineswegs die Schuld der Lehrer; es lag in der Zeit und ich kannte kein Gym-

nasium, wo es wesentlich anders gewesen wäre. Man schulte den Verstand, man übte das Gehirn, man trainierte auf sprachliche uneigene Form durch das beständige Fußexerzieren in der lateinischen Sprache, in der Mathematik, in der Grammatik und Syntax, in dem fremden Formenreich der griechischen. Dazu wurden die alten Sprachen mißbraucht. Von ihrem Geist habe ich keinen Hauch verspürt. Aber noch weniger, da es um eine reine Übung einiger Funktionen des Gehirns und in beschränkterem Grade auch der Anschauung ging, kümmerte man sich um den Menschen den man vielleicht hätte erziehen können. Keiner von uns kam mit irgend einem persönlichen Gewicht, einem Selbstgefühl, einem Selbstvertrauen, einer Sicherheit aus der Schule, ein Kerl zu sein. Als wir die Schule verließen waren wir alle nicht nur der humorvollen Bezeichnung nach, sondern allen Ernstes Maulesel und konnten nichts anderes sein. Keiner von uns ist, wie ich glaube, dort menschlich das geworden was er am Ende dieser Lehrjahre menschlich hätte sein können.

Ich habe keinen Lehrer geliebt, viele geachtet, wenige gering geschätzt. Dennoch hat mich außer einem großen Mathematiker und meinem Lehrer im Deutsch während der beiden letzten Schuljahre keiner gefesselt. Verachtet und darum geärgert wurden nur die wenigen die es verdienten. Denn Schüler sind wohl grausam aber nicht ungerecht. Doch wurde auch einer, zwar nicht verachtet, aber ewig aufgezogen, was er weniger verdiente als vielmehr selbst geradezu herausforderte. Wenn es die Mitschüler zu weit mit ihm trie-

ben, sprang ich ihm bei indem ich mit den Spöttern nicht mehr mittat; und dann konnte er die gefährdete Stunde mit mir allein zu Ende führen, indem ich, der tobenden, lachenden und trampelnden Klasse zum Trotz, ihm antwortete und zuhörte. Hierbei stellte er sich ganz nahe vor die Bank auf der ich saß und die Unterrichtsstunde verwandelte sich, nur von Ordnungsrufen unterbrochen die er lateinisch in die Klasse schleuderte, in eine Art halblauten Zwiegesprächs zwischen ihm und mir womit er sich betrog. Es geschah beinahe unbemerkt für die andern, die ganz mit sich selbst beschäftigt waren und alle nach Jungenart nur daran dachten, jeder mit einer besonderen Frechheit vor sich und den anderen zu glänzen.

Einmal nun hatte er sich wieder an seinem Standort vor mich hingestellt, als es mir noch gar nicht darum zu tun war, auf das Gelächter und den allgemeinen Kampf gegen ihn zu verzichten. Er schaute mich ernst und vorwurfsvoll an. Ich tat nicht als ob. Er beschwor mich mit Blicken. Ich hatte keine Acht darauf. Da plötzlich, dicht an mich herantretend, sprach er halblaut Cäsars letztes Wort zu Brutus, das er — verfänglich genug — ins Griechische übersetzte um es recht eindringlich zu machen. „Auch du, Brutus!“ wollte er sagen, und „*καὶ σὺ τέκνον*“ — („auch du, mein Kind!“) flüsterte er mir zu. — Da verriet ich ihn. Ich fühlte eine Wollust des Verrats. Nichts war mir höhnisch genug ihm zu antworten. Nichts war mir gemein genug ihm anzutun. Ich sprang auf, kehrte den Daumen der geballten Faust zur Erde, wie die Römer taten um den Tod von Gladiatoren in der Arena zu besiegeln, und schrie: „Stoßt

zu! Apage! Hinaus! Ex!" und was noch mehr. Die andern taten mir nach und unter allgemeinem Gebrüll räumte der Lehrer das Feld.

Beim Heimweg aus der Schule fühlte ich mich als gezeichneter Verräter, als Verschworener, als alles; ich fühlte die Möglichkeit eines Mordes wie Brutus ihn an Cäsar beging in mir. Ich war etwas was ich vorher nicht war. Es überraschte mich daß ich es vermocht hatte; aber es war mir eine Genugtuung eines Verrates fähig zu sein. Ich brüstete mich ganz deutlich vor mir selbst damit, während ich zugleich meinem Lehrer halb dankbar war, den Anlaß zu dieser Heldentat gegeben zu haben.

Obwohl eine Anzahl meiner Mitschüler — und nicht die schlechtesten Menschen — mit mir durch alle Klassen des Gymnasiums gingen, bin ich keinem freundschaftlich näher und länger verbunden gewesen. Einer der mir nahe stand starb zu einer Zeit als ich noch nicht wußte, was man an einem Menschen verliert. Trotz vieler Berührung, die sich mit andern in Schule und Haus einstellte — denn es gab natürlich Einladungen, Besuche und Spiele — sind sie mir alle schmerz- und gedankenlos entglitten, als die Bahnen sich trennten. Nur von einem, und gerade von einem der nur sehr kurz mit mir die Gemeinsamkeit der Schule teilte, habe ich eine nachdenkliche Erinnerung behalten, die mich noch heute begleitet und bewegt.

Es muß in meinem zwölften Lebensjahr gewesen sein, als ein „Neuer" in die Klasse kam, ein sehr schöner, gepflegter und angenehmer Junge mit einem, wie ich

mich zu erinnern glaube, fremdklingenden Namen. Er war untadelig vielleicht sogar vornehm erzogen, mit einer einfachen Erlesenheit gekleidet, von sanftem und ruhigem Wesen. Offenbar verkehrte er mit andern Jungen als ich; ich schenkte ihm, außer daß er mir gefiel, keine besondere Beachtung. Eines Tages bemerkte ich daß der Knabe die gleichen Stiefel trug wie ich — was immerhin auffällig war. Denn damals trugen Jungen allgemein kurze Schaftstiefel, nur ich trug wegen eines empfindlichen Spanns fast als einziger Schnürstiefel, die gerade begannen aufzukommen und wie alles damals, etwas geziert hergestellt wurden, somit noch nicht die schöne derbe Sachlichkeit aufwiesen die ihnen jetzt selbstverständlich ist. Sie waren im Schnitt und in den Zutaten geziert. Meine Stiefel hatten als Schmuck keine schwarzen sondern goldene — will sagen messingfarbene Schnürhaken, und gerade solche Stiefel mit goldenen Schnürhaken trug plötzlich der Knabe. Ich wurde durch die Stiefel auf sein Verhalten aufmerksam. Nach einigen Tagen bemerkte ich daß er ein kleines Lesestück, das jeder vorlesen mußte, genau so las wie ich. Dies hätten zwar die andern auch gern getan — denn ich las es am besten und meine Art es zu lesen wurde dadurch von selbst zu einem Muster für die andern — aber keinem gelang es in so natürlicher und unbefangener Weise als ihm. Auch sah ich daß er den gleichen, breitkrämpigen Strohhut trug wie ich. Er trat zum Antworten auf die Fragen des Lehrers aus der Schulbank heraus wie ich, stellte sich hin wie ich; er ahmte meine Haltung, meine Bewegungen, meine Stimme, meine Schriftzüge, ja end-

lich Züge meines Wesens — eine gewisse Art zu lachen etwa — in einer Weise nach die mich beunruhigte. Aber immer schien alles natürlich und ungezwungen. Ich habe nie bemerkt daß er zu mir hinsah um etwas von mir abzulernen, und meine Schrift mußte er einfach aus dem Anschauen der Schulhefte in sich aufgenommen haben, da bisweilen die Hefte durch die Lehrer selbst für Zwecke der Unterweisung ausgetauscht wurden — und meine waren durchaus nicht die besten. Meine Bewegungen schien er geradezu zu erraten.

Ich lief zu meiner Mutter: ich müsse andere Stiefel haben; ich müsse einen anderen Hut haben. Sicher nicht um mir zu willfahren aber aus irgend welchem Grunde — vielleicht weil ihr die bisherigen wirklich zu geziert schienen — ließ mir meine Mutter andere Stiefel machen. Wenige Tage später trug er die gleichen. Wenn ich einen grünen Federhalter hatte, hatte er wahrscheinlich auch einen; wenn ich die Schultasche statt auf dem Rücken an den Riemen in der Hand trug, was ich für erwachsener hielt, so trug er die seine sicher auch in der Hand; wenn ich beim Schwimmen eine rote Badehose trug, trug auch er eine rote Badehose. Aber es war, als ob sich das alles auf die natürlichste Weise einstellte und ergebe, ohne daß er darauf ausginge. Er wählte und tat dies alles von sich aus, als ob er wisse, was ich wählen und tun würde. Er ahmte alles nach was ich tat, ahmte mich selbst nach und schien doch dabei mich nicht mehr zu beachten als ich ihn. Ich war erst erstaunt, gestört und unruhig; dann wurde ich wütend. Ich vermutete von

Anfang an eine Absicht und als er das zweite Mal, wie es mir schien, die gleichen Stiefel trug wie ich, lief ich ihm auf dem Nachhausewege nach und stellte ihn: wie er dazu komme, meine Sachen zu tragen, meine Schrift nachzuahmen, meine Stimme, meine Bewegungen nachzuäffen?

Wie er dazu komme? Was ihm einfalle?

Der Junge war wie vor den Kopf geschlagen. Er sah mich groß und angstvoll an. Er wolle mich doch nicht nachmachen, antwortete er sehr langsam und kleinlaut. „Natürlich machst du mich nach!“ rief ich; „sogar die gleichen Stiefel trägst du um mich nachzumachen!“ — Er sah erstaunt nach unten. Dann sah er mich wieder an und antwortete nichts. Ich verachtete ihn. „Du bist ein elender Nachäffer!“ schrie ich ihn an; „wenn du noch einmal mit meinen Sachen erscheinst, wenn du mich noch einmal nachäffst“ — ich wartete es nicht ab und stieß ihn an die Wand.

Von diesem Tage schien es als sei jeder Halt von ihm genommen. Er saß wie fern von sich, geduckt, schlaff und verständnislos in seiner Bank. Oft brach es aus ihm heraus und er weinte vor sich hin leise und fassungslos, ohne die geringste Bewegung, ohne den Versuch oder die Kraft sich zu bekämpfen. Seine Leistungen wurden schlecht. Er antwortete zwar: aber er zwang sich da irgend etwas hervor was ihn gar nichts anging, was er sozusagen an die Stelle einer Ohnmacht zu setzen trachtete — gezwungen und krampfhaft. Er versuchte vergebens, sich zu finden, das zu finden was er einmal in anderer Gestalt besessen. Er war wie ein Mensch ohne Sinn und Seele, oder mit einer

kindlich unberührten, leeren Seele, einer der sich nicht zu helfen weiß und doch sich ehrlich helfen möchte. Seine Bewegungen waren unsicher und ungeschickt, seine Schrift war ängstlich gezeichnet, wie gefälscht, willkürlich schülerhaft und geziert — ich suchte das geringste Zeichen einer Nachahmung der meinen; es war nicht darin, sie schien wie für mich gefälscht —, sein Auftreten mutlos und biegsam. Er hing am Reck ohne seinen Aufschwung, seinen Klimmzug auch nur zu versuchen. Er ging unsicher um jede Ecke. Er schien selbst seiner Stimme zu mißtrauen als gehöre sie ihm gar nicht.

Ob er krank sei: nein. Ob ihm jemand etwas getan hätte: nein. Ob ihm etwas zugestoßen sei: er wisse nicht. — Kein Mensch konnte zu ihm gelangen.

Ich? — vermochte ich es? — Mich schauderte. Es war mir unbegreiflich, unausdenkbar und unberührbar. Ich konnte uns beide nicht bloßstellen und er war schon von Natur viel zu vornehm, sich preiszugeben. Ich mußte schweigen. Ich wußte nichts als zu schweigen. Nun waren wir beide erst recht seltsam und tief verknüpft; aber ich war nun sehr traurig für ihn daß man ihn fragte und die andern zu ihm hinsahen. Ich wenigstens wünschte ihm das zu ersparen und sah nicht zu ihm hin, aber ich fühlte in mir wie er so traurig dasaß. Nach dem Ende der Sommerferien, als die Schule begann und alle wieder kamen, kam der Knabe nicht wieder. Es hieß, seine Eltern seien weggezogen aus der Stadt.

Erst sehr viel später, nachdem das Begebnis in seiner Unbegreiflichkeit mir anfänglich lange eine wirk-

liche Unsicherheit und Angst vor Wiederholung bereitet hatte, machte ich mir klar, wie zart und unbeleidigend, ja wie reizend und glücklich er in der Nachahmung war, die mir gegolten hatte.

Ja, du Unerkannter! Dich habe ich vielleicht vertrieben, den edelsten Freund! Der du mich liebtest ohne es noch zu wissen! Den ich, das Bild deiner Liebe, so sehr erfüllte, daß du vergaßest daß ich neben dir lebte! Der du mein Wesen annahmst als das dir genehme, als das dir natürliche, als das dir geschenkte! Der du mir so knabenhaft keusch nachstelltest, daß du dich mir nie nähertest! Der du es schön und glücklich empfandest, ein Zwillingsstern zu sein, fern und doch ewig gebunden an mich der sein Stern war. —

Wie sinnlos, wie blind zerstören wir Zartes! Es ist nicht nur das Spinnengeweb zwischen den Stämmen des Waldes das wir unachtsam in einem Schritte zerreißen, nicht die Ranke die wir niedertreten, die Blüte die wir knicken, das Reh das wir töten — was alles im Haushalt der Natur aufsteht als fechte sie keine Zerstörung an — es ist auch das zartere Zart das uns selbst gilt — das wir fast selbst sind — was wir in Blindheit zerstören. Dieses steht nie wieder auf. — Wußte ich was da zerbrach? Wußte ich was ich mir nahm? Von einer Welt die in eines Knaben Seele sich für mich erbaute, blieb mir nichts als ein trauriges Bild, das Bild das er bot, das Bild in dem ich ihn sehe, das Bild einer weinenden Blume. —

Ich hatte freilich Grund mich dieses Erlebnisses lange und oft zu entsinnen. In den langen Jahren der Schulzeit, der Studentenzeit, des ersten Berufs, der los-

gelösten und leeren Mannesjahre gewann ich keinen dauernden und wirklichen Freund, so daß das Bild des Vertriebenen beinahe in der Art eines stummen Vorwurfs sich in unbewachten Augenblicken einstellte. Ich sah im Umgang meines Vaters was Freundschaft war, er sprach von den Männern und Frauen die seine Freunde waren und was sie ihm seien und gäben und ich gewahrte seine Freude an ihnen, seine offenen frohen Blicke, seine herzliche Hand, sein wärmeres Wort, all den Nachhall von Menschen in seiner empfangenden Seele. Mir war das lange versagt, ohne daß ich es allzusehr entbehrte. Aber die Großmutter, besorgt um solche Dinge, fragte oft und früh nach meinen Freundschaften. „Ach! hättest du nur einen einzigen Freund," schrieb sie mir als ich aus der Schule ins Leben hinaustrat, „wie glücklich wollte ich alte Frau sein!" Freilich machte man auch Ansprüche. Geringer als Achilleus und Patroklos, als Kastor und Pollux die noch als Sterne sich anglänzten, als Cäsar und Brutus, wenn er ihn auch ermordete, als Orestes und Pylades, als meinen Vater und seine ewig jugendlichen Freunde vermochte ich mir keine rechten Freundschaften vorzustellen. Derartiges aber schien sich in meiner damaligen gleichartigen Umgebung nicht zu wiederholen. Trotz freundlichen Erinnerns an viele, trotzdem man sich Freunde nannte; es waren keine großen Freundschaften, wie sie besungen sind, keine wie sie die Großmutter, wie sie mein Vater meinte und übte. Ich glaubte mich völlig bereit und bereitet; aber alle meine Freunde schienen mir nicht meinem Vater ebenbürtig zu sein, den ich schon früh als Maßstab für alles nahm.

In den Jahren der Vorschule und ersten Gymnasialzeit wurde der körperlichen Ausbildung, die in der Schule zu kurz kam, außerhalb ihrer eine erkleckliche Zeit und Übung gewidmet. Es gab keinerlei Sport, sehr unzulängliches Turnen und wenig gymnastisches Spiel. Das Rad, der Ski waren noch sehr fern; selbst der Rucksack und der Wanderstiefel zu Ausflügen und Wanderungen in den norddeutschen Niederungen unbekannt und den Hochgebirgstouren vorbehalten. Tennis kam gerade in geringer Vollkommenheit auf, wurde aber von uns als Spiel mit Damen wenig geachtet und aus innerer Verfassung heraus abgelehnt. Da wir nicht duldeten daß unsere jüngeren Schwestern, die mit uns eine Strecke weit den gleichen Schulweg hatten, auf der gleichen Straßenseite wie wir gingen — sie mußten drüben auf der andern Seite gehen und bei einer Begegnung taten wir als gehörten sie nicht zu uns, wie überhaupt man als Junge damals sich etwas durch die Tatsache bedrückt fühlte daß man eine Mutter hatte — konnten wir nicht mit Damen Tennis spielen. Der Rudersport, kümmerlich auf den trägen, schmalen und viel zu gewundenen Flüssen betrieben, war nicht sehr geachtet. Mein Vater empfand den Mangel und ließ uns mit einigen Söhnen seiner Freunde regelrechte besondere Turnstunden erteilen. Es wurde viel und gut geturnt, es wurde gut und ausdauernd geschwommen, es wurde ausgezeichnet Schlittschuh gelaufen. Ich fühle noch, wie mein Vater, selbst auf Schlittschuhen, mich von hinten unter den Armen packte, mich mit schlittschuhbeschwerten Beinen windschnell dahin trug und mitten auf der endlos erscheinenden

Eisfläche eines Weihers auf diesen unlenksamen fahrigen Dingern abstellte. Damit war seine Unterweisung beendet. Da stand ich nun. Ich rührte mich nicht um nicht zu fallen. In der Ferne zog mein Vater seine sicheren Bogen. Es war bitter kalt. Ich fror zum Erbarmen an Händen und Füßen und die Kälte biß mir in die Augen bis zu Tränen. Aber ich wußte: das war ja die Forderung. Ich sah bald, daß ich schneller und besser Schlittschuh laufen konnte als die Jungen die sich an Stuhlschlitten oder an die Hand älterer Geschwister und Eltern hielten. Die Winter waren regelmäßig lang und kalt und ich kam unzählige Male heiß und glücklich von schneller Bewegung nach Hause.

In der Schule zeichnete ich mich nur in zwei Fächern aus, den beiden ausgesprochenen Nebenfächern wie ich glaubte: Turnen und Deutsch. Was war auch schon Deutsch! Daß man der deutschen Sprache mächtig sei bis ins Äußerste war doch wohl selbstverständlich. Man ging ja täglich mit ihr um. Für mich war da kein Verdienst dabei. Ich machte nichts daraus daß ich die besten deutschen Aufsätze schrieb von Kindesbeinen an bis zu der deutschen Arbeit des Abiturientenexamens. Ich verwandte wahrhaftig keine Mühe darauf. Was war es denn auch was man schrieb? Man erzählte nach. Man schrieb über Gegenstände die man gar nicht aus eigener Anschauung kannte, die man in Büchern gelesen, über die man hatte sprechen hören. „Woraus erklärt sich die Sehnsucht des Deutschen nach Italien?“ „Über die Freundschaft bei Plato.“ „Franz von Sickingen.“ Vermochte auch nur einer von uns, so schön diese Themen klingen, ein ein-

ziges Wort aus eigener Anschauung, aus eigenem Erfühlen, aus eigener Forschung darüber zu sagen. Keiner von uns war in Italien gewesen. Keiner von uns konnte ahnen was Platos Freundschaft war. Keiner von uns wußte mehr über Franz von Sickingen und alle diese Dinge als das Oberflächlichste, Uneigenste. Man tat als ob man darüber etwas zu sagen wisse — und es war danach.

Ich zumal fühlte die Heuchelei genau und ich kann mir nicht denken daß in diesem Punkte und anderen nicht auch andere sie gefühlt hätten. Ich achtete dieses Geschreibsel als das was es war. Wußte ich doch wie es bei mir zustande kam. War eine deutsche Arbeit abzuliefern, so hatte ich am Abend vorher auch nicht einen Strich davon in meinem Heft. Am Morgen des Abgabetermins wurde um fünf Uhr aufgestanden, denn zwei Stunden hurtigen Schreibens rechnete ich schon, und um sieben mußte das Heft zugeklappt in der Schulmappe liegen, damit ich in dem mir gewohnten Laufschritt von vierzehn Minuten das Gymnasium und die Klasse noch gerade vor Eintritt des Lehrers in das Schulzimmer erreichte. Ein Konzept wurde nie gemacht. Ich gewöhnte mich daran, alles fehlerlos sofort ins Reine, wie man es nannte, zu schreiben und einen noch so verwegenen und verruchten Satz um keinen Preis neu zu beginnen sondern unter allen Umständen zu Ende zu bringen — wie ich es heute noch tue. Diese Zucht war die beste Erziehung zur Einfachheit; denn natürlich waren einfache Sätze leichter zu einem anständigen Ende zu führen als kunstvolle. Aber manchmal lockte es mich auch, den

Teufel zu versuchen und meinen langen Sprachatem dazu, und es gelang eine Art Linie und Architektur der Sätze, indem ich sie im Entstehen halblaut Wort für Wort vor mich hinsprach.

Ich glaube nicht, je ein Wort geschrieben zu haben, das ich nicht zum mindesten in meinem Innern klanglich vernahm. Denn der Laut (Vokal) eines jeden Wortes hat schon einen ihm eingeborenen festen Sinn, der vor allem Wort war und von dem die wenigsten wissen. Aber ich kann nicht behaupten daß ich damals schon mehr als den Klang in mir vernahm.

So billig, so unverantwortlich — kam es mir vor — schrieb ich meine Arbeiten. Wenn ich um sieben Uhr das blaue Heft über dem Löschblatt zuschlug, vertraute ich mich ganz dem was geschrieben stand; denn nicht einmal die Zeit hätte ich gehabt, die Arbeit noch einmal durchzulesen. Nach dem Laufschritt, nach dem Sturmlauf in die Klasse flog mein Heft als letztes auf den Stoß der schon abgegebenen, eingesammelten die auf der Ecke des Katheders lagen und ich schmiß mich in meine Bank. Sollte ich nun eine Achtung vor meinen so entstandenen Erzeugnissen haben, wenn sie nach zwei Wochen als die besten mir zurückgegeben wurden? Nun ja das war so. Deutsch war aber doch ein Nebenfach, und in den Hauptfächern, wo es etwas zu lernen gab, in Latein, in Griechisch, in Mathematik, in Französisch, in Geschichte, war ich von einheitlichster und beharrlichster Mittelmäßigkeit.

Das Abiturientenexamen kam heran. Die unangenehmen Klausurarbeiten in Latein, Griechisch, Mathe-

matik lagen schon hinter mir. Französisch stand zwar noch aus und war nicht weniger unangenehm. Aber zunächst ging es um den deutschen Aufsatz. Die Klausur begann um acht Uhr. „Woraus erklärt sich die Sehnsucht des Deutschen nach Italien?“ Um zehn Uhr trug ich mein kleines weißes Heft ziemlich vollgeschrieben sehr sorglos zu dem aufsichtführenden Lehrer, der halb lesend halb Ausschau haltend auf dem hohen Pult der Aula thronte, in der an weit von einander gerückten Tischen die Examinanden saßen ...

„Wo haben Sie denn Ihr Konzept?“ fragte der Lehrer während ich mich schon entfernen wollte. Er blätterte suchend in meiner Arbeit: „Das Konzept ist mit einzureichen.“

„Ich habe kein Konzept, Herr Professor“ sagte ich.

„Sie müssen aber doch ein Konzept haben?“ fragte er nun eindringlich und entsetzt. „Sie können doch die Arbeit nicht ohne Konzept abgeben?“ Er schwieg und wartete. Es war mein eigener Lehrer in Deutsch. Er wollte mir durchaus wohl. Er sagte noch einmal, es sei Vorschrift — das wisse ich ja von den Arbeiten in den andern Fächern — daß zu jeder das Konzept abgegeben würde.

Das wußte ich nun zwar wohl, aber ich hatte kein Konzept. Ich beteuerte noch einmal daß ich kein Konzept angefertigt habe. Er wurde sehr nachdenklich und ich verließ den Saal.

Deutsche Abiturientenarbeit

1 Binding

1[b] G. . . ., W. . . .

schrieb ich einige Tage später in ein Notizbuch, das

manche Unbedeutendheit jener Jahre enthält. Mein Lehrer hatte es mir vor allen andern in einer merkwürdigen Erregtheit mitgeteilt. „So einfach ist aber die Sache nicht!“ setzte er hinzu; „warum haben Sie denn nur kein Konzept eingereicht? warum nur?“ — Ich schwieg. Jetzt, nach Jahren, am Ende aller Schule, sollte ich ihm gestehen daß ich nie ein Konzept machte? — „Es sind Stimmen in der Lehrerschaft laut geworden, Sie hätten um das Thema der Arbeit gewußt. Haben Sie darum gewußt?“

„Nein“, sagte ich und lachte erstaunt. „Dennoch wird es Ihnen jedenfalls als eine Nichtachtung einer wohlgemeinten Vorschrift angerechnet werden, daß Sie kein Konzept abgegeben haben“, sagte mein Lehrer. Er glaubte mir. Das Thema war von dem Lehrer der Parallelklasse gestellt; wie sollte ich etwas davon gewußt haben? Aber Strafe mußte sein. Es hatte zudem einen sehr schlechten Eindruck hinterlassen, daß ich nach zwei Stunden die Prüfung verließ, während sich andere bis zu Mittag und manche bis in den Nachmittag quälten. Meine Zensur wurde wegen Nichtbeachtung jener Vorschrift und meiner offensichtlichen Geringschätzung der Bedeutung eines Examens herabgedrückt und ich durfte bei der öffentlichen Entlassungsfeier nicht, wie es mir zugekommen wäre, die deutsche Ansprache halten. Ich machte mir aus alle dem so wenig, die Vorgänge in der Schule berührten mich so gar nicht, daß mein Vater erst von dritter Seite von meinem Erfolg und von dem Verfahren erfuhr, das man mir angedeihen ließ. „Du hast den besten Examensaufsatz geschrieben?“ fragte er. — „Ja“,

sagte ich. — „Nun und?“ — Ich wußte nicht was ich antworten sollte. Das alles war so gleichgültig, so ohne Schuld, so ohne Verdienst und ohne Folgen. „Nun nichts!“ sagte ich, und da mein Vater deutsche Examensaufsätze über die Sehnsucht des Deutschen nach Italien und deutsche Ansprachen in Abiturientenfeiern wohl kaum sehr wichtig nahm, warf er den Kopf geringschätzig zurück und ging wichtigerem nach. Er sah nichts woran er seine Zeit hätte verschwenden sollen. Wenn ich etwas in der Sache erreichen wollte, konnte ich mich ja rühren.

Es muß nun aber zur Erklärung meiner Gleichgültigkeit gegenüber diesen Dingen — denn ich weiß ganz genau wo sie ihren Grund hatte — ein Erlebnis erzählt werden das, wenn es auch damals schon manches Jahr zurücklag, vielleicht von Jahr zu Jahr mehr ein zurückhaltendes und doch zugleich im tiefsten mich bestimmendes Gewicht gewann. Es war auf einem Ausflug den wir vor Jahren als Knaben mit Freunden — es waren die beiden ältesten Söhne des großen Juristen Wach — in die Berge von Thüringen machten. Unsere Väter waren auch dabei und gingen hinter uns her, als ich plötzlich mit Felix Wach, dem älteren der beiden, in eine Art Wettgehen geriet. Bald artete es in einem Eilmarsch und schließlich in einen regelrechten, ehrgeizigen, keuchenden Wettlauf aus, in dem wir Kopf an Kopf sinnlos erhitzt und erschöpft in einem das Ende unseres Marschs bezeichnenden Gasthaus im Walde anlangten. Nach einer Viertelstunde kamen, gemächlicheren Gangs, die beiden jüngeren Brüder und, in heiterem Gespräch, die Väter am Ziele an, während

wir noch immer sehr heiß dasaßen. Mein Vater blieb stehen, musterte mich und sagte sehr von obenher: „Ich begreife gar nicht wie du so ehrgeizig sein kannst. Ehrgeiz ist immer ein Zeichen von Dummheit!“ — Ich begriff daß es dumm war an einem heißen Tage so gelaufen zu sein und daß bei diesem Ehrgeiz in der Tat für keinen etwas heraus gekommen sei. Aber Worte meines Vaters, so geäußert, waren nun einmal von einer besonderen Haftbarkeit. Es war nicht, weil er mein Vater war, daß sie diese Eigenschaft auch auf mich äußerten.

Diese Bemerkung, daß Ehrgeiz immer ein Zeichen von Dummheit sei, ging mir nach. Dumm wollte ich nicht sein, da war ich lieber nicht ehrgeizig. Ich prüfte den Ausspruch meines Vaters. Ich prüfte ihn Jahre lang nach. Er schien zutreffend: Ehrgeiz, nur um voranzustehn, als Triebfeder des Handelns, war ein Zeichen von Dummheit. Man hatte zu damaliger Zeit genug Gelegenheit das zu kontrollieren. Schon sah ich auf den Straßen der Stadt die sich mehrenden Offiziere, manche meiner Mitschüler höherer Jahrgänge, bekannt und nicht die klügsten, zu seltsamem Ansehn und zu lächerlicher Bedeutung kommen, indem sie Eigenschaften zur Schau trugen die, wie ich wohl wußte, sie gar nicht besaßen. Es war eine Sucht in ihnen, trotz verzweifelt geringer Fähigkeiten vorwärts zu kommen und an einen Platz der ihnen nach meiner Meinung nicht gebührte. Der dumme Pedell der Universität unterließ bei keinem seiner Gänge ein jammernd inständiges Gesuch, mein Vater möge ihn doch ja endlich zu irgend einer sichtbar zu tragenden Dienst-

auszeichnung des Staates befürworten, denn sonst erhalte er sie nie. Mein Vater erwähnte solche und andere Äußerungen des Ehrgeizes und der Eitelkeit oft an seinem Tisch mitleidig spottend. Törichte und lächerliche Menschen versahen Konsulate außereuropäischer oder kaum europäischer Mächte, um die sie in einem manchmal bis zum Wahnsinn gesteigerten Ehrgeiz sich bewarben, und wenn das bunte Wappenschild des Staates, den sie kaum kannten, mit der Umschrift ihrer neuen Würde über der Eingangstür zu ihrer Wohnung prangte, waren sie glücklich und genossen vor sich und ihren Mitbürgern einen höheren Rang als gestern. Zu solchen Mitteln müssen Dumme greifen, sagte ich mir; zu solchen Mitteln greifen Dumme. Ich war gewiß von Hause aus als Kind meiner Eltern nicht mit Ehrgeiz belastet. Das sicher aufsteigende und erobernde Wesen meines Vaters belächelte Ehrgeiz und meine Mutter war viel zu fein und lieblich in ihrem Herzen als daß sie irgendwie hätte hervortreten mögen. Aber ich hatte auch keinerlei Vorstellung von diesem mächtigen Antrieb im Leben der Menschen. In den großen Ehrgeizigen der Welt, in Alexander, Cäsar, Napoleon, Bismarck, sah ich nur das Genie, und ich entsinne mich noch der erschütternden Wirkung der Lehre Lujo Brentanos auf mich, als er in der Einleitung seiner Nationalökonomie, die ich wenige Jahre später als Kolleg bei ihm hörte, das Bedürfnis der Menschen sich auszuzeichnen unmittelbar hinter den leiblichen Hunger und Durst an die zweite Stelle aller menschlichen Triebkräfte im Organismus der Völker stellte. Indessen vermochte auch dies nicht,

mich zu bekehren. Ich verachtete Ehrgeiz jeder Art als etwas niedriges und die wissenschaftliche Anerkennung, daß niedrige Bedürfnisse — denn auch Hunger und Durst waren niedrig — eine so große Rolle im menschlichen Handeln spielten, erhöhte sie nicht in meinen Augen. Die Geschicke der Menschen, der Völker, der Staaten wurden offenbar mit einem sehr geringen Maß von wahrer Klugheit und Größe geleitet, wenn das Bedürfnis sich auszuzeichnen so bestimmend für alles war. Ich konnte mir nicht denken daß die Befriedigung dieser Bedürfnisse den Menschen glücklich mache, denn ich fand keine Genugtuung darin.

Als mein Vater über die entgangene Ansprache bei der feierlichen Entlassung der Abiturienten so geringschätzig den Kopf zurückwarf und mich ohne ein weiteres Wort verließ, schien er mich in meiner Gleichgültigkeit zu bekräftigen. Mein Lehrer, der einzige aus dessen Urteil ich mir damals etwas machte, wußte nicht daß ich bei dieser Einstellung ganz besonders keinen Grund hatte in eine Auseinandersetzung einzutreten, bei der wahrscheinlich meine Hauptentschuldigung die beschämende, die Faulheit vieler Jahre dartuende Gewohnheit war, nie ein Konzept anzufertigen. Meine Mutter hat, wenn es ihr mein Vater nicht mitgeteilt hat, nie etwas von der Affäre erfahren. Ich tat nichts.

Nun kann man wohl sagen, daß Lehrer im allgemeinen mehr von Schülern wissen sollen als die meinen von mir gewußt haben. Aber eine nähere Beziehung und

Anteilnahme der Lehrer an den Schülern war zu damaliger Zeit sehr selten, nicht gesucht und nicht gewünscht von beiden Seiten. Außerdem ist es wahrscheinlich, daß selbst jene besten Schularbeiten, die von mir herrührten, rein nichts verrieten. Sie waren alle als mehr oder weniger lästige Aufgaben behandelt und abgetan worden und zeigten sicher keine Vorzüge, die in die Zukunft wiesen. In Eigenem versuchte ich mich nie; das heißt auch das — die Verse zu Festen meiner Schwestern oder zu Feiern in befreundeten Familien, die Reime auf Tanzkarten meiner Tänzerinnen, was alles übrigens von einer zwar freundlichen aber beschämenden Uneigenheit und Unempfundenheit war, — achtete ich so hoch wie meine Schulaufsätze und es war keinesfalls höher zu achten. Nichts leitete mich zu Eigenem hin. Ich empfing und gab aus Empfangenem. Ich erlebte nichts. Dichtung blieb in der Form wie sie die Schule bot tot oder unerschlossen, war Stoff des Unterrichts, wurde zerlegt, seziert, eingelöffelt statt eingeatmet wie eine Blume, wie ein Ozean. Sich Gefühlen, Empfindungen, Betrachtungen, Regungen anzuvertrauen war gefährlich, unmännlich, weichlich. Selbst die Frau, die man nach der Übung der Zeit und den Anschauungen damaliger Gymnasiasten sozusagen erleben mußte, um eben alles erlebt zu haben, nahm ich mehr zur Kenntnis, als daß das Erlebnis mir irgend etwas bedeutet hätte. Man erlebte sie in der niedrigsten Form und ich machte davon keine Ausnahme. Eine reinere, herzliche und offene Freundschaft zwischen Mädchen und Knaben war ganz unzugänglich, ganz unbetretbar. Man fiel der Heuchelei der

Gesellschaft zum Opfer, als sei eine Sehnsucht des Jünglings nach der Frau außerhalb der Ehe gar nicht vorhanden. Eltern rührten nicht an diese Dinge. Man wurde sich selbst überlassen.

Gab mir die Lehre der Schule also nichts, was mich eigentlich und wahrhaft erfüllt hätte, und ganz gewiß keine Erziehung zum Menschen oder des Menschen in mir, so kam ich doch noch während meiner Gymnasialzeit an einen Lehrmeister ganz anderer Art, strengerer Zucht, größerer Kraft, zarterer und zugleich mächtigerer Regungen, ursprünglicheren Willens als alle meine Lehrer, der mir Dinge auf den Weg des Lebens gab von denen die damaligen Schulen nichts wußten.

Mein Vater sagte zu jener Zeit bisweilen zu uns drei Söhnen — denn mein zweiter Bruder war nun auch in Jahre hineingewachsen in denen er für mich zählte: „Ich kann euch nichts ins Leben mitgeben als eine gute Erziehung.“ — Er verstand darunter nicht nur die Schule sondern auch die Ausbildung zu einer gewissen Ritterlichkeit und ihren Künsten. Alles andere überließ er dem Leben in das er wenigstens mich frei aussetzte wie den Knaben seinerzeit aufs Eis. Er hat mich geflissentlich in nichts bestimmt, er hat mir zu nichts geraten, er hat mir mit keinem Finger den mir verborgenen Weg gedeutet, den er vielleicht ahnte, er hat mich nach meinem Willen wählen lassen. Er stellte mich wohlausgerüstet, wie er meinte, vor das Leben hin. Freilich wußte er nicht, wie stark er in dieser Haltung für mich wurde, wie ungeheuer diese Haltung bei dem ungeheuren Willen wirkte den er besaß und den er meinem Glück, meinem Leben unterzuordnen

schien. Er wurde gerade dadurch viele Jahre der unbewußte einzig ebenbürtige, aber auch unüberwindliche Gegenspieler meines Lebens, und selbst als ich aus seinem Schatten heraustrat, ist er es geblieben bis an sein Ende.

Vorerst verschaffte er mir die Erziehung, die er mir mitzugeben gedachte. Zur gehörigen Zeit — ich war sechzehn Jahre alt — sagte er zu mir wie zu einem Abschluß: „So, jetzt mußt du noch dreierlei lernen: Tanzen, Reiten und Fechten. Alles zu gleicher Zeit geht nicht. Aber zweierlei könnte man angreifen. Wähle!" — Es überlief mich vor Glück. Ich brauchte kein Besinnen. „Dann will ich reiten und fechten lernen," sagte ich, welche Entscheidung freilich in Gemeinschaft mit einem anderen Umstand dazu führte daß ich tanzen nie recht erlernt habe. Aber die beiden männlicheren Künste — wie mir schien — ergriff ich mit einem Eifer der wohl am besten dartat, wie sehr mir beides lag, wie sehr ich es als das schönste empfand das mir damals begegnen konnte. Mein Vater ahnte nicht, daß er mich mit seiner Gewährung unter die Gewalt jenes strengsten und größten Lehr- und Zuchtmeisters meines Wesens gab, dem ich begegnet bin. Es war das Pferd.

VIERTES KAPITEL

Am Abend des Tages an dem ich mein Abgangszeugnis mit nach Hause brachte das mir alle Berufe der Welt öffnete, stand ich in meines Vaters Zimmer. Ob ich mir überlegt habe, welchen Beruf ich ergreifen wolle, fragte er. Ich sagte offen, ich habe keinerlei Fähig-

keiten bei mir entdeckt die mich auf einen besonderen Beruf hinwiesen und mich veranlassen könnten mich für ihn zu entscheiden. An meine Macht über die deutsche Sprache dachte ich gar nicht und wenn ich daran gedacht hätte: Schreiben und Dichten waren doch wohl keine Berufe! Daß mir nun alles zugänglich sein sollte bedrückte mich eher als daß es mich ermutigte. Das war es eben. Diese laue, dünne und magere Universalität meiner Bildung, die ich doch kannte und die das einzige war was die Schule mir gegeben hatte — denn erst später im Leben bemerkt man die Überlegenheit die auch die geringste humanistische Bildung und die Berührung mit alten Sprachen gewährt — war hemmend, ließ keine Entscheidung zu, wünschte sich auch andrerseits nicht aufzugeben. Sie war wie ein verschlossener, störrischer sanfter Esel auf dem ich saß.

Auch die Großmutter hatte geschrieben: nun stehe mir die Welt offen; ich habe nach ihrer Überzeugung das Zeug zu jedem Beruf. Was war das aber daß die Welt offen stand und in demselben Augenblick sollte ich mir zugunsten eines einzigen Berufs, zu dem mich nichts hinzog, diese Welt verschließen? Ich wunderte mich über die Sicherheit meiner Mitschüler. Hatten sie denn keine Bedenken wenn da in der Entlassungsfeier hinter den aufgerufenen Namen so bestimmt verkündet wurde: wird Pfarrer; — wird Offizier; — wird Lehrer; — wird Kaufmann; — wird Buchhändler; studiert Medizin, Jurisprudenz, Naturwissenschaften? Ich sah erstaunt nach jedem einzelnen hin. Da wurde mein Name genannt. Ich erschrak und horchte auf.

„Studiert Jurisprudenz", hieß es, und ich wußte nicht warum es so hieß. Aber ich würde mich ja daran gewöhnen, wenn ich es täte. Ich hatte allerdings mit meinem Vater gesprochen, daß dies in meiner Verfassung vielleicht das unverbindlichste wäre. Es konnte nichts schaden, wenn man seine Nase einmal in die Grundgedanken des Rechts hineinsteckte, auf dem das Leben der Menschen beruhte. Ich hatte allen Willen, mir das Gebiet zu erobern. Es war das Gebiet meines Vaters. Aber konnte es je das meine sein? Wo war meine Begeisterung? Und ich sah doch die seine. Mit dem Gefühl einer neuen Gleichgültigkeit, einer nun verdienten, aus Not oder aus Unkenntnis meiner selbst fast auf Gut-Glück gewählten, verließ ich an jenem Abend meines Vaters Zimmer, als diese Entscheidung gefallen war. Mein Vater wußte auch keinen besseren Rat. Ich wollte ja so gerne das treiben wozu es mich trieb; aber zu was trieb es mich?

In dieser Verfassung setzte ich mich eines Vormittags allein in den sogenannten Saal, das große Besuchs- und Empfangszimmer der elterlichen Wohnung. Ich spielte mit den Augen an den Möbeln herum, als hätte ich sie noch nie gesehen. In welcher Welt lebte ich eigentlich? Auch das was ich hier sah, liebte ich nicht, war mir gleichgültig. Hier standen unförmige riesige Sessel mit rotem Samt puffig überzogen, an allen Ecken, an allen Armlehnen hingen zweifache schwer gefranste Troddeln, gleichfalls rot, auf speckigen Atlasrosetten und gedrehte Schnüre, zweifach gezogen, säumten die mit Nähten aneinandergestoßenen Teile. Lange gewichtige Vorhänge, seidig glänzend, mit gewundenen,

spiraligen und ewig sich neu verschlingenden Litzen und Borden benäht, waren nur wenig zur Seite gerafft, und wieder hingen die schweren Troddeln, die doppelten Schnüre und hielten den Stoff in zurechtgelegten und aufdringlich drapierten Falten. Daran an den Kanten ein Fransensaum seidener Knötchen und Büschel, Büschel und Knötchen, endlos sich wiederholend, von oben bis unten, quer unter den gerafften Überhängen, unten auf dem Boden, wo lange Schleppen von den Fenstern bis ins Zimmer lagen. Ein kleines Sopha, ähnlich den Sesseln, in gleichem rotem Samt, glich eher einer gleichmäßig gepolsterten Hohlkehle als einem Möbel. Kein Mensch konnte darauf sitzen, aber man bediente sich seiner dennoch dazu. Ein Gaslüster, aus kleinen Renaissancemotiven zusammengesetzt, hing in der Mitte. Die Türen trugen Aufsätze mit renaissancehaften Kehlungen und Simsen, und goldene Linien zierten die Pfosten und rahmten die Füllungen. Die Wände waren still dunkelblau angestrichen — eigentlich schön; aber eine unglücklich in sich verlaufende Mäanderlinie in einer andern Farbe umwanderte die Felder und versuchte sich, klassisch zu sein. In jedem der Felder hing ein Blatt jener farbigen Reproduktionen der großen Wandgemälde Rafaels und Michelangelos die damals vortrefflich von einer englischen Kunstgesellschaft hergestellt wurden. Auf den Tischen und auf kleinen tischhohen Schränken an den Wänden standen Fotografien meiner Eltern und jüngeren Geschwister — mein Conterfei war am seltensten sichtbar — vielfach in weichen, farbigen Plüschrahmen; denn auch hier schien der Tapezierer vor andern zu herrschen. Eine

wirklich berufsmäßig schlecht farbig aquarellierte Fotografie meiner Schwestern in kindlichem Alter, die wie ich wußte viel bewundert wurde, hatte eine Art Ehrenplatz auf dem runden Tisch vor der roten gepolsterten Hohlkehle.

Dieses Zimmer war sicher eines der schönsten und wahrscheinlich das geschmackvollste seiner Art im Umkreis der gesellschaftlichen Bekanntschaft meiner Eltern. Wenn ich in andere Wohnungen kam, wo offenbar der Tapezierer hemmungslos waltete und vielleicht — was ich als Junge mit einem stillen empfangsbereiten Staunen bewunderte — zwei gekreuzte kurze Hellebarden mit messingpolierten nachgeahmten Spitzen durch einen kühn umgeworfenen, faltigen Samtüberhang zu einem Zeitungsständer zu vereinigen verstand, so merkte ich wohl, wie zurückhaltend und ausgesucht in allen Dingen die unsere war. Nur das Zimmer meines Vaters, wo bis zur Decke die wändebeherrschenden starken Bücherregale aufstiegen, zwischen denen eng gedrängt in ausgespartem Raum Fotografien persönlichster Erinnerung, seine Freunde, Lehrer, Schüler, das Innere einer Kirche das ihn in eine besondere Stimmung versetzt hatte, sich aneinanderfügten; wo der gewaltige einfache Schreibtisch in der Mitte stand von dessen hoher bücherbesetzter Rückwand die zarte jugendliche Marmorbüste meiner Mutter von der Stelle herabsah von der anderswo ein kleiner gipsener Zeus von Otrikoli oder ein kriegerischer bronzener Agamemnon auf die sanfteste Stirn eines mitlebenden Gelehrten niederblickte, war ein würdigeres, persönlicheres, anziehenderes Reich, von dem ich mich

denn auch gerne während der Abwesenheit meines Vaters in seinen Kollegstunden, seinen Sitzungen, seinen Verhandlungstagen umgeben ließ.

Es war beschlossen worden, ich sollte gleich das erste Semester in die Welt und eine kleinere süddeutsche Universität beziehen, was mir schon recht war. Da es ans Abschiednehmen ging — nicht schweren Herzens aber eher in Ungewißheit als in unbedingter Zuversicht — wollte ich noch einmal Zwiesprache halten mit den Dingen die mich bisher umgeben hatten und mich in ihnen ergehn. Vielleicht nicht gerade in dieser bewußten Absicht aber doch in einer dazu neigenden Stimmung hatte ich jenes Zimmer betreten und, wie ich nun bemerkte, das erste Mal vom Standpunkt einer Zuneigung oder Abneigung betrachtet. Nein; ich verließ nichts. Jahrelang war ich hier aus- und eingegangen und hatte zu keinem dieser Gegenstände mehr als eine gleichgültige Beziehung gewonnen. All das war ungeliebt. Warum liebte ich denn jene andern Räume, jene andern Dinge in meiner Großmutter Haus? warum waren sie mir so gegenwärtig daß ich sie roch wenn ich nur daran dachte? Jene Dinge hatte ich erlebt, diese Dinge standen nur um mich her. Sie waren unerlebbar.

Aber zwischen solchen Dingen lebte man. Das Gleiche, noch Gleichgültigeres sagte ich mir, verlassen andere.

War es mit der Stadt die mich umgab, mit ihren Menschen zwischen denen ich lebte anders? — Ich trage kein Merkmal von ihnen. Die Sprache des Landes glitt an mir ab. Sie widersprach mir im wahrsten Sinne des

Wortes. Nichts eigentlich Frohes und Freies läßt sich in ihr sagen. Ich vermochte sie im Laufe der Jahre zu gebrauchen als sei sie die meine; aber sie war nie die meine und ich gab immer etwas von mir auf wenn ich sie sprach oder hörte. — Das Nachgiebige, das alles Beschönigende, alles Begütigende, das Weiche und oft Unfrische, das Gedrückte und ängstlich Bedachte, das überall Einlenkende und Selbstzufriedene dieses Volkes in allen Schichten bis hinauf zu seinen genialen Naturen, was alles vereint und verwoben einen eingeborenen Bestandteil seines Wesens ausmacht, war mir fremd und unzugänglich; ich konnte mich ihm nie ergeben, ich fühlte ein anderes Blut in meinen Adern und hörte eine andere Stimme in meinem Ohr. Alle die große Intelligenz, die hohe Anteilnahme an Dingen der Kultur und Kunst, der ganz besondere Wille zu fördern, mitzutun, zu helfen, zu bessern, die ich in späteren Jahren an dieser Stadt kennen und achten lernte, haben mir keine Heimat erschlossen. Ich glaubte nicht ungerecht gegen sie zu sein. Ich war ein Fremder geblieben, trotzdem ich mich nicht gesträubt hatte und später durch noch manches Jahr nicht gesträubt habe, ein Einheimischer zu werden.

Nein; ich verließ, als ich ging, keine Heimat, kein Haus, keine Menschen die diese Stadt mir geschenkt; nicht einmal ein Mädchen. Ich gab meinem Vater die Hand und küßte meine Mutter. —

Freilich meinen Lehrmeister verließ ich, meinen stummen und eindringlichen. Aber ich fand ihn überall wieder. Überall gab es Pferde und ich saß bald auf

den besten. Das erste was sie mir beibrachten war daß man nicht herunter fiel so lange man oben blieb. Denn natürlich waren sie stärker als ich. Es war nicht ganz das Gleiche wie wenn ich vor dem Übermächtigen, dem Letzten den Kopf oben behielt — ich wußte wohl —; aber es war doch ein kleiner Vorschmack. Wenn diese mächtigen Tiere, Jagd- und Rennpferde, starke Reitpferde für zweizentnerschwere Herren, hohe breitrückige Karossiers auch, auf die ich oft nur für ein paar Minuten als halbwüchsiger leichter Bursche gestülpt wurde, noch roh und kaum eines Reiters gewöhnt sich unter mir wie Tiere der Urwelt in Bewegung setzten, war es mir als schwämme ich mit ihnen ins Unbestimmte und Grenzenlose wie ein Kind auf einem Delphin. Was hatte ich auch für eine Gewalt über sie? Vor mir erhob sich ein starker sehniger Hals und stieg bis zu einem starren und stolzen Genick empor, ein verzweifeltes Steuer, das wie der oberste Sitz eines unbeherrschbaren Willens erschien. Das Maul erfaßte den Stahl der Trense; es wünschte keinerlei Widerstand. Denn schon war alles nur Gang und Bewegung. Was nutzte es viel daß rechts und links ein machtloser Zügel in meine Hände lief? Wenn ich dran zog, lief der Koloß mir sicher davon. Doch: die beweglichen Ohren schienen ein wenig zu horchen, Anteil zu nehmen an mir; auf etwas zu warten — um es zu achten oder zu mißachten. Meine schlanken Beine hingen still ganz nahe an den Schultern des Tieres herab. Ich saß regungslos nahe am Widerrist. Ich durfte, wie es mir vorkam, nichts stören in dem lebendigen Mechanismus dieser fühlenden Tiermaschine.

Dies waren schwerere Stunden als die in der Schule aber auch lehrreichere. Da gab es keine unaufmerksame Minute. Da war ein Leben unter mir das mich unterwies mit der Sprache des Lebens die immerfort sprach. Ich hörte sie immer. Der Stallmeister, mein Reitlehrer, hatte bald erkannt daß ich sie hörte. Er ersparte mir das abgerichtete, das zugerittene, das verbrauchte, das durch eine Schule gebrochene Pferd. Ich kriegte die Neulinge, die ungebrochenen, die jungfräulichen Pferde unter die Beine. Ich weiß was ein gutgerittenes Pferd ist, aber es hat mich nie als solches gereizt. Ich suchte und fand ein anderes.

Hier, auf dem Rücken von tausend Pferden, lernte ich die Geduld, die mir sonst niemand beigebracht hätte. Hier lernte ich das Nie-sich-aufgeben, das Niesich-gehen-lassen. Hier lernte ich mich zu sammeln, gerecht zu sein, nie in Zorn zu geraten. Hier lernte ich alle meine Rücksicht, meine Anerkennung jeder natürlichen Regung. Hier lernte ich die Liebe für alles Elementare, Ungebändigte. Hier endlich lernte ich alles was mich belohnte, alles was mich bestrafte. Hier verlernte ich alle Eitelkeit, alle Selbstgefälligkeit, alle Selbstherrlichkeit. Hier war ein Wille der nicht zu mißachten war, nicht zu umgehen war. Hier war die Herrschaft der größeren Kraft und meine zartere Herrschaft über sie. Hier gewann ich als Letztes die Herrschaft über mich selbst, die Zucht meines Leibes und meiner Seele. Das edelste Tier der Schöpfung nahm mich in seine schweigsame Schule wo es kein Reittier mehr war, kein Träger einer Last, kein Herr mehr seines Willens, sondern schon selbst die Lehre einer

vollkommenen Harmonie, eines Einklangs, eines Lösens, eines Tanzes.

Nur adelige Pferde sind dessen fähig. Ich ritt fast nur Vollblut. Es war zugleich der Stahl meiner Zeit: es war die schnellste und vollkommenste Maschine die ein Mensch zu lenken vermochte. Es war mein Motor, mein Auto, mein Flugzeug. Ich hatte keine altertümlichen Rittergefühle und Turniergelüste; ich liebte nicht die hergebrachten schwunglosen Volten der Reitbahn und die schonenden Langsamkeiten des Ritts über Land. Ich liebte den Schwung eines Flugs, den gewölbten Rücken eines schnellenden Leibs der sich zu einem fliegenden Pfeile unter mir streckte. Aber auch der langausgreifende Viertakt des Schritts, der schwingende Zweitakt des Trabs hatten die Anmut ihres Rhythmus. Das war nicht mehr Ritt, es war nicht mehr Sport. Das Körperliche verschwand. Es war das Hochgefühl einer jungen Seele das ich erlebte. Hier fand ich mich selbst: dem Leben untertan vom Leben erzogen.

Was wollt ihr die ihr eure Schulen lobt und eure Erzieher nennt, wenn ich mich zu dem meinen bekenne? Ich habe seine Lehre genossen wie ein Glück das über mich kam zu einer Zeit wo mich nichts anderes ergriff. Ich habe es nicht genossen wie eine Liebe, eine Schwärmerei oder eine Liebhaberei. Denn ich habe es als ein Glück empfunden erzogen zu werden, mich selbst zu erziehen. Es war das höchste dessen ich damals fähig war. Ich kenne dich, größtes der Liebe! Doch das Glück, männlich genommen, ist wie mir scheint, das Gefühl das den Menschen überkommt, wenn er das Höchste dessen er in begnadetem Augen-

blick fähig ist durch eigene Kraft geleistet zu haben sich heimlich gesteht.

Auf der Fahrt nach der süddeutschen Universität die mich aufnehmen sollte wurde in Cassel einen Tag halt gemacht. Dort lag ein Husarenregiment in Garnison und ich meldete mich einem langbärtigen ruhigen Obersten, um meine Einstellung als Freiwilliger in das Regiment zu erwirken; denn es bestand im deutschen Reich allgemeine Wehrpflicht und jeder mußte damals drei Jahre Soldat sein. Nur den Schülern höherer Lehranstalten — eigentlich nur denen der Gymnasien — war das Vorrecht eingeräumt, nach Erreichung einer bestimmten Stufe statt der drei Pflichtjahre ein Jahr freiwillig — wie es hieß —, also ohne die Soldatenlöhnung zu beziehen, im Heere zu dienen. Mit einem jungen Leipziger Patriziersohn, der mit mir in der gleichen Lage war, wollte ich im Herbst wie es die Vorschrift verlangte, nach einem ersten Sommersemester zu meinem Soldatendienst antreten; denn man konnte sich, wenn man nicht gerade in ein Regiment eintreten wollte das überlaufen war oder seine Einjährigen-Freiwilligen mit offen zugestandener Vorliebe aus den Kreisen des Adels bezog, die Garnison so ziemlich wählen. Wir aber, jener junge Leipziger und ich, wählten Cassel ohne viel Besinnen als eine hübsche Stadt, das Regiment ohne große Qual als ein wohlangesehenes und die Reiterei mit Begeisterung als die Waffe von der wir uns einbildeten, sie habe im Kriege etwas Besonderes zu sagen und jedenfalls das erste Wort. Wir wurden von einem wortkargen alten Arzt nach Umfang und Größe

gemessen, von dem bärtigen Obersten danach mit einem gelangweilten Interesse prüfend betrachtet und angenommen.

Ich fuhr nach Tübingen. Deutsche Universitäten, deutsche Forscher, deutsche Studenten, deutsche Wissenschaft jener Zeit — all das hatte einen lebendigen Klang, schon wenn man es aussprach. Frisches, farbiges, studentisches Leben in einer drolligen Wichtigkeit wehte mich an, als ich nach einer Nachtfahrt zu ziemlich früher Stunde in der Stadt ankam. Man war dort als Student stolz auf sich, stolz auf die Namen der Gelehrten zu deren Füßen man saß, stolz auf das schöne Land das einen umgab, stolz auf die Mädchen und Kellnerinnen, stolz auf die kleinen zweispännigen Wagen mit denen man, selber die beiden hurtigen Pferdchen in lässigem Galopp auf den Landstraßen lenkend — denn sie kannten die Wege und Kehren —, sich zu vieren, zu sechsen in unablässigen Fahrten vergnügte, stolz auf die Farben die man trug und stolz wenn man keine trug, stolz aufeinander, auf Kartell und Gegnerschaft — und hatte zu allem das Recht. Sie belächelten alle sich selbst und einander ein wenig, die Studenten jener Zeit, und nahmen sich selten ernster als sie es durften. Ihr Ernst, mit dem sie alles betrieben, war komisch und sie wußten es. Da trug man den Stock um ein weniges zu dick und zu schwer, die Mütze etwas zu eng oder zu weit, zu klein oder zu groß, die Jacke etwas zu kurz, die Hinterteile etwas zu frei, die Hosen etwas zu eng und den Kragen etwas zu hoch. Der Hund war grotesk und auffällig, der Gruß sehr genau und sehr steif, der Komment verlangte die abenteuerlichsten

Dinge. Doch alles hatte sich auf gute Art zum besten. Wenigstens war das im Süden Deutschlands so. Das Leben war billig, der Wein leicht, das Land heiter, die Menschen unbeschwert.

Ein junger Student kam verbindlich aus einer Gruppe von dreien auf mich zu, zog eine hell leuchtende gelbe Mütze vom Kopf, hielt sie sehr korrekt mit strammer knapper Beugung des Körpers gegen mich empor und fragte, ob ich ihm erlaube sich vorzustellen. Er wartete meine Antwort nicht ab, nannte seinen Namen und den Genitiv der studentischen Verbindung der er angehörte in Latein und bat, mich in mein Quartier fahren zu dürfen. Die andern warteten gleichfalls mit gezogenen Mützen, sprangen aber dann rasch herbei um mir mein Gepäck abzunehmen; der Gepäckschein für den Koffer wurde erbeten; ich sah mich erstaunt und belustigt in den Sitz eines etwas schweren Landauers geladen, der höfliche Student saß mit der Mütze auf dem Kopf und dem bunten dreifarbigen Band über der Brust sehr stolz hinten angelehnt neben mir; er war der jüngste Bursche seiner Verbindung, die beiden Füchse, noch mit zweifarbigen Bändern angetan, hatten die Ehre, mit meinem Gepäck in einem eben so gewichtigen Wagen zu folgen — auch sie stolz hintangelehnt — und in dieser Auffahrt ging es unter erheblichem Peitschengeknall des Kutschers meinem Quartier in der Neckarhalde zu, das mir von Freunden meines Vaters schon im voraus besorgt war. Dort angekommen verabschiedeten sich die drei mit den gleichen Bewegungen mit denen sie mich begrüßt hatten, machten dieselben Schritte rückwärts die sie am Bahnhof vor-

wärts gemacht hatten, äußerten ihr Vergnügen, mich am Abend auf der Kneipe da und da begrüßen zu dürfen, und verschwanden in den beiden Wagen die sie hergebracht hatten etwas pomphaft in der Richtung nach der Stadt. Im Lauf des Vormittags kamen noch andere Studenten mit farbigem Band und Mütze — sie hatten pflichtschuldig die Wohnung des Neuankömmlings auf der Kanzlei der Universität erfragt — und jeder nannte seinen Namen mit dem Zusatz jedesmal eines andern lateinischen Genetivs eines deutschen Stammes oder einer deutschen Landschaft und alle waren gleicherweise erfreut, mich Abends auf ihren Kneipen da und da begrüßen zu dürfen. So hatte ich eine reichliche Auswahl. Aber obwohl tüchtig gezecht wurde, war es doch nirgends eigentlich unflätig und unmäßig. Die nettesten, lustigsten, ursprünglichsten, wärmsten und musischsten — wenn man dies von Musensöhnen verlangen will — zugleich aber auch die kindlichsten und treuherzigsten jungen Männer fand ich in einer farbenlosen Verbindung von fast lauter Schwaben als die wahrhaft eingeborenen. Ich kann nicht umhin zu gestehen, daß wenn von mir verlangt würde das Herz Deutschlands zu suchen, ich unbedenklich dieses Land als die Stelle bezeichnen würde wo es so stark, ruhig und beweglich schlägt, und bis hinauf an den Bodensee, bis hinüber in den Schwarzwald fühlbar ist.

Doch ließ ich mich von keiner der studentischen Körperschaften binden oder verpflichten. Ich spürte Fesseln der Person und der Anschauungen in allem Kameradschaftlichen; ich lächelte über das sorglose

Spiel so lange es das der anderen war, für mich würde es sich in Ernst verwandeln wenn ich es selber betriebe; und dazu wiederum war es nicht ernst genug. Ich wollte aus Instinkt um keinen Preis mich einer neuen Gleichgültigkeit unterziehen — es war Gleichgültiges, Unbegeistertes genug in meinem Leben. — Warum? Ich wußte es nicht. Ich müßte eben warten bis es mich ergriffe. Und ich dachte an meinen Vater und wie er ergriffen sei. Ich dachte an mein Hochgefühl auf schnellen edlen Pferden. Das beides kannten die alle nicht; ich wußte es und sah es ihnen an.

Ich würde gegen diese Aufzeichnungen von wahrhaft Erlebtem nicht gerecht sein wenn ich mehr von der Stadt, der Universität, den Menschen erzählte. Nichts nahm mich wahrhaft gefangen. Die berühmteste Philosophie der Geschichte, die schärfsten, geschultesten römischen Institutionen, die lässig freiesten Vorlesungen über die deutschen Revolutionen und staatbildenden Versuche, so manche andere Gegenstände von angeblicher Bedeutung, womit man sich befaßte, blieben bedeutungslos, unerlebt, so bereit ich war, ihnen etwas abzugewinnen. Ja, ich hätte die Stadt vergessen; die reizende Wohnung gegen den ansteigenden Garten der Neckarhalde, der drollige, zeremonielle Empfang, die Professoren, die Vorlesungen, das Land, die Fahrten und Ausflüge hätten sich nicht in meinem Gedächtnis bewahrt, wenn mir nicht alles das durch ein einziges Erlebnis lieb und ewig geworden wäre, das mit seinem Gewicht allein auch all das wichtig machte was damals um mich war und wessen ich mich um seinetwillen erinnere.

Das Haus in dem ich wohnte lehnte sich an den steilen Weinberghang der hinter ihm emporstieg und teilte mit andern der Straße die Eigenschaft, so in den Berg hineingebaut zu sein, daß die ihm zugekehrten Zimmer zu ebener Erde lagen während die Räume des gleichen Stockwerks die nach der Straße schauten von dieser aus ein volles Stockwerk höher lagen. Ich bewohnte zwei Zimmer nach dem Berge, was bei der brennenden Hitze des Sommers nur angenehm war. Die Fenster der Rückseite begannen kaum zwei Fuß über der Erde, so daß ich mit beiden Beinen mühelos in meine Wohnung hineinspringen konnte; eine Bequemlichkeit von der ich oft genug Gebrauch machte, da der Hausschlüssel von einer mittelalterlichen Schwere und Größe war und also regelmäßig zu Hause blieb. Vor den niedrigen Fenstern dieser Gartenseite des Hauses, einem das zu meinem Wohnzimmer gehörte und einem das ich passierte wenn ich auf dem schmalen buschüberwölbten Kiesgang bis zu meinen Stuben gelangen wollte, standen zwei einfache kleine eiserne Bänke. Dann stieg der Garten steil an; Beerensträucher, Obstbäume und nahe dem Haus ein paar Goldregenbüsche standen eng und sich streitend übereinander. Eine Übersicht schien ganz unmöglich, und doch war alles sauber gepflegt, die spärliche Erde unter den Stauden gejätet und gelockert, welke Blumen abgeschnitten und am Abend glänzten die Blätter von Tropfen, mit denen sie sorgliche Hände, die Gießkanne schwingend, reichlich bedachten. Das Haus gehörte einer Professorenwitwe, welche die beiden unteren Zimmer die ich inne hatte regelmäßig an einen Studenten vermietete, und dieses Semester war ich

der Bevorzugte — denn man galt als solcher. Im oberen Stockwerk hauste sie selbst und hatte die Tochter einer Bekannten oder Verwandten zu sich genommen, die ihr den Garten und wohl auch das Haus besorgte. Diese war ein wohlansehnliches, nicht eigentlich hübsches aber sehr angenehmes Frauenwesen von einer in den kräftigen und reinen Farben der Natur besonders hervortretenden einfachen und gütigen Reinheit, etwa sieben Jahre älter als ich der ich achtzehn war, harmlos, frisch und unverfälscht. Natürlich war ich ihr bekanntgemacht worden, man hatte sich die Hand gegeben, man wußte daß man sich gefiel. Wenn sie oben im Garten stand und in den Johannisbeeren hantierte, rief ich ihr unten vorübergehend einen Guten Tag oder ein paar neckende Worte zu, die sie im besten Schwäbisch beantwortete, zierlich und gewandt; ich hatte sie auch schon öfters auf der ersten der beiden kleinen Eisenbänke sitzend angetroffen, wenn sie sich ausruhte. Die Bank vor meinem Fenster respektierte sie offenbar als mir zustehend.

Als ich eines Abends nicht eben spät, aber doch schon nach Einbruch der Nacht nach Hause kam, gewahrte ich sie zu meinem Erstaunen auf der andern Bank sitzend, die sie sonst vermied. Ich war vom Hausflur in mein Zimmer getreten. Ihr runder voller Kopf mit den stattlichen aufgesteckten Zöpfen und dem krausen Stirnhaar stand gegen die helle Nacht deutlich im Rahmen des offenen niederen Fensters. Während ich herantrat, bemerkte sie mich und drehte den Hals. „Ach!“ sagte sie, als sie mich erkannte: „Nun sitze ich gar auf Ihrer Bank!“ Sie schien in einer Zerstreutheit

oder Ermüdung ihren Irrtum nicht bemerkt zu haben oder sie erwartete mich vielleicht nicht so früh. Indessen focht sie mein Eintreten nicht an; sie blieb an ihrem Platze. Es war eine warme Nacht, der Goldregen blühte, zahllose Johanniswürmchen blitzten weißlich im Garten, ich hatte sicher am wenigsten Grund, sie zu verdrängen. Die Bank gehöre doch nicht mir, sagte ich; sie solle sich nicht stören lassen. Ich legte meine Bücher, Stock und Hut ab und setzte mich von innen auf die Fensterbank, von wo ich, fast in gleicher Höhe mit ihr, aus ihrem Rücken zu ihr heraus sprach. Eine Weile hörte sie zu, die Arme breit ausgestreckt auf die Lehne der Bank gelegt, und ab und zu wandte sie den Kopf. „Wissen Sie," sagte sie plötzlich und rückte zur Seite, „das ist zu unbequem! bei dieser Unterhaltung verrenke ich mir den Hals." Sie hatte ihre Arme weggenommen, ich zog meine Beine an und glitt ohne eine Antwort auf den Platz nieder, den sie mir mit ihrer Bewegung anwies. Es veränderte nichts in unserm Gespräch, das gleichgültige Dinge betraf und auch manchmal stockte, während sie eine Katze kraute, die zu ihr auf die Bank gesprungen war. — „Morgen gehe ich in die Kirche," sagte sie nach einer solchen Pause; denn es war Samstag; „Kommen Sie doch mit?" fuhr Sie etwas leichtfertig, wie mir schien, fort. — „Nein," sagte ich ziemlich ernst, „ich gehe nicht in die Kirche." — „Warum?" erwiderte sie unbefangen, „es ist immer so hübsch." — Die Antwort belustigte mich; ich hatte einen christlicheren Grund ihrer Einladung vorausgesetzt und sagte scherzend, es sei das eine seltsame Begründung eines Kirchgangs; ich hätte ihn nicht

gerade von ihr erwartet. „Ach!“ sagte sie zu ihrer Entschuldigung etwas wegwerfend, „was wissen Sie wer ich bin?“ — Sie lachte.

Plötzlich wurde sie totenernst. Ein heißer Schauer schien sie zu überlaufen. „Was wissen Sie wer ich bin?“ sagte sie nun groß und laut. „Wissen Sie wer ich bin? Sie halten etwas von mir?“ sagte sie streng. Es war wie ein Umschlag, ein finsteres schwangeres Gewölk, wie ein Gewitter das ihr eigenes Wort in ihr heraufbeschwor. Sie sah mich blaß und fern an. Ihr Ausdruck veränderte sich und ihr Gesicht war wie das einer Sibylle, wenn in ihr die Ahnung blitzt. „Was—weißt—du—wer—ich—bin?“ sagte sie, langsamer, schwerer, schmerzlicher, abklingender. Dann brach es herein; das schwarze Gewölk in ihr barst; in ihrem Herzen regnete es. Sie preßte die Lippen aufeinander, um sich nichts zu vergeben, aber ihre Augen füllten sich mit Tränen. Sie tastete aufrecht sitzend nach mir wie nach einem Anker und hielt doch meine Hände mit gestreckten Armen fort von sich als sie sie ergriffen hatte, preßte sie mit einer ungeheuren Kraft hinweg von sich, hielt das Haupt abgewandt und ihren Leib abweisend weit hinweggebogen. Sie weinte nicht: es weinte in ihr. Und so mit aufgehobenem Gesicht geschlossenem Munde, weinte ihr Inneres dem hellgestirnten Himmel zu.

Als ich mich endlich loswand — denn ich wußte eine lange Zeit nichts besseres als mich ihr nicht zu entziehen — war alles vorüber. Sie wehrte mit halberhobener sanfter Hand ab, lächelte unter letzten Tränen, denen sie ihren Lauf ließ, und sah mich dabei

erlöst und gestillt an. Ich rückte zu ihr und legte meinen Arm um sie, was sie sich nun gefallen ließ. Aber eigentlich drehte sie, obwohl sie mich offenbar nicht zu entrechten wünschte, die Rollen gleich wieder um. Sie küßte mich von sich aus einmal stark und heiß auf den Mund: endgültig, dankbar, für immer... Ich hielt sie einen Augenblick. Danach erhob sie sich zum Gehen. Sie beugte sich unendlich gütig und liebend zu mir herab, der ich auf der Bank vor ihr saß, und sah mir ganz nahe in die Augen. „Bei dir kann man eben weinen," sagte sie sehr ruhig, als ob damit alles erklärt sei.

Ich wich etwas zurück, ließ seltsam berührt ihre Hände los die ich ergriffen hatte und sah sie, während sie sich wieder aufrichtete, erwartend an.

„Frage doch nicht!" sagte sie, als ob es um ein Vergebliches ginge was man beruhen lassen müsse, sie und ich: „Bei dir kann man eben weinen. Sei froh daß man es kann! Ich gebe es dir als dein Geheimnis wenn du es magst." —

Sie schien zu meinen, daß ich das ruhig hinnehmen könne. Sie küßte sich etwas heftig und überschwenglich mitten in die Hand und warf mir mit dem kleinen Geräusch das ihre Lippen machten das Geheimnis wie ein wirkliches Geschenk zu — wie eine letzte Blume gleichsam, die eine Dame einem Manne zum Abschied läßt.

Sie war schon im Gehen. „Kommen Sie morgen mit in die Kirche?" fragte sie leicht nach rückwärts und war ohne meine Antwort abzuwarten im nächsten Augenblick um die Ecke des Hauses verschwunden. Ich hörte

sie ins Haus treten und die Treppe hinaufgehn. Ich aber stieg langsam über die Bank die der schmale Schauplatz dieses Erlebnisses war in mein Zimmer. Ich zitterte etwas als ich mich niederlegte und das Licht löschte. Dann kamen die Gedanken und liefen fort und kamen wieder.

Bei all der Rätselhaftigkeit ihres Benehmens war solch eine Bestimmtheit in ihm gewesen daß mir die Rolle die ich bei alle dem spielte nicht unangenehm durch die Passivität wurde die mir angewiesen worden war. Ich konnte mir vorerst nichts erklären als daß ich ihr ein Halt in einer natürlichen und ernsten Erschütterung gewesen war zu deren Zeugen sie mich in der von ihr selbst heraufbeschworenen Anwandlung gemacht hatte. Es war nichts Krankhaftes oder Gequältes in ihrem Verhalten, nichts Wehleidiges oder Weltschmerzliches, was ganz und gar ihrer Art zuwider gewesen wäre. Das alles sagte ich mir viele Male um ihr gerecht zu werden. Es beschwerte mich nicht daß man bei mir weinen könne. Ich wollte sie immer bei mir weinen lassen, so oft sie es verlange; ich wollte alle Menschen bei mir weinen lassen, wenn es mein Schicksal war. —

Ich würde morgen mit ihr zur Kirche gehn, schon damit sie sehe daß ich ihr nicht ausweiche oder ihr zürne oder ihr Geschenk gering achte. Ich schlief endlich ein wie unter einer Mission die mir zu teil geworden war und die mich beglückte.

Der Tag rückt Dinge mühelos an ihren Ort die die Nacht verstellt hat. Als ich das Mädchen am Morgen wiedersah, wie sie frisch und sonntäglich herausge-

schmückt aus dem Hause trat — ich wartete drunten auf der Straße —, war keine Rede von meiner Mission und sie schien die Ereignisse der Nacht ganz vergessen zu haben. „Ach! da sind Sie ja," sagte sie, als ob sie durch meinen Anblick erinnert würde, „das ist recht, daß Sie einmal mit in die Kirche kommen; es ist immer so hübsch." — Diese neuerliche unbefangene Wiederholung der gleichen Worte die sie gestern gebraucht hatte, erstaunte mich nur noch mehr. „Was ist denn so hübsch?" fragte ich; „die Kirche?" — „Nein!" antwortete sie; „wie die Kirche aussieht, weiß ich offen gesagt nicht recht. Aber die Menschen! Die Menschen sind so nett hier. Ich war in vielen Kirchen vieler Städte; aber ich sehe mir immer nur die Menschen an."

Sie sagte das wie ein Vorrecht; wie ein andres sagt: ich höre mir gern die Predigt an oder das Spiel der Orgel. Ihr Kirchgang konnte einen mit allen Dogmen und allen Priestern der Welt aussöhnen. Sie setzte sich mit mir auf eine der Längsbänke an der Seite der Kirche. Die Sonne fiel herein. Es war hell und freundlich, sehr einfach und weit in dem Raume. Sie hatte ihren Sitz offenbar absichtlich so gewählt; denn sie sah halb von vorn in die vielen Gesichter hinein, die in den Bänken des Mittelschiffs sich leise bewegten oder still nach vorne sahen. Einen Augenblick durchfuhr mich der Gedanke, sie suche einen bestimmten Menschen in der Kirche oder nähre doch eine Erinnerung. Aber nein. Sie begann mit mir in ihrem Sinne leise zu sprechen damit ich's auch recht genösse. „Ist sie nicht reizend, die mit dem halbgeöffneten Mund, die junge?" fragte sie, und ich konnte ihren Augen folgen; „die

Sonne scheint in diese rosenfarbene Höhle und die Zähne sind fast durchsichtig." — „Jetzt kommt der Apotheker; immer etwas zu spät. Denn er muß doch den letzten Kirchgängern noch Hustenbonbons verkaufen. Ist es nicht freundlich zu denken, daß dies hier zum guten Ton gehört, sich für den Kirchgang mit Hustenbonbons zu versehen? — Dann schließt er seine Apotheke drüben bis die Kirche aus ist." — Sie nannte viele Namen und hatte für jeden ein hübsches Wort. Gleichgültige Gesichter überging sie wie Wesen deren Zeit noch nicht gekommen war. — „Diese Familie ist so nett anzusehen, die beiden hübschen Töchter hinter den noch hübschen Eltern." — „Jetzt tritt auch der Polizist herein, der den Kirchplatz begeht. Jetzt darf draußen nichts passieren. Er hört der Predigt nicht zu. Er vergißt auch hier sein Amt nicht und hält eine gutmütige, teilnahmlose Umschau." — „Diese große ältliche Person — sehen Sie wie schön sie wird! Sie hängt an dem Wort der Predigt, diesem Wort für sie, für ihre einfache Seele — und wird schön davon. — Ich liebe Menschen in ihrer Andacht."

Auch sie war schön die so sprach, leise und andächtig. Und die so schwieg, im Dienste ihrer Schau bewundernd und entzückt, war fromm darin. Sie trieb ihren eigenen Gottesdienst und trieb ihn mit dem lebendigen Bilde Gottes das da vor ihr saß. Kein Wort der Predigt drang zu ihr. Sie war versunken in den Anblick der Menschen. Und wenn er seltsam war, ihr Dienst an Gott — sie trug einen Gott im Herzen der ihn ihr erlaubte.

Ihre Andacht teilte sich mir mit. Ich sah mit ihr hinüber in die hellen Gesichter auf denen von hohen

Fenstern gebündelte Strahlen von Sonne spielten. Ich suchte wie sie nach dem süßen Ausdruck des Menschlichen das ihr so reizend erschien. Denn dies sah ich wohl: keine leiseste Neugier auf den Verrat menschlicher Regungen, auf die Auslieferung menschlicher Seelen war in ihren Blicken, keine leiseste Lust, sie zu begaffen oder in sie einzudringen bewegte sie. Sie begehrte nicht zu wissen, sie begehrte nur zu schauen. Vielleicht habe ich in dieser Stunde zu viel von ihr gelernt.

Dennoch — kaum hatten wir die Straßen der inneren Stadt auf dem Heimweg verlassen, als mich der Berg zu meiner Rechten an die Nacht gemahnte. Ich hatte auch in dem Kirchgang, zu dem sie mich gestern mit einer fast gewagten Unbetontheit aufgefordert hatte, noch keinen Schlüssel zu ihrer Traurigkeit gefunden und konnte mir noch immer die Rolle nicht erklären, die ich in alle dem spielte.

„Sind Sie nicht manchmal enttäuscht von dem Anblick der Menschen?“ fragte ich so leicht wie nur möglich. „Nein,“ sagte sie „von Andächtigen nie. Ich könnte ebensowohl von meinen Blumen enttäuscht sein.“

„Wenn Sie in Menschen Blumen sehn —“ sagte ich. Sie schien mir plötzlich die allein Andächtige in der ganzen Kirche gewesen zu sein.

„Nein,“ sagte sie, „so ist es nicht einmal gemeint; nur: sie sind mir gleich lieb; sie sind gleich schön, die Andächtigen und die Blumen.“ —

„Und Sie,“ rief ich, „Sie sehen sich nie an?“

Sie schrak ein wenig zusammen und verdunkelte sich. Sie hatte mich verstanden. Wir waren unterdessen

an dem Hause angelangt und die steinerne Stiege bis zu der laubüberdachten kleinen Plattform emporgestiegen die vor der Haustür lag. „Ich bin Ihnen eine Erklärung schuldig," sagte sie indem sie sich auf der Schwelle nach mir umdrehte; „aber es gibt wohl keine; und die ich Ihnen geben kann ist keine für Sie." Es war als ob sie wieder an das Vergebliche kam, das wir beruhen lassen mußten. „Was wissen Sie von mir?" sagte sie wie gestern. Ihre Hände legten sich auf meine Brust und sie sah mir mit angebogenen Armen ganz nahe zärtlich in die Augen. „Was wissen Sie von mir? — Sie halten etwas von mir und ich bin nichts. Ich flüchtete vor mir und weinte weil ich floh. Was wollen Sie noch mehr! Ich war noch eben eine Blume für Sie. Ist's nicht genug, daß eine Blume bei Ihnen weinen kann? — Und wenn's ein Mensch war —: Sie saßen neben mir!! — So flüchten wir uns tausendfach! Ist's nicht genug, daß eine darum weint?"

Sie hatte die letzten Worte in einer tiefen Klage fast gesungen. —

Ich nahm ihren Kopf zwischen die Hände. — Ja, es war genug. — Sie senkte die Stirn ein wenig und schlug die Augen nieder. Und ich berührte mit den Lippen den Scheitel dieses tapfern Leibes, der sich eingestand was er tat.

Der sonderbare Kirchgang, der das Mädchen so bestimmt in dem natürlichen Vorrecht ihres Wesens zeigte, und das Ereignis der Nacht waren damals viel zu nahe und ich war viel zu jung um beides völlig zu verstehen. Ich fühlte daß mein Erlebnis endete — wie das Schauspiel im Theater — mit dem Vorhang den

eine höhere Weisheit — und jedenfalls nicht ich — über dem keiner Vernunft zugänglichen Vorgang senkte. Es schien mich erst ein wenig zu entehren, nicht selber Anfang und Ende gesetzt zu haben, wie auch das Mädchen mehr verwickelt im Zufälligen, sich Darbietenden gehandelt hatte. Ein Zufall hatte mich auf jene Bank gespielt. Da saß ich nun. — „Sie saßen neben mir!" das war die große Zurechtsetzung des Lebens. Wie viele Küsse bleiben ungeküßt, weil kein Mund dem andern nahe ist; wie viele Tränen bleiben ungeweint, weil niemand ist bei dem man weinen kann. Und Küsse fallen Lippen zu, weil Lippen nahe sind; und Blumen weinen, weil einer nahe ist bei dem sie weinen können. Doch jeder denkt, der Mund, er blühe nur für ihn, und jede Träne sei nur ihm geweint.

Das begriff ich damals nicht. Ihre Freude an den Menschen, ihre Worte, ihre Tränen, ihr Kuß und der leise Sang der Klage mit dem sie alles endete, ergriffen mich zu sehr und nahe. Ich hängte mich an alles Liebliche in ihr und dachte, sie habe mich geküßt, sie habe mir geweint. Ich hängte mich an dies, um jenes nicht zu glauben, und gedachte so mein Erlebnis in meiner Erinnerung am schönsten zu bewahren. Aber es wehrte sich bald wie ein Lebendiges sich wehrt und strafte mich Lügen. Ich weiß noch, wie lange es dauerte, bis ich es von seinem kleinen Reiz entkleidet sah und jenen größeren der Wahrheit zu gewahren vermochte, den ihm das Mädchen von Anfang an und mir im Angesicht wie einen Königsmantel angelegt hatte.

FÜNFTES KAPITEL

Auf dem Kasernenhof in Kassel, in den Ställen, auf dem Reitplatz wurden wir gedrillt. Man hatte mir gesagt, es sei unangenehm, sich von Unteroffizieren kommandieren zu lassen. Ich lernte weniger das Kommandiertwerden als das Kommandieren. Ich lernte, daß wenn es gelte einen Befehl auszuführen, es von der Form des Befehls und von der Mitteilung des Befehls zugleich abhänge ob und wie er ausgeführt wurde. Ich lernte das, indem ich beobachtete wie ein junger Offizier trotz des größten Eifers, vielerlei Anweisung und vieler Kommandos die ihre Wirkung verfehlten als ob sie nicht gegeben wären, es nicht vermochte, sechs Mann richtig und auf dem kürzesten Wege durch ein Tor zu führen, während das ein andrer mit wenigen Kommandos kurz und korrekt vermochte. Ich lernte, daß der kürzeste Befehl am meisten Aussicht hatte, ausgeführt zu werden. Der kürzeste Befehl aber ist das Kommando. Kein Mensch schien das eigentlich zu wissen.

Ich lernte, daß ein Exerzierreglement — jedes militärische Reglement — einfach sein müsse, weil es auch der Dümmste verstehen mußte. Ich lernte das sozusagen im Anschauen. Man brauchte sicher keine Anweisung dazu, die auch nicht gegeben wurde. Vielleicht war es nicht wichtig, aber man unterstand doch diesen inneren Gesetzen der Dinge. Ich lernte Pferde zu putzen und zu pflegen, mit einem Karabiner zu schießen, der dem Schützen bei jedem Abschuß im Rückstoß beinahe die Schulter zerschlug, und einen ungefügen, unhandlichen, unbalanzierten Säbel zu schwingen.

Ich lernte ein wenig reiten — zu dem andern, bessern das ich konnte — aber es war nicht weit her mit dieser Kunst, wie man sie damals und wohl auch später als Rekrut mitgeteilt bekam.

Die Ausbildung der Einjährig-Freiwilligen endete in einem besonderen Examen, das die Qualifikation zum Offizier der Reserve in der Armee gab. Wir waren vier Einjährige bei der Schwadron und bestanden alle vier die Prüfung. Aber man behielt nicht den Besten oder die Besten beim Regiment, sondern einen blonden, schwächlichen, kleinen Grafen, dem das Pferd eine sehr unangenehme Schöpfung Gottes war. Ich wollte das anfänglich nicht glauben. Aber ja — weil der Schwächling Graf war, blieb er; das qualifizierte ihn über die besseren. Wir andern: man mußte sehen, wo man unterkam.

Denn natürlich wollte man im Ernstfalle — ich wußte sehr wohl daß Krieg der ernsteste war — nicht bei Kolonnen und in Trains eine nebensächliche Verwendung finden. Es war keine Eitelkeit in mir, kein falscher Ehrgeiz. Ich wußte wo ich im ernstesten Falle hingehörte, weil es mir zustand, weil ich es verantworten konnte. Ich sah Eitle und wunderte mich über sie. Sie hatten nie darüber nachgedacht, was Krieg sei. Ich dachte aber immer darüber nach, mit einer seltsamen, großen und wachen Spannung als an ein Äußerstes. Ich hielt für selbstverständlich daß dies Männer tun. Aber ich sollte mich freilich bald davon überzeugen daß es sehr wenige taten.

Mit mir war jener junge Leipziger in die gleiche Lage gekommen. Auch ihn hatte man, obwohl er der

Tüchtigere war, der Mutigere und Energischere, zu Gunsten des wässerigen Grafen abgeschoben. Dabei hatten wir ohne es zu wissen eine jugendliche und unbedingte Anhänglichkeit zu dem Regiment gewonnen, dem wir nun einmal angehörten. Wie oft war, in etwas künstlich begeisterten Ansprachen des Obersten, des Rittmeisters, des ausbildenden Offiziers, die aber doch dem Unerfahrenen Eindruck machen, es uns eingeschärft worden, was es für eine Ehre sei, dem Regiment anzugehören; wir hätten uns seiner würdig zu erweisen, uns für es und in ihm auszuzeichnen — nun wurden wir verbannt. Man hatte nicht nur eine Anhänglichkeit zu seiner Truppe gefaßt, sondern auch zu der Waffe. Wir hatten eine Regimentsehre, eine Husarenehre, eine Soldatenehre. Mag sich das aus der Ferne sehr lächerlich ansehn; es war uns gar nicht lächerlich als wir entrechtet wurden. Der Graf fühlte sehr genau, was ihm den Vorzug verschaffte, und war anständig genug, etwas verlegen darüber zu sein.

Wir beiden Ausgestoßenen begaben uns mit den erteilten Qualifikationen zu einem sächsischen Reiterregiment, den Husaren in Grimma, einer kleinen Stadt in der Nähe Leipzigs. — Wieso wir nicht gleich hierher gekommen seien? Wir seien doch Sachsen? Warum wir nach Preußen liefen? — Es klang fast, als wären wir zum Feinde übergelaufen. Das war mir neu und machte mich nachdenklich. Immerhin wurden wir zu den für einen Reserveoffizier erforderlichen weiteren Übungen beim Regiment angenommen. Aber auch da noch, und nicht nur in der Schreibstube des Regiments, sollte ich diese für mich ganz merkwürdige Auffassung

betont finden, die mich nachdenklich gemacht hatte. Wir beiden Gebrandmarkten standen als Unteroffiziere während unserer ersten Übung nebeneinander seitlich vom versammelten Offizierskorps des Regiments, da der Kommandierende General, der sich zu einer Truppenbesichtigung eingefunden hatte, die auch unsere Übung endete, sich außer den jüngsten Offizieren, die er noch nicht kannte, auch die Offiziersaspiranten vorstellen ließ. In dieser kurzen Reihe standen wir. Dieser Kommandierende General war der Bruder des Königs, nachmals selber König von Sachsen. Er richtete die üblichen Fragen an jeden: wann er beim Regiment eingetreten, wann er (als Einjähriger) beim Regiment gedient habe. Der junge Leipziger, der neben mir stand und an den die Frage des Prinzen zuerst kam, antwortete, er habe gar nicht im Regiment gedient. „Wo sonst?" fragte der Kommandierende. „Bei dem Husarenregiment 14 in Kassel." — Der Prinz machte ein erstaunt- und ernstverächtliches Gesicht und stellte, weiter gehend, die gleichen Fragen an mich, der ich der nächste in der Reihe war. Er erhielt natürlich die gleichen Antworten. „In Kassel?" fragte er und sah mich verständnislos ob solcher Vergangenheit an; „in Kassel? — Wo liegt denn das?" worauf er sich, da ich der jüngste und letzte war, mißmutig zum Frühstück begab.

Ich weiß noch als ob es heute wäre, was in mir vorging. Ich fühlte mich nicht beleidigt oder gemaßregelt oder beschämt oder schlecht und ungezogen behandelt — was ich mit Fug und Recht auch hätte fühlen können — sondern ein ganz großes und tiefes Entsetzen übermannte mich. Ich fühlte daß ich in diesem Augen-

blick eines großen Vaterlandes beraubt wurde, eines machtvollen, einigen, weiten, begeisternden Vaterlandes, in dem ich zu leben mir eingebildet hatte, das ich liebte ohne Besinnen, dessen Gründung und Einigung meinen Vater, meine Mutter, alle die ewigen jungen Gestalten die ich mir bewahrte begeistert hatte, dem die ersten Worte meines Vaters gegolten hatten deren ich mich entsinnen konnte, dessen Anfang auch mein Anfang war, in dessen Zukunft meine Zukunft lag. „Wir haben ein Reich und einen Kaiser" hatte mein Vater gesagt. „Weißt du was das ist ein Reich und ein Kaiser?" — Ich war aus einem großen Vaterland in ein kleines, enges, das ich nie als meine Heimat anerkennen konnte eingesperrt. Wer war der Mann der mir mein Vaterland einfach wegnahm wie eine dumme Einbildung? — Und der Kaiser? — Was galt er, wenn ein jeder Prinz und König fragen konnte, wo Kassel liege. Aber das große Vaterland — das war's um das ich bangte. — Ich war bleich und bebte; ich habe kein Wort gesprochen, keinen Bissen angerührt. Am Nachmittag, als wir vom Offizierstisch entlassen waren, fuhr ich nach Leipzig, wo ich nach Beendigung meines Militärjahres mein juristisches Studium fortsetzte — oder eigentlich erst begann —, und trat in das Zimmer meines Vaters. Freilich hatte ich mir nun alles selbst schon beantwortet. Ich pflegte ja nicht zu fragen, wenn und wo ich mir die Antwort selber geben konnte. Diesmal fragte ich.

„Jeder Deutsche," sagte mein Vater, „besitzt zwei Vaterländer oder, wenn du willst, ein zweifaches Vaterland; er besitzt, rechtlich gesprochen, eine zweifache

Staatsangehörigkeit — mindestens eine zweifache; denn er kann auch eine mehrfache besitzen." Ich sagte, daß ich nach meiner Empfindung nur ein Vaterland besitzen könne. — Ich hatte ja wohl in der Schule Heimatkunde gelehrt bekommen und es war von der sächsischen Heimat die Rede; aber das war die Heimat der andern, nicht meine. Ich nahm an dem Unterricht teil, weil es die Heimat der andern war. Mein Vaterland, erklärte ich meinem Vater — so habe ich immer angenommen —, sei Deutschland. „Dies ist auch so," erwiderte mein Vater „und du hast ganz recht; aber gleichwohl bist du Sachse." Ich erinnerte mich: Leipzig war die Landesuniversität; mein Vater mußte sächsischer Untertan geworden sein. Aber ich hatte mich bisher so gesichert in meinem Deutschtum bewegt, daß ich kein Land wichtig genommen hatte in dem ich lebte. — Das Zweifache des Vaterlands widersetzte sich meinem Empfindungsvermögen. Wenn die Länder Deutschland ausmachten, so war der Grund auf dem ich stand besetzt, er konnte nicht Zweien gehören, konnte nicht Deutschland sein. Deutschland war ein Phantom ohne Realität, ein Staat ohne Körperlichkeit. Die Körperlichkeit war eingenommen von den Staaten, die den Grund und Boden — abgesehen vom Reichsland Elsaß-Lothringen — besaßen. Dies empfand ich damals. Ich empfand das Vage, das Unwirkliche, das Konstruktive, das Kunstwerk Staat im Gegensatz zur Tatsache Land, wenn ich auch das alles nicht in Worte fassen konnte und mich nur eines festen Besitztums meines Innern beraubt fühlte. — Ob mein Vater dieses Zweifache nicht für bedenklich halte, fragte ich. Ich hatte noch nie darüber

nachgedacht. Jetzt wurde es mir plötzlich klar. „Das muß doch weg!“ rief ich. „Warum ist man denn zweimal Untertan?“ Mein Vater lachte. Er freute sich offenbar. „Ganz gut!“ sagte er, „aber sehr revolutionär.“ Das Deutsche Reich sei eine kühne, zwar sehr genial befestigte, aber doch auch schwache Punkte aufweisende Staatsbildung, die auf diesem Zweifachen beruhe. Vorläufig sei nicht mehr zu erreichen. „Du mußt damit auskommen.“

Diese Eröffnung enttäuschte mich. Sie schien den Partikularismus dem ich begegnet war nicht zu entrechten. Sachsen war vielleicht eine größere Realität als das Reich, und wenn dieses eine war, so war Sachsen, so war jeder Staat eine neben ihm. Das Zweifache war mir nicht einfach genug. Als ich aus dem Zimmer meines Vaters ging, hatte ich etwas von einer Gesichertheit oder einer Sorglosigkeit verloren, die mir bisher erlaubt hatte, gegen dies Zweifache blind zu sein. Aber ich glaube nicht daß ich der einzige war der damals bis zu seinem zwanzigsten Lebensjahre mit dem Deutschen Reich so beruhigt hingelebt hatte wie ich es tat. Andererseits fand ich keinen dem es solche Mühe machte, zwei Vaterländer zu verdauen. Oder verdauten sie sie gar nicht? —

Damals erwanderte man sich das größere Vaterland noch nicht, wie es später die Jugend in mancherlei Bünden aus einem Drang, sich im Tatsächlichen einzurichten, tat. Man nahm es in ein sehnsüchtiges Herz wie etwas das jedem jungen Herzen zustand, man las und lernte schöne Lieder die ihm galten, und noch in mehr als einem kindlichen Gemüt gingen Mühlenräder

darin an jedem Bach und ein Liebchen sah aus jedem Fenster. Aber sich sein Vaterland zu erobern, ja zu ertrotzen da wo es rauh und abweisend war, von Süd bis Nord zu ziehen und von West bis Ost, die wirkliche Beschaffenheit des Gemeinsamen und des Gegensätzlichen in ihm zu erleben, lag nicht in der Art der Zeit. Man schwelgte etwas in dem politischen Gebilde, das da so groß und herrlich aufgestanden war. Das riß man als sein Vaterland wohl gerne an sich. Aber man hatte es mehr in einem verträumten Sinn als unter den Füßen. Man dachte, man habe dieses Vaterland im Kriege erobert und da sei es nun. Ich war nicht frei von solcher Schwelgerei gewesen.

Jenes Erlebnis, jene Entrechtung, wie ich sie empfand, hätte mich dennoch nicht so schwer getroffen und erschüttert, wenn ich nicht eben noch — es war nur Wochen her — selig ernst und stolz, von meinem großen Vaterlande ganz erfüllt, von einem wundervollen Schauspiel heimgekommen wäre das, wenn es auch nur ein Schauspiel war, doch mit einer solchen tiefen Wahrhaftigkeit von Deutschlands Größe sprach daß es zu einem der unvergeßlichen Besitztümer meines Lebens wurde. Am 9. März 1888 starb Wilhelm I., den sein Enkel den Großen zu nennen befahl, der erste deutsche Kaiser. Ich war bei seinem Leichenbegängnis gewesen.

Am Abend vor seinem Tode, einem Donnerstag, war ich mit meinem Vater auf dem Wege zum Gewandhauskonzert, als mir Bekannte entgegen kamen und sagten, das Konzert sei abgesagt, der Kaiser liege im

Sterben, der Tod könne jeden Moment eintreten. In jedem Gesicht, in jeder Stimme war der gleiche ungeheure Ernst, ein Ernst der das Land einzuhüllen begann wie eine Finsternis bevor die Nacht kam. Es schneite ununterbrochen. Man ging bedrückt nach Hause und wußte nichts zu tun. Es wurden Extrablätter ausgerufen, die das sagten was man wußte. In der Nacht wurde es unheimlich kalt, aber immer noch fiel Schnee. Im Laufe des Morgens kam die Todesnachricht — eine Zeile auf dem Extrablatt. Mein Vater las diese Zeile mit einem schauerlichen Ernst und feuchten Augen. Trauer setzte ein. Die Schulen, die Universität, die Läden, die Ämter, die Häuser schlossen sich von selbst. Nichts befahl oder ordnete sie, die sich selbst befahl und sich selbst ordnete. Es ist kein Mensch zu nennen, um dessen Tod je Menschen weinten, der so betrauert wurde. Wie nahe dieser jedem Menschen stand, das wurde wie in einem Wunder offenbar, in einer Ausgießung über alles Volk die diese Trauer war. Sie wurde Ereignis seiner Geschichte, gleich ungeheuren Erhebungen, und keines außer dem großen Kriege den wir sahen soll ein Dichter jemals größer heißen dürfen.

Mit jedem Tage wurde dieses deutlicher; von ihrer Tiefe, ihrer Größe wurde diese Trauer wie verklärt. Eine unbeschreibliche Woche folgte. Der Kronprinz und nunmehr Kaiser Friedrich III., todkrank und Opfer sicheren Tods, kam aus dem Süden herauf. Man sah ihn nicht. Er war schon stumm. Kein Wort erlaubten ihm die Ärzte die ihn ständig umgaben. Wände umschlossen ihn. Man fühlte nur dieses heroische Herz das

jeder kannte von Liebe und Pflicht zu letztem Dienste gerufen. Man las am dritten Tage: „Sicher in seiner Kraft ruhend steht Deutschland geachtet im Rate der Völker und begehrt nur des Gewonnenen in friedlicher Entwicklung froh zu werden."

Die Welt las es und kein Zweifel erhob sich. Es war des Kaisers Proklamation die diese Worte enthielt. Sie war aus eigenem Herzen mit Bleistift vom Kaiser selbst geschrieben, nicht redigiert von der Klugheit anderer, und so den versammelten Ministern zur Veröffentlichung übergeben. In seiner Kraft ruhend stand Deutschland geachtet im Rate der Völker. Es war die Wahrheit. Als die Beisetzungsfeierlichkeiten feststanden — an einem der nächsten Tage — gab mir mein Vater Geld und ich fuhr nach Berlin. — Das erste Mal in meinem Leben. Ich habe nichts von ihm gesehen. Es gab nur die via funeralis: das Brandenburger Tor, die Linden und den Dom, wo der tote Kaiser aufgebahrt war. Stadt und Land lag in tiefem Schnee. Es wurde schneidend kalt. Ein unbewegliches, starres und unheimlich nahes Grau hing bis zu den Häusern und verhüllte die Türme. Ich hatte mich mit einem Fähnrich meines bisherigen Regiments, der in Potsdam auf Kriegsschule war, verständigt; er holte mich vom Bahnhof ab. An ein Unterkommen in der Stadt dachten wir nicht; es gab wohl auch keines. Es gab für uns ja nicht mehr Tag und Nacht; man wußte nichts von Tag und Nacht. Ich weiß nicht wann und wo wir gegessen haben, ob wir geschlafen haben — wahrscheinlich nicht. Nur wenn wir zu sehr froren, das wußte ich, schlupften wir in eine enge holländische Teestube, tranken heißen Tee

mit Genever und aßen heißen Zwieback, wenn wir uns bis an den schmalen langen Schanktisch vorgedrängt hatten wo er im Stehen verabreicht wurde. Aber oft mußten wir auch wieder hinaus in die Nacht oder in den Tag, weil es uns nicht so lange hielt bis wir den Tisch erreicht hätten.

Wir drängten uns zum Dom. Wir standen stundenlang. Es war unmöglich. Irgendwie standen wir immer neben dem Strom, der wie gefroren fest lag und sich nicht zu bewegen schien. Wir schoben uns wieder heraus, gingen, tranken Tee und kamen wieder. Aber immer wieder war es gleich unmöglich. Frauen wurden ohnmächtig in Höhe der Schultern von Menschen langsam nach hinten hinausgeschoben, hinausgezogen. Wir versuchten es in den verschiedensten Stunden. Die Menge war immer gleich groß. Schließlich gaben wir es auf... Ich habe den Kaiser einmal im Leben gesehen; sehr alt, sehr gütig, einfach und ehrfurchtgebietend; dies Bild konnte ich mir bewahren. Auch der Fähnrich hatte ihn gesehen.

Dort aber im Dom lag der tote Kaiser auf dem schwarzen Generalsmantel mit den großen roten Aufschlägen in der Uniform seines ersten Regiments der Garde. Langsam schob sich die schweigende Menge vorüber und blickte noch einmal in das feine greise Antlitz des Menschen der sich mehr Liebe in der Welt gewonnen hatte als je ein Lebender von dem wir wissen. Blumen von unbeschreiblicher Pracht bedeckten das ganze Schiff. Frauen sanken in Tränen nieder und Szenen spielten sich ab die keine Feder beschreibt. Das wußte das ganze Volk.

Und Tag und Nacht rüstete Berlin die Straße der Trauer. Es sprach sich herum daß Arbeiter aus dem Reich das Spalier vom Schloß bis zum Mausoleum in Charlottenburg bilden würden die der Unfall- und Krankenversicherung teilhaftig geworden waren und der Initiative Wilhelms des Ersten diese Fürsorge verdankten. Es waren hundertundachtzigtausend Mann. Aber die Anregung fiel. Freiwillig, ohne Aufforderung und Kommando, standen zwanzigtausend Jünglinge, Künstler, Studenten, Arbeiter Berlins, und hielten die Ordnung. Die Linden glichen einem schwarzen Strombett. Ein schwerer Trauerprunk von Schwarz und Gold faßte sie ein. Gasströme brannten Tag und Nacht wie aufwärts geworfene in den Himmel stoßende Arme. Teerfeuer schwelten breit und leuchteten düster. Ein ausgespanntes Trauerzelt überbrückte die ganze Kreuzung der Friedrichstraße. Das Brandenburger Tor schloß wie eine schwarze aufrechte Umarmung seine Säulen um die letzte Ausfahrt seines Königs ... Der Stein verhüllte sich: Vale senex Imperator.

Am Morgen des Begräbnisses saß ich an dem Eckfenster der Berliner Universität im ersten Stock, gerade dem historischen Eckfenster des Palais Kaiser Wilhelms I. gegenüber. Mein Vater hatte seine Freunde gebeten, mich mitzunehmen. Ich saß zwischen den Damen der Professoren, jungen und alten, die mich freundlich und wie mir schien erfreut grüßten. Ich wußte damals noch nicht wie beliebt und verehrt mein Vater war und ich wunderte mich daß man mich wie selbstverständlich an den besten Platz in der ersten Reihe schob. Alle Fenster waren der eisigen Kälte wegen

geschlossen. Nach einer langen Weile traten hinter mir Herren herein die aus dem Dome kamen. Die Feier sei eben zu Ende; der Zug müsse gleich kommen; „die Gemeinde sang unter Schluchzen den letzten Choral mit, den der Domchor anstimmte.“ Einer der Eingetretenen sagte es. Das Trompeterkorps der Leibgardehusaren bog in der Ferne in die Trauerstraße ein. Ihre Trompeten erklangen in einer langezogenen Fanfare. Es war von einer fürchterlichen Gewalt was da langsam auf der breiten Mittelallee der Linden durch die weitab gebannten schwarzen schweigenden Mauern der Menschen dahinzog. Ich zitterte. Als der Wagen mit dem Sarg in der Höhe des Westflügels der Universität kam und vor den Fenstern vorüberfuhr hinter denen auch ich saß, konnte sich keiner der Tränen erwehren. Ich sah hinüber, dem Wagen mit dem Blicke folgend. Da verfing sich dieser Blick in eine für niemanden merkliche leise Bewegung eines Vorhangs und in die Finger einer greisen Hand die ihn bewegten. Einen langen lautlosen Augenblick, ausgespannt wie eine Ewigkeit, wurde dort hinter Blumen in der Tiefe des dicht verhangenen Eckfenster im Kaiserlichen Palais, an dem der Kaiser viele Tausendmal gestanden, das bleiche Angesicht der greisen Kaiserswitwe sichtbar — vielleicht für mich allein — das sich noch einmal an das Letzte mit den heißen alten Augen klammerte ehe es ihnen entschwand.

Dicht hinter dem Sarg führte man die Reitpferde des Toten — die beiden letzten die er noch bestiegen.

Danach folgte, in einem seltsam weiten Abstand, der Kronprinz. Es schien als schreite er hinter einem leer-

gelassenen Platz. Jeder fühlte diesen Platz leer. Es war des Kaisers Platz. Der Kaiser Friedrich fehlte in dem Zug. Der Kronprinz, dreißigjährig, sehr ernst und starr, fast eckig in dem festgezogenen Mantel, sehr korrekt soldatisch, schritt allein. Doch hinter ihm schritten versammelt die Herren unzähliger Länder, schritten Könige und Prinzen, abgesandt von andern Königen, schritten Herrscher ferner Länder und fremder Art, schritten die Fürsten der deutschen Staaten, schritten die preußischen Prinzen, schritten die Generäle, Staatsmänner, hohen Beamten, die Präsidenten der höchsten Gerichte, die Geistlichkeit des Landes, die Höchsten der Städte — ein Trauergefolge so mächtig wie es keinem Herrscher der Welt in diesem historischen Augenblicke hätte beschieden sein können. Es war die Welt die ihn zu Grabe trug, nicht nur sein Volk. Die Welt hatte ihren Friedensfürsten verloren.

Die Pracht des Zugs ging unter in dem Schwarz der Mäntel, die die harte Kälte der Tage anzulegen gebot und der Kaiser selbst den Truppen des Trauergeleites zubilligte. Aber die Macht des Eindrucks, die Größe des Ereignisses, die Wahrhaftigkeit menschlicher Trauer war in keinem Mantel zu verhüllen.

Mit dieser Macht, mit dieser Größe, mit dieser Wahrhaftigkeit im Herzen verließ ich Berlin. Das Sterbebettwort Kaiser Wilhelms: „Ich habe keine Zeit müde zu sein" war noch jahrelang der Spruch weicherer und sentimentalerer Naturen. Es gefiel mir nicht ganz. Es war, so schön wie der Gedanke für den obersten Diener seines Volkes ist, als Wort schon zu theatralisch für die schlichte Seele in der es geboren sein sollte.

SECHSTES KAPITEL

Äußerlich betrachtet durchlief ich von nun ab in der Anzahl der Jahre die man im allgemeinen darauf verwandte mein juristisches Studium bis zur ersten Staatsprüfung, dem Referendarexamen. Ich bestand es schlecht und recht — mehr schlecht als recht in meinen Augen. Jedenfalls hatte ich nicht die geringste Freude daran; ich schämte mich im Grunde daß ich mit so geringen und — wie soll ich sagen? — unangeeigneten Kenntnissen bis dahin gelangt war, das Examen zu bestehen. Ich wurde nicht bevorzugt. Viele andere wußten es auch nicht besser; aber die waren so überzeugt. Ich sah sie aus dem Saal der Entscheidung gehen als ob sie Wunder etwas wären. Als meine Prüfung schon beendet war — es war eine mündliche Prüfung — blieb ich noch lange ganz gebannt in dem Saal nur um dieses Merkwürdige, mir Fremde und Versagte an den andern vielen, die nach mir geprüft wurden und bestanden, zu beobachten oder einen zu entdecken dem es so erginge wie mir. Aber sie waren alle überzeugt von sich —, auch solche die viel weniger wußten als ich, solche die gerade noch davon gekommen waren. Sie schienen alle in der Prüfung etwas geworden zu sein was sie vorher noch nicht waren. Nur ich war nichts geworden.

Dieses Erlebnis beschäftigte mich sehr. Ich pflegte damals, wie auch später, alles was mich nachdenklich machte zunächst gegen mich auszulegen. Erst wenn ich mich selber sozusagen aus dem Wege geräumt hatte ging ich daran zu untersuchen, was nun an der Sache sei. Aber alles schien sich zusammenzutun, das

Wahre und das Falsche zu vermischen, daß eines in das andere überging und ich selbst, auf beste Art geblendet, nichts mehr unterschied. Alle Welt beglückwünschte mich und ich — wie es die Art der Zeit erforderte — machte ein verbindliches und erfreutes Gesicht dazu. Man konnte doch nicht wohl ein verbindliches und erfreutes Gesicht durch seine Handlungen Lügen strafen — wenigstens ich vermochte es nicht — und so ließ ich mich weiterziehen.

Die Wenigen die um mich wußten und meine Unüberzeugtheit ahnten gingen ihr nicht auf den Grund. Meine Großmutter, um mich zu ermutigen, schrieb, in der Praxis — also auf den Gerichten, in den Anwaltsstuben, später als Richter — würde mich mein Beruf schon befriedigen. Ich hatte ihr vom günstigen Verlauf des Examens geschrieben, weil es sie freute. Sie hatte mir in der angedeuteten Weise zurückgeschrieben, weil es mich freuen würde. Ich fühlte daß auch sie mir nur eine Freude machen wollte. Es war ein liebenswürdiges Spiel, ganz rein und kindlich von mir und ganz rein und mütterlich von ihr. Aber es war eben doch nur eine Maskerade. Es war bezeichnend für das Leben jener Jahre und Jahrzehnte. Man belog sich. Das Leben nahm diesen Charakter unweigerlich an, er wurde ihm zu teil, er kam ihm offenbar zu. Es war die Form des Lebens, war dieser Zeit Form, war unsere Form.

Oder wußten Menschen nichts voneinander? Doch. Man wußte voneinander. Es war ganz nach der Art der Zeit was in dem angesehenen Haus am Park vorging. Ich kannte den einen der Söhne, aber es betraf ihn nicht allein. Die Eltern lebten zwanzig Jahre in

einer Ehe. Die Frau war reizend, liebenswert und lang geliebt. Der Mann war zart und rücksichtsvoll und fühlte sich verpflichtet. Sie zeigten sich immer miteinander. Sie taten so als ob sie sich noch liebten; sie taten so einander zu Gefallen; sie mochten sich nicht kränken. Aber die Liebe schwand wie Liebe schwindet. Sie sah es, wußte es. Da log sie daß er sie noch liebe — der Kinder wegen. Sie bat ihn daß auch er lüge, den Schein aufrecht erhalte daß er sie noch liebe — der Kinder wegen. Er tat es ihr zu Liebe.

Die Kinder, rasch erwachsen, waren hellsichtig, verständig. Sie sahen daß der Vater die Mutter nicht mehr liebte, sie hatten Beweise die sie sich heimlich gestanden. Sie wußten daß ihr Vater und ihre Mutter logen wenn sie taten als liebten sie sich noch. Sie wußten daß sie ihretwegen logen — und taten selbst bedrückten Herzens so als ob sie es nicht wüßten. Sie logen mit den andern. Sie sahen alles und ersparten doch den eigenen Eltern ihre Lüge nicht. Denn es geschah um ihretwillen daß sie logen. Aus Liebe wurden sie belogen und aus Liebe logen sie. Die Eltern hatten bald bemerkt daß ihre Kinder alles wußten und aus Liebe logen. Aber sie logen dennoch weiter, weil sie aus Liebe belogen wurden und jene andern Lügenden nicht Lügen strafen wollten. So lebte man dahin.

Mein Leben steht für viele Leben. Ich weiß jetzt daß es auch hierin nicht sehr verschieden war von jenen andern. Ich tat so als ob ich hoffte, meinen Eltern zu Liebe, der Großmutter zu Liebe, vielen Menschen zu Liebe die unbegreifliche Erwartungen in mich setzten Ich hätte es nicht tun sollen.

Mein Vater durchschaute mich. Doch er hütete sich nach seiner Art, mich im leisesten zu bestimmen. Ich mußte meinen Weg selbst finden. Im letzten war mir das auch recht und genehm. Aber ich wußte immer noch nicht was mich erfüllen oder auch nur ergreifen könnte. Diese unbegreiflichen Erwartungen der andern in mich! — sie waren so sicher daß ich sie erfüllen würde. Sie erschreckten mich fast. Woraus schöpften sie dieses seltsame Zutrauen zu mir? Ich bewahre noch den Brief der schönsten und liebsten Freundin meines Vaters aus damaliger Zeit — und diese Frau lebt noch — in dem sie an mich wie an einen schönen Schmetterling schrieb, der in seiner Puppe stecke und sie so sicher sprengen werde zum lichtesten, glänzendsten Flug wie sie selber lebe; ich brauche ja nur die Flügel zu regen, ich brauche ja nur zur Sonne zu fliegen! — Ich habe diesen Brief hundert Male gelesen — schauernd und ungläubig. Was erwartete sie? Ich vermochte nichts. Meine Anteilnahme an dem ergriffenen Beruf, an dem Leben rings um mich, das die andern in einer mir unverständlichen Begeisterung und Erregung führten oder betrieben, das sie mit Eifer verbesserten und mit Vorteil fortsetzten, war nicht mehr als eine Verpflichtung, eine Verbundenheit, eine freundliche Miene zu einem gleichgültigen oder für andere gültigen Spiel. Ich blieb unüberzeugt von mir und vom Leben.

Dennoch war ich nicht etwa unglücklich oder voller unbestimmter Sehnsüchte. Keine Nähe und keine Ferne machten mich schwierig. Ich war heiter und unbedenklich, weil ich's nicht anders verstand, weil ich von Natur nicht traurig oder bedenklich war, ja ein gewisses Ge-

schick und die Absicht besaß, damit über die Dinge wegzukommen. Es war mir schon wie ein äußerster mir zustehender Erfolg, es unauffällig, ohne Ehre aber auch ohne eigentliche Schande, weiter zu treiben; und weil ich so dachte fiel es so aus. Das Leben belohnte mich genau mit dem was ich von ihm verlangte. Es war wenig. Ich war sehr genügsam — ich weiß. Es gehörte zur Zucht meines Wesens, genügsam zu sein. Ich verlangte nie daß ich mich glücklich fühle. Ich war immer im Zustande froher Aufnahme — ich bin es noch heute —, Erlebnissen offen, aber sie nicht suchend. Wenn sie nicht kamen, war ich gleichwohl nicht enttäuscht. Es enttäuschte mich nichts. Ich gewöhnte mich daran daß mich nichts zu enttäuschen die Kraft besaß, wie ich mich daran gewöhnte daß mich nichts eigentlich begeisterte.

Mich weiter in Zucht meines Leibes zu setzen, weiter mich meinem stummen Lehrmeister zu vertrauen, machte mich ruhig und sicher. Es war eine Überlegenheit für irgend ein Unbekanntes, Zukünftiges darin, für ein Äußerstes an das ich immer wieder gern dachte als an ein Ernstes, Männliches, vor dem man eben doch bestehen müsse. Es war eine Überlegenheit nicht nur des Leibes sondern auch der Seele.

Ich will nicht sagen daß ich im Geistigen nichts fand. Ich habe vor großen, wundervollen Einfachheiten wissenschaftlicher und menschlicher Erkenntnis gestanden wie vor aufgerissenen Toren, stolz und glücklich durch sie hineinzublicken. Wenn mein Vater seine Vorlesungen über Encyklopädie des Rechts, die man

freilich erst nach Kenntnis einiger besonderen Eingangs- und Schulgebiete zu hören bekam, mit dem Satze begann: „Alles Recht ist von Menschen für Menschen gemacht," so ward mir wohl. Das „göttliche" Recht, das Recht „das mit uns geboren wird," von dem man allenthalben so tat als ob es existiere, als ob es mächtig sei, war also auch von Menschen für Menschen gemacht. Gut! das war bescheiden und stolz zugleich. Damit ließ sich leben. Aber das Erste, das Tatsächliche, das Noch—nicht—Rechtliche, das rein Menschliche das vor allem Rechte war, war mir aus irgend einem Grunde wunderbarer, heiliger, beständiger. Es war seltsam unnahbar; die Wissenschaften schienen anderes zu begreifen, anderes zu enthalten. Jenes andere Gebiet hatte doch offenbar keinen Raum im Leben. Das Leben wurde durch Gesetze geregelt.

Aber Gesetze gefielen mir nicht. Sie schienen mir, so sehr ich mich mühte sie zu lernen, wie ein Instrument das ich nicht zu spielen vermochte weil ich kein Gehör für es hatte. Das alles diente irgend einem Zweck, der gar nicht mein Zweck war — obgleich ich durchaus nicht hätte angeben können was mein Zweck gewesen wäre und welches Instrument ich zu spielen begehrte. Es berührte mich nicht, wenn man Angelegenheiten der Menschen durch Anwendung von Gesetzen regelte, wenn man Recht sprach, ein Urteil fällte, einen Konkurs anordnete, eine Strafe verhängte. Das alles betraf andere; ich wußte nicht, wie ich einen Reiz darin finden könnte, diesen Beweis für andere zu führen, jenes Urteil für einen Zweiten zu sprechen und zu begründen, jene Vermögensverhältnisse eines Dritten

gerichtlich zu regeln oder jene Strafe auszusprechen, deren Wirkung ich danach nicht zu verfolgen hatte; und deren Wirkung mich auch nichts anging, nicht einmal eigentlich etwas angehen durfte.

Jetzt weiß ich daß das Gesetz erst der zweite Akt der Gewalt ist, wie die Ehe der zweite Akt der Liebe ist. Und wie mich nicht die Ehe angeht sondern die Liebe als das rein Menschliche (ich kann kein Gedicht über die Ehe machen aber tausend über die Liebe) so auch ging mich im Grunde Gewalt mehr an als Gesetz.

Indessen die Begegnungen mit so fundamentalen Sätzen wie dem angeführten über die Entstehung des Rechts waren selten. Immer führten die Lehren wie die Bücher auf die speziellen Gebiete der Wissenschaft, auf denen ich mich nicht zu betätigen vermochte. Nichts nahm mich hin. Einmal indessen — merkwürdig genug, lag auf meines Vaters Tisch ein Buch das er selbst offenbar sehr eifrig las; denn es waren eine Menge Stellen mit Bleistift angestrichen bis zu der aufgeschlagenen Seite. Ich las, in dem Buche blätternd, einen Satz. Er war nicht angestrichen, aber ich habe ihn mein Leben lang nicht vergessen. „Der Krieg ist das Gebiet der Gefahr, es ist also Mut vor allen Dingen die erste Eigenschaft des Kriegers." Warum ging mich das an? — Ich las diesen Satz nicht wegen des Wortes Krieg, sondern wegen der Worte Mut und Gefahr. — Aber auch anderes konnte man aus dem Buche erfahren — etwa über das Verhältnis der Theorie zur Erfahrung; es war schön, wie mir schien, und stark ausgedrückt: „so wie manche Pflanzen nur Früchte tragen, wenn sie nicht zu hoch in den Stengel schießen,

so müssen in praktischen Künsten die theoretischen Blätter und Blumen nicht zu hoch getrieben, sondern der Erfahrung, ihrem eigentümlichen Boden, nahe gehalten werden." — „Im Kriege ist alles einfach, aber das Einfache ist schwer." — Diese Sätze, diese Worte ließen mich nicht los; sie waren mit einer mir bisher ganz unbekannten Gewalt ausgerüstet, in das Unwiderlegliche einer sicheren, geschlossenen, lückenlosen Vorstellungswelt eingebettet, die hinter jedem Worte stand und die unbedingte Wahrheit gewährleistete. Bei diesem Mann — denn ein Mann mußte es ja doch sein — ging es um Erstes und Letztes. Das fühlte ich. Wer war es, der so schreiben konnte? Ich wendete jetzt erst, den Finger noch immer zwischen den von meinem Vater aufgeschlagenen Seiten, um das Buch so wieder hinlegen können wie er es verlassen, zum ersten Blatt zurück: „Vom Kriege" hieß das Buch und „Carl von Clausewitz" las ich als Verfasser. Der Name war mir fremd. Unser Geschichtsunterricht war bis zum Zeitalter Ludwigs XIV geführt worden. Ich las wenig. Das also gab es? Ich war das erste Mal tief und unvergeßlich getroffen. Ich habe das Buch heimlich, während es mein Vater langsam weiter las, immer mit dem Finger zwischen den Seiten die ich aufgeschlagen vorfand, heiß und erschüttert in mich aufgenommen in den Stunden in denen es mir die Abwesenheit meines Vaters erlaubte. Welche Schauer des Ernstes und zugleich der Offenbarung des Menschlichsten mich durchdrangen als ich vor dem Satze stand: „auch die gebildetsten Völker können gegen einander leidenschaftlich entbrennen," ist gar nicht zu beschreiben. Ich las

ihn unzählige Male — und jetzt denke ich, es wäre gut, wenn ihn jeder Mensch unzählige Male gelesen hätte zu damaliger Zeit und lesen würde in alle Zukunft — ich las ihn unzählige Male und schlug ihn immer wieder auf als die tiefste unseligste Wahrheit, obgleich ich ihn längst auswendig wußte.

Gewiß weiß ich erst heute ganz was mich damals gefangen nahm. Aber ich wußte schon damals daß es nicht das Metier des Feldherrn war oder das Handwerk des Kriegs — obwohl mir beides wegen der Zucht und Unbedingtheit die sie forderten nahe liegen mochte — sondern daß es um ein Äußerstes ging. Es gab noch anderes Äußerstes: ich ahnte nicht was. Aber hier endlich, im Gegensatz zu der Welt, in der man lebte, offenbar leben mußte, war ein Ungeschminktes, Unerbittliches, Ehrliches, Unbeschönigtes. Ich war mir nicht einmal sicher, ob ich jenen Mut besaß, von dem in dem Buch die Rede war, und ob er für das „Gebiet der Gefahr", das hier geschildert war, ausreiche. Aber es beschäftigte mich daß man ihn haben müsse.

Wie es meine Art war, sprach ich mit meinem Vater nicht über diese Entdeckung und das was mich bewegte. Damit mußte ich allein fertig werden. Ich sprach vielleicht nicht einmal über das Buch, und wenn ich darüber mit ihm gesprochen habe, so suchte er wohl damals anderes darin als ich. Aber ich erinnere mich daß auf einem Spaziergang die Rede auf den General von Clausewitz kam und daß mein Vater mir einiges von ihm erzählte.

Wenn ich mir vergegenwärtigte, was damals an geistigen und gesellschaftlichen Eindrücken sich anbot

und wie wenig mir wirklichen Eindruck machte — ich begriff mich in der Tat nicht. War ich wirklich zu anspruchsvoll? — Immer erhob sich in mir eine Gegnerschaft, ein höherer Anspruch. Von vielem das damals begeistert aufgenommen wurde, hielt ich mich wie aus Instinkt fern. Ohne Kampf mit mir sollte mich nichts unterwerfen. Ich beschied mich dessen daß andere sich für Dinge begeisterten, die mich nicht zu begeistern vermochten. Aber wenn ich die Begeisterung der Menschen ansah, so schien sie mir oft auch verlogen oder ein Tun-als-ob wie vieles andere. In der Bibliothek meines Vaters standen hoch die Wände hinauf, gesondert von der gewaltigen Literatur seines Faches aber kaum einen minder großen Raum einnehmend, die Werke der großen Historiker, Philosophen, Denker und Dichter, die neuesten auch die damals von sich reden machten. Ich suchte mich zurecht zu finden. Ich suchte, ob ich etwas fände das mich wahrhaft ergriffe und unterwürfe — nicht ohne eine gewisse Angst daß ich es fände und in Gefolgschaft geriete. „Lies was du willst! es steht alles da," war die bezeichnende Anweisung meines Vaters.

Ich warf den Werther, der mir als Zwanzigjähriger in die Hände fiel, enttäuscht in die Ecke. Das war kein Held. — Die Braut von Messina, die ich auf dem Theater sah, kam mir reichlich lang gezogen, unglaubhaft und unlebendig vor: eine rechte Aufführung also, meinte ich. Dagegen war der Wallenstein mein Stück; nur wenn Thekla auf der Bühne stand und von Liebe redete, war mir nicht wohl; ich glaubte, sie könne es nicht ernst meinen. Wagners Opern, damals ein Glanz-

gebiet der Leipziger Bühne und die wahre Musik der Zeit, machten mir schwül und übel, so daß ich es nach einigen Versuchen, die ich mir schuldig zu sein glaubte, aufgab, sie zu Ende zu hören oder weiter zu besuchen. Diesen ewig wogenden Brei schwerer, blähender Gefühle vertrug ich damals nicht; er ging mir gegen meinen straffen Leib und die vielleicht ähnliche Verfassung meines Innern. Aber bei der Aufführung von Beethovens heroischer Symphonie wäre ich am liebsten aufgesprungen um sie stehend anzuhören und sah mich um im Saal, ob es nicht einer mit mir täte. Doch alles dies: Bücher, Theater, Musik, Dichter — selbst Gottfried Keller, der damals auf meiner Mutter Tisch lag, wo mein Vater nur das schönste und lesenswerteste hinlegte und den ich mit Begierde las — einmal und danach viele Jahre nicht wieder —, waren keine Erlebnisse die hafteten oder mich im tiefsten bewegten. Jene Sätze von Clausewitz und manche meines Vaters, die sich mir fast fühlbar einverleibten, kamen mir ewig vor. Ich maß dies alles an den Erlebnissen meiner Kinder- und Jünglingsjahre, die ich heimlich mit mir trug und deren ich sicher war.

Von den großen Männern jener Zeit — von denen die damals für junge Menschen groß waren — habe ich viele gekannt. Ich sehe noch Treitschke vor mir, einen schweren lallenden Riesen. Da er völlig taub war, hörte er den Klang seines Wortes nicht und stand auf dem Katheder oder im Kreis von andern erhobenen Hauptes unverständliche Worte eines unerschöpflichen Barden formend, die er wie durch die Muschel eines Triton über das Meer seiner Zuhörer dahin tönen ließ,

blind und fern da er dazu die Augen schloß. — Ich erinnere mich Theodor Mommsens genau. Er blickte mich mit seinen durchdringenden Rabenaugen ruhig, gespannt und forschend an, als ich in Begleitung meines Vaters ihm das erste Mal begegnete, aber er blickte eher durch mich hindurch in eine Ferne, als ob dort der Blickpunkt sei in dem er mich sähe. Es war sehr unheimlich und großartig. Danach gab er einen kleinen tiefen Laut des Wohlwollens von sich und lief eilig davon. Ich habe diese und andere gekannt deren Namen man noch nennt und deren Namen man nicht mehr nennt, aber es war mir immer als hätte ich nicht das Recht ihnen mich wahrhaft zu nähern. Was sie taten vermochte ich nicht. Ihre Gebiete mit der gleichen Inbrunst zu begehen wie sie, war mir nicht gegeben. Vermochte ich mein Leben einem Ziel zu opfern? Ich wußte wohl woran ich krankte. Ich las in ihren Werken — fast vorsichtig. Auch das war mir kaum noch erlaubt.

Denn es vollzog sich. Die juristische Praxis, in die ich nun eintrat, gab mir noch weniger als das Studium. Da waren diese einfachen Diebstähle, Unterschlagungen, Betrugsfälle, diese Beleidigungen, Körperverletzungen, Tierquälereien, danach auch wirkliche Totschläge und Morde. Da war der Streit um die Ware, das Haus, den Mietzins, den angerichteten Schaden, die Erbschaft, den entgangenen Gewinn. Aber ich wußte eigentlich nicht, warum ich mich mit all diesen Dingen beschäftigte, sie in Protokolle faßte, die gefällten Urteile begründete, die Zeugen vernahm und sie beschwören oder nicht beschwören ließ was sie ausgesagt hatten. Ich fühlte

mich wahrhaft betrogen und fühlte mich selber betrügen.

Man hatte im sächsischen Staatsdienst als Referendar damals eine gewisse Selbständigkeit, man übte kleine richterliche Funktionen aus, man bezog sogar ein kleines Gehalt — es kam mir groß und unverdient vor für das was ich tat. Ich steckte es jeden Monat halb mit dem unangenehmen Gefühl daß es unverdient war, halb mit dem angenehmen daß es Geld war in die Tasche. Denn ich tat immer weniger in meinem Beruf. Ich weiß daß ich mich nur ein einziges Mal einsetzte, ein einziges Mal während dieser jahrelangen Tätigkeit gefiel mir und befriedigte mich ein Schriftsatz den ich angefertigt hatte, weil ich Kraft und Willen darauf verwandte. Ich arbeitete damals — oder arbeitete meistens nicht — in dem Büro eines der angesehensten Anwälte der Stadt, welche Beschäftigung für die Ausbildung der Referendare vorgesehen war. Eines Tages kam der Justizrat in mein kleines Zimmer und legte ein starkes, neues Aktenstück auf die Ecke meines Tisches. „Hier!“ sagte er; „es ist ein verzweifelter Fall; und wird wohl nichts zu machen sein.“ Diesen verzweifelten Fall begann ich zu betrachten; ich gewann ihn lieb wie einen verkommenen Sohn. Denn wenn ich auch meine Kraft und meine Teilnahme für eine ganz nichtsnutzige, faule, verkommene und geradezu schlechte Gesellschaft von Geschwistern eines Adelsgeschlechts einsetzte, die man mit gutem Recht enterbt hatte (die Sache spielte schon lange und war schon in den Händen anderer Anwälte gewesen) so reizte mich etwas von dem ich nicht weiß was es war. Es war etwas

abgrundhaftes in diesen Menschen die wußten daß sie gar kein Recht hatten und doch versuchten, wider das bessere Recht in das stärkere Recht zu gelangen. Mit der unverfrorensten Miene muteten sie einem Anwalt zu, wider das bessere Recht den Ausweg für sie zu finden. Ich habe keine Erklärung für mich, es sei denn das Außerordentliche, das Ungemeine und das wahrhaft Furchtbare dieses Falles. Nachdem ich jenen Schriftsatz angefertigt hatte, nahm mir der Justizrat die Sache wieder ab. Kurz darauf war meine Zeit bei ihm um. Ich wurde auf das Landgericht übernommen.

Die Brache wuchs in mir. Ich starb aus diesem Beruf heraus, dem nichts Nahrung zuführte. Statt meine Kenntnisse zu festigen und neue zu erwerben, entfielen sie mir wie angemaßtes Gut. Ich hatte sie ja nie besessen. Als ich mich der großen Staatsprüfung näherte, wußte ich tatsächlich nur noch die Hälfte von dem was ich zum Bestehen der ersten gewußt. Keine der gestellten Aufgaben — ich war schon im voraus und völlig mit Recht davon überzeugt — vermochte ich zu lösen. Trotzdem tat ich so und phantasierte — als ob es bis zu Ende getrieben werden müßte — über juristische Fragen des Erbrechts, des Konkursrechts, die mir verschlossene und sich immer mehr verschließende Gebiete waren, leere und unbegründbare Entscheidungen, wirkliche gewissenlose, unüberzeugte Gespinste auf das Papier. Einer meiner Vorgesetzten der mir wohlwollte — und sie wollten mir alle wohl — riet mir es aufzugeben. Ich gab es auf; ich gab ja eigentlich nichts auf. Ich wäre sicher glatt durchgefallen.

Mein Vater zeigte sich nicht im mindesten ver-

wundert. Er hätte auch blind sein müssen. „Was willst du nun tun?“ fragte er. Ich begehrte wenigstens der Natur näher zu sein. Angeregt und ermutigt von einem begabten jungen Mediziner, dem sich schnell eine hohe Laufbahn und eine weithin wirkende Stellung aufgetan hatte, ergriff ich das Studium der Medizin mit dem inneren Vorbehalt, zu den reinen Naturwissenschaften hinüber zu wechseln. Es geschah nicht mit unbedingter Zuversicht, es geschah aus Hoffnung. Ich hoffte, es habe nur am Gebiet gelegen daß ich nicht vorwärts gekommen war.

Aber alles wiederholte sich. Wieder stand ich vor wundervollen Einfachheiten. Ich gewann sogar wirkliche Kenntnisse und klare Vorstellungen deren Besitz mich freute. Die Welt gewann ein Gesicht. Aber als ich meine Kenntnisse am Kranken anwenden sollte, wurde der Kranke zum Fall, zum häufig, ja immer gleichgültigeren Fall wie der kleine Dieb, der gewöhnliche Betrüger, der Tierquäler und der Mörder es gewesen waren. Wieder bewunderte ich die großen Überzeugten ihrer Wissenschaft, die Gegenbauer, Czerny, Erb, die Thiersch, Curschmann, Romberg, die mich in ihre Nähe zogen, und wieder empfand ich daß ich kein Recht hatte, mich auf ihrem Gebiete ihnen zu nähern. Ich war wiederum mit einem verbotenen Tun befaßt. Es verbot sich mir, es entzog sich mir, und ich gelangte nicht zu mir. Wiederum bestand ich eine erste Prüfung, gut sogar und ohne Aufenthalt. Ich brauchte mich ihrer nicht einmal zu schämen. Aber wieder schauderte ich wie vor einer Unehrlichkeit, diesen Dingen als Beruf zu dienen. Ich war nicht berufen — das fühlte ich.

Nach diesen Erfahrungen dünkte ich mich tatsächlich für nichts Ernstes gut. Wenn mich nichts zu fesseln vermochte, so lag es doch an mir. Es kam die Zeit in der ich mich gerade für wert hielt, mich zu verbrauchen; nicht ganz ungenützt zwar, aber ohne Ehre und innere Genugtuung, wie ich es von anderen sah, die das Leben so nebenher als eigentlich überflüssig hervorgebracht hatte und unbedenklich wieder verschluckte. Es gab so viele die auf unerklärliche Weise ihr Dasein fristeten: man wußte nicht wer sie waren oder was sie taten. Wer sagte mir das ich mehr war? Aber im tiefsten sagte ich mir doch daß ich mehr war. Ich konnte nur den Beweis nicht führen.

So begann ich eine Art Hochstapelei: eine Hochstapelei gegen mich. Sie ging durch viele Jahre. Ich lebte auf meine, eines anderen und besseren Kosten, aus meinen, eines anderen und besseren Kräften der dabei zu Grunde ging. Ich wußte das. Ich ließ den andern verkommen: allmählich, unbemerkt, mit einem dolus eventualis, weil ich ihn doch vielleicht für nicht lebensfähig hielt. Es war eine gefährliche und selbstgefällige Kunst, eigentlich nichts zu erleben und den anderen besseren um das Erleben zu betrügen um einer Unberührtheit willen, die mir erlaubte mich zu exponieren während ich von allem im tiefsten mich unberührt und verschlossen hielt. Ich bildete eine Art von wollüstiger und verdächtiger Fertigkeit aus, zufrieden zu scheinen; was sich bot mitzumachen; nichts zu tun; ohne innern Aufwand davonzukommen; mich zu sparen. Denn für das was ich trieb genügte weniges. Ich entschuldigte mich vor dem andern, besseren, auf dessen Kosten ich

lebte, daß es ja so wenig koste was ich tue, daß ich ihm so viel spare.

Wenn ich sage daß es viele gab die in jener Zeit auf unerklärliche Weise ihr Dasein fristeten, so trifft das jedenfalls für mich zu. Ich kann mir mein Dasein damals nicht erklären. Man führte allgemein ein unerklärliches Dasein. Eine Barttracht konnte damals auf unerklärliche Weise wichtig werden. Es war die Zeit, da der deutsche Kaiser mit einem hochgebürsteten, Haar für Haar und Härchen für Härchen hervorgezogenen und unter der Brennschere eines Friseurs hochgebogenen, mit Fixativen unter einer täglich angelegten Binde hochdressierten Schnurrbart herumlief. Alle Welt, soweit sie meinte es zu sein, tat mit. Englische Offiziere haben mir, als wir uns über die Unerklärlichkeiten jener Jahre unterhielten, gestanden daß so mancher von ihnen genau so mit einer Bartbinde im Koffer reiste wie der Kaiser.

Auf unerklärliche Weise vermehrten sich wie es schien die Garnisonen im Reich, die Generalkommandos in den Städten, die Offiziere auf den Straßen, und wenn man auch wußte daß alles nach dem Gesetz und mit rechten Dingen zuging, so berührte doch der Anblick wie etwas Unerklärliches.

Aus einem unerklärlichen Grunde gehörte eine zur Schau getragene Blödigkeit des Ausdrucks über einem unsinnig hohen steifen Kragen des Waffenrocks zum Benehmen und Auftreten des deutschen Offiziers; sie wurde angestrebt. Denn ich weiß aus eigenster Anschauung daß diese jungen Männer gar nicht so blöde waren wie sie sich den Anschein gaben zu sein.

Auf unerklärliche Weise kam eine anmaßende, knarrende Redeweise unter ihnen auf die früher nicht bestand. Man verspottete sich selbst damit.

Auf unerklärliche Weise mischten sich in der Gesellschaft, die alle eigentlich persönliche Beziehung verlor und den Freundeskreis vergaß aus dem sie hervorgegangen war, die Kreise der Gelehrten mit denen der Beamten und beide mit denen der Offiziere. Um dieser letzteren willen entfaltete der verkehrsfähig gewordene reiche Kaufmann und Fabrikant jungen Aufstiegs — als der vierte im seltsamen Bunde — eine mühsame, nachgeahmte, traditionslose hilflose Pracht. Das Essen, der Ball, die er nächste Woche gab, ließen ihn schon heute und Nächte lang nicht schlafen.

Die Üppigkeit, das Vielerlei bei den Tafeleien, wurde selbst im Hause meiner Eltern sinnlos. Mein Vater schimpfte aber es ging bei ihm erst recht am feinsten her. Man saß überall anderthalb, zwei Stunden bei Tisch, vor vielen Gläsern bei vielerlei Weinen und vielen seltsam ausgeschmückten, bewimpelten, Burgen und Schlösser, Tiere und Blumen darstellenden, aufgeputzten und garnierten Gerichten. Jeder Rehrücken hatte seine Takelage und der Fisch schwamm gekocht durch einen Pavillon aus gebackenem Kartoffelbrei.

Keinesfalls suchten meine Eltern diese Pracht. Sie war, wie bei vielen, der Nachhall eines gemeinsamen Lebensgefühls, dem man sich, obgleich man ihm oft innerlich ahnungsvoll widerstrebte, doch nicht zu entziehen vermochte. Das Gefühl eines allgemeinen Aufstiegs, einer blinden Sicherheit, Unbesorgtheit, Gehobenheit überwog zu sehr. Es war an das Tatsäch-

liche eines mächtigen Reichs, einer noch immer hohen Politik, großer junger geistiger Kräfte gebunden gewesen. Aber man wußte nicht, daß nach und nach der Inhalt schon aus dem Gefäß herausgesickert war das man noch begeistert emporhielt, und daß es schon leer war als man noch immer daraus trank.

SIEBENTES KAPITEL

Niemals will ich leugnen daß in jenen Jahren der Hochstapelei an mir selbst — und es war eine lange fast tödliche Zeit — ich mir immer vor mir als ein Ausgestoßener vorkam. Die Berufe denen ich mich genähert hatte, hatten mich nicht behalten. Ich stand vor dem Nichts. Ich wußte genau genug daß ich vor meinem Vater nichts galt, vor meiner Mutter und meinen Geschwistern vermutlich auch nichts. Aber ich weiß auch daß sich sofort in mir eine verruchte innere Lust ausbildete, vor nichts zu stehn. Es ward eine Sensation für mich, vogelfrei zu sein wie ein aus der Gemeinschaft der Menschen Ausgeschiedener. Denn wenn ich dies auch tatsächlich und im äußern nicht war, so hatte ich doch keinen Raum im Kreise von Überzeugten, von inbrünstig Lebenden die großen Zielen nachgingen, wahrhaft Nützlichen und Tüchtigen. Ich mied daher diese Menschen, suchte sie wenigstens nicht und wo ich ihnen begegnete, verschloß ich mich ihnen.

Auch war es für mich immer ein Kräftespiel vor dem Nichts zu stehn, sich vom Unbekannten überraschen zu lassen, sich für das Unbekannte zu sparen. Ich weiß jetzt was mich damals anwandelte als es mich reizte

vor dem Nichts zu stehen. Jetzt, wo ich immer wieder, wenn ich etwas gestalten will was mich furchtbar oder tief ergreift, vor dem Chaos sitze wie Gott vor dem Chaos saß, begreife ich mich: begreife ich das unbestimmte auf Unbestimmtes gerichtete Kraftgefühl, mit dem ich mich so manchen Morgen erhob, begreife ich daß diese seltsame Zeit der Leere dennoch ein Stein in dem Strome war auf dem ich fußte.

Äußerlich —: ich schaute nie nach einer gesicherten Stellung aus. Meine sehr große Kenntnis des Pferdes, besonders des Vollbluts, seiner Abstammung und Züchtung brachten mir bald ein gewisses Ansehen auf diesem Gebiet. Es gab Leute die sich wegen eines Reitpferds, eines Rennpferds, einer Zuchtstute, eines wertvollen Deckhengstes an mich wandten, der ich eine zeitlang einen so geübten Blick für Pferde besaß daß ich jedes wieder erkannte das ich auch nur einmal an mir vorüber gehen ließ — und ich sah tausend Pferde in jedem Jahr. Denn ich bereiste England und Irland um jener erstaunlichen Aufzucht von Pferden willen die in keinem Lande der Welt degenerieren oder ihr Aussehen ändern, wie es die gemeinen, ländlichen Rassen tun und die der Engländer daher „durch-und-durch-gezüchtete" Pferde, der Deutsche Vollblut nennt. (Alles Vollblut der Welt stammt vom englischen, was die wenigsten Menschen wissen.) Ich wußte den Leuten die Pferde zu verschaffen die ihnen anstanden, die sie reiten konnten, die in den Rahmen und die Aufzucht ihrer Gestüte paßten; und da ich niemals einem der sich an mich wandte ein schlechtes, unbequemes oder unpassendes Pferd besorgte und antrug, hatte die Sache eine gewisse

Art. Indes waren es fast nur Gelegenheiten, oft nur Gefälligkeiten die ich wahrnahm; ich konnte auf ihnen nicht einen Unterhalt aufbauen — wollte es auch gar nicht.

Die willkommensten Gelegenheiten entsprangen bei den Sommerübungen die ich in jener Zeit jedes zweite Jahr bei jenem sächsischen Husaren-Regiment ableistete dessen ich schon an seinem Ort Erwähnung getan habe. Man war unterdessen Reserveoffizier bei diesem Regiment geworden und stieg in der Rangliste im Lauf der Zeit bis zum Rittmeister auf. Es gehörte für mich nicht viel dazu, den Zug und später die Schwadron, die ich zu führen hatte, gut zu führen, und die geheimen Qualifikationen, die über mich bei meinem zuständigen Bezirkskommando bewahrt wurden, waren — wie ich wohl wußte — sehr rühmend. Zu diesen Übungen brachte ich nun immer ein oder zwei schöne Pferde mit die ich in England oft fast umsonst bekam, weil sie vielleicht zufällig ihren dortigen Vorbesitzer einmal enttäuscht hatten. Diese Tiere taten mir den Dienst als Offizierspferde und nie habe ich eines wieder mit fortnehmen müssen; am Schluß der Übungen wurden sie mir von Kameraden oder höheren Offizieren oft genug fast buchstäblich unter den Beinen fortgerissen und gewöhnlich blieb mein Sattel auch noch darauf liegen. Ich ging nicht leer aus. Dieses Ende bezahlte mir den ganzen Aufwand für solche militärische Dienstzeit die regelmäßig acht Wochen umfaßte, und manches Mal reichte der Erlös noch einige Wochen oder Monate weiter. Doch war der Aufwand recht beträchtlich. Man ließ sich nicht lumpen und traf außer mit

guten Pferden auch mit gutsitzenden Uniformen und einem Korb Sekt französischen Namens und französischer Güte in der kleinen freundlichen Garnison ein, wo man nicht Lust hatte, sich nach einem heißen Morgen, an dem der Schweiß von Mensch und Tier floß, den Magen an asketisch-saurem Mosel oder viel zu jungem deutschen Schaumwein zu verderben.

Als Offizier ritt ich und gewann ich mein Rennen, als Sportsmann bestritt ich mit wenigen erlesenen Pferden selbst große und wertvolle Zuchtprüfungen auf flacher Rennbahn, und manch ein Begeisteter hätte sein Leben lang an dem seltenen Triumph gezehrt, als Deutscher in England, dem Mutterlande allen Sports, ein großes Flachrennen mit seinem Pferde gewonnen zu haben, bei dem mein Hengst einem Feld von achtundzwanzig Pferden über die berühmte englische Meile von Lincoln, die zu den Füßen der ehrwürdigen und doch so heiteren Kathedrale endet, auf und davon lief. Damals kam einer dieser von sportlichen Erfolgen so erregbaren Engländer zu mir, gab mir bewundernd die Hand und sagte die für uns so unfaßlichen Worte: „Well, Sir; you are the most popular man in England to-day — except the king."

Ich aber machte aus alle dem nicht mehr als es war und alle meine großen und kleinen Erfolge — wenn man ihnen überhaupt das Wort gönnen will — wogen nicht so manche geheime Stunde der Gehobenheit auf, die ich im Zwiegespräch mit meinem stummen Lehr- und Zuchtmeister noch immer und immer von neuem erlebend empfand. Nichts von dem eben Erzählten dürfte in diesem Bericht erscheinen der das Erlebte

umfaßt — jenes alleinige, auf dem das Gegenwärtige beruht. Ich könnte dem Augenblick der vor mir steht auch ohne alle diese Dinge ins Auge sehen, die nur einen Hintergrund, einen Ablauf jener Unerfülltheit bedeuten in der ich dahin lebte. Und als solche sind sie hier erzählt.

Bei solchem ungeregelten und auch kostspieligen Umtreiben — schon die Reisen kosteten Geld, und wenn man in London oder Paris war, so wollte man auch bei dem Aufwand selbst nicht zu kurz kommen — brachte ich mich bald durch bald brachte ich mich nicht durch. Ich habe nie verschwendet, war nie von Bedürfnissen abhängig, ohne deren Befriedigung andere Menschen nicht leben zu können vermeinen. Aber manchmal fehlte mir selbst die kleinste Summe. Es machte mir jedoch keinen Eindruck Geld zu haben und keinen Eindruck keines zu haben. Ich schlief mit Schulden nicht schlechter als ohne. Manchmal nahm ich meinen Vater mit keinem Pfennig in Anspruch; manches Mal wiederum sprang er mit erheblichen Summen für mich ein. Aber er hat niemals darüber mehr Worte verloren, als diesen Dingen bei ihm zukamen. Es kamen ihnen nur wenig zu; wenige und verächtliche, als ob ich gerade mit einer lächerlichen Nebensächlichkeit nicht zu Stande gekommen wäre. Er rechnete mir die Beträge, die ich über ein von ihm bemessenes Maß von ihm erhielt — auch sehr kleine — wortlos auf mein Erbteil an, von dem er wohl annahm daß ich es einmal doch erhalten werde. Es war ihm offenbar gleichgültig, wann ich darüber verfügte. Erbschaften, Geld, Verdienst und Schulden waren kein Gesprächsstoff in unserer Familie,

nicht weil man es vermied darüber zu reden, sondern weil das — obgleich mein Vater alles was er ausgab selbst verdiente — bei ihm, unserer Mutter, seinen Söhnen und Töchtern sehr wenig galt.

Mein Tag war trotz meiner Unerfülltheit nicht völlig leer. Ich ritt und liebte. Ich ritt nach Herzenslust und liebte nicht anders. Es war keine Lauheit, keine Unüberzeugtheit, kein Bedenken, kein Falsch, keine Leere in beidem. Frauen sind immer reizend wenn sie lieben. Sie lügen nicht. Ich ritt aber am liebsten, am freudigsten, fast möchte ich sagen: am besten, wenn ich liebte; denn dann war ich in besonderer Weise gehoben und es bestürmte mich, daß ich weites vor mir haben müsse. Mir war als könne man ohne die freie Natur die Liebe schlecht ertragen. Noch war die große Freundin meiner männlichen Jahre fern und versagt — sie die alles gab und nahm, alles befreite und band, alles rief und erhielt, alles begann und alles endete! — aber ich habe so manche geliebt wie das Leben und es ist mir als hätte ich keine verlassen. Jede erhielt was sie sich nahm und ich glaubte mich immer erfüllt, immer erfüllend. —

Ich habe keine schlechten Frauen gekannt. Vielleicht waren sie es nicht, solange sie mich liebten. Ich habe mein Gefühl nicht geschändet und das ihre nicht. Denn wir wußten wann wir uns entfielen. Ich war sterblich und schmerzlich verliebt, aber keiner dieser Frauen galt meine Laune und jeder galt immer meine Liebe. Sie sind noch alle in mir wie ein ferner Duft und wie ein heller Glanz. Ich betrüge mich nicht.

Da bist du die erste, fast Kindliche, die nichts tat als

auf mich warten. Kam ich nicht, gingst du wieder. Dann verzogst du in eine andere Stadt mit den Deinen und weintest sehr. —

Ich sehe die dunkle, verschlossene, starke, die dennoch zitterte als sie mich nahm. Sie behütete mich mit ihren Augen wenn sie tief in die meinen sah und sprach diese stillen, tiefen und zerrissenen Wünsche dazu. Sie hätte mich am liebsten geformt in diesen Blicken ihrer Inbrunst für mich. —

Ich sehe die bejubelte graziöse kleine Diva — ich wußte nicht daß sie es war und es war nicht um deswillen daß ich sie liebte —, für die Tag und Nacht gleich war; die ein Herz wie ein singender Vogel hatte — und es ging ihr immer über; die mit Leidenschaft kokett war auf den Brettern und die anspruchslose Natürlichkeit auf der ebenen Erde. Und wir dachten beide, alles wäre ewig. Aber es ist ja auch so. Bringt sie mir nicht noch immer, schnell herübergehuscht aus dem nahen Theater, in Schminke und buntem Kleid während der Spielpause, die frutti di mare, die Austern und frischesten Krabben die ihr ein anderer für ihre Rolle auf die Bühne geschickt, um sie in kindlicher Lust, geschwind und geheim, mit dem zu verspeisen den sie liebt? Ewig wird sie es tun, so oft ich an sie denke. Alle Musik der Welt war damals in ihr und alle Leichtigkeit eines ewigen Tanzes. —

Ich sehe jene gefährlich Schöne, gefährlich Entzündbare, die noch in späteren Jahren als reife Frau, da sie mich nach langer Zeit wiedersah, das volle Sektglas nach mir schleuderte, daß das Naß wie eine Schlange auf mich zusprang —; ich erkannte sie an dem Wurf.

Niemand außer sie hätte am hellen Mittag in einem der vornehmsten, besuchtesten Frühstückslokale des damaligen Berlin diesen Wurf gewagt, um nichts als eines Zeichens willen. Ich weiß: früher warf sie nur mit Blumen; aber es standen keine Blumen auf dem Tisch. —

Ich sehe wieder diesen schönen nackten Arm, ganz weiß im Mondlicht eines Gartens aus dem Schwarz der offenen Flügeltür sich mir entgegen heben; er war so weiß und kühl im Licht des Monds daß ich erschrak als er warm war. Und alles war so still. Ein Tropfen fiel und unter meinem Fuß knirschte leis ein Kiesel, als ich den Schritt über den Weg hinüber tat. Die warme weiße Hand tastete nach mir und zog mich hinein ins heiße Dunkel stummer Küsse. Ewig bist du, schöner Arm!

So liebte ich viele im Lauf der Jahre, und habe doch nur immer die geliebt, um die ich meinen Arm schloß.— Es war mir eine Genugtuung zu lieben und das Gefühl beglückte mich nicht weniger als damals da ich als vierjähriger Knabe das Bild meiner ersten Geliebten in Freiburg in meinem Herzen verschloß.

In diesen Jahren schien es mir wohl, als ob das Leben selbst, so wie es sich bot, mein Feld und Beruf sei. Die Zukunft, so meinte ich, werde sich schon einstellen wie sich der Augenblick einstellte. Auch sie würde mich bereit finden. Jedenfalls habe ich meine Geliebten und die Menschen mit denen ich bei solchem Leben zusammentraf meine Unerfülltheit nicht entgelten lassen. Keiner bemerkte sie und vermochte sie zu bemerken.

Selbst der Eine den ich in dieser Zeit gewann, der mir wahrhaft zufiel (wie ein ungesuchter Zufall), der allein tiefer um mich wußte und mich erahnte noch ehe ich selbst mich ahnte — selbst dieser Eine gewahrte eher eine Fülle in mir als eine Leere. Ein solcher Vorgang erstaunte mich.

Es begab sich daß mich eines Tages — ich lebte damals schon einige Jahre in Berlin — unter den Linden ein junger Mensch ansprach den ich bisher nur als sehr hübschen aber auch sehr grünen und unbedeutenden Offizier bei dem nun schon mehrfach erwähnten Regiment gelegentlich meiner Sommerübungen gesehn hatte. Er war etwa zehn Jahre jünger als ich, und ich war ihm im Grunde so gleichgültig als er mir. Auf Grund unserer bisherigen Bekanntschaft und in dem Kreise wo wir uns begegnet waren, hielt jeder den andern für eine gutaussehende ausgezogene Null, die man kameradschaftlich begrüßen aber auch bald wieder laufen lassen würde. In diesem Gefühl vollkommenster Hochachtung gingen wir gemeinsam ein Stückchen Wegs die Linden hinunter. „Was tun Sie eigentlich hier?“ fragte ich. — „Ich?“ sagte er; „ich studiere Kunstgeschichte.“ — Ich blieb einen Augenblick stehn und blickte ihn sprachlos an. Es war immerhin nichts ganz gewöhnliches, einen Menschen, den man ziemlich richtungslos vor einem Zug Husaren hatte reiten sehn und der im Kreis seiner Kameraden höchstens für die Veranstaltung interessiert war, um einer Wette willen einen lebendigen Regenwurm in einem Cognac zu verschlucken, nun plötzlich mit einem Studium beschäftigt zu sehn das vermutlich andere Empfindungen vor-

aussetzte. Indes er erklärte mir allen Ernstes, er habe dem Soldatenspielen den Rücken gedreht und sich der Kunstgeschichte zugewandt; und die und die Vorlesungen besuche er. Wie es so geht machte er kurz nach dieser Eröffnung, die ich mit abwartendem Gesicht aufnahm, eine Bemerkung aus der ich ersah daß er den Grünen Heinrich kenne. Ich blieb abermals stehn. „Sie kennen den Grünen Heinrich?" fragte ich als ob es sich um eine Unmöglichkeit handele. Aber er war viel erstaunter als ich. Auch für ihn schien es eine Unmöglichkeit daß ich ihn kannte. Wir mußten uns plötzlich sozusagen „beziffern"; die Bequemlichkeit, sich nicht oder nur als Null zu zählen, war uns entrissen. „Wenn Sie also den Grünen Heinrich kennen, können Sie heute Abend mit mir essen," sagte ich mit mehr Logik als man diesen Worten ansieht. Es klang nicht sehr höflich. Aber wir schüttelten uns die Hände und waren der stillen Meinung daß wir auf dieser gemeinschaftlichen Basis ganz ordentliche Kerle sein müßten. Wir kamen am Abend zusammen und es war so.

Es stellte sich heraus daß dieser Mann, abgesehen davon daß er eine sehr weitgehende Bildung, Belesenheit und Bewandertheit neben mancher Begabung besaß, zugleich für alle Dinge des Lebens, besonders die künstlerischen, eine natürliche Neigung und eine eigene, unangelesene, teilnehmende und wahrhafte Empfindung barg und diese besonnen und nicht ohne Grazie und Geist zum Ausdruck brachte. Der Reiz eines ungekünstelten und zugleich wohlgebildeten musischen Menschen ging von ihm aus und — was mich be-

sonders bestach — alles Tun-als-ob schien ihm fremd; eine heitere Ehrlichkeit, die bis zu einer leichten Selbstverspottung gehen konnte, war in ihm und äußerte sich in einer seltenen Frische und Gelöstheit, wenn er mit mir zusammen war. Dann spürte er wohl die gleiche Feindlichkeit gegen die Heuchelei, spürte und atmete also die gleiche Luft. In vielem war er sehr verschieden von mir und übrigens durchaus nicht der Inbegriff des Guten oder auch nur des Angenehmen. Er war ein Egoist; — aber er sagte es. Er war durchaus kein Held; — er gestand es ein. Er war reichlich zuchtlos und bequem; — er gab es zu. Er lebte sehr üppig aus der Tasche seines Vaters, der sehen mochte wo er das Geld hernahm; — er hielt davon, daß seines Vaters Geld doch nur aus Renten und Börsengeschäften stamme und also durchaus gut angewandt sei wenn er davon lebte. Er liebte nicht, denn er hätte sich nie geopfert; — er wußte das, aber er sagte es auch. — Eine gehobene sinnliche Harmonie, nicht gerade aufregend, etwas ästhetisch, unverbindlich, ohne eigentliche Verantwortung, ohne Konflikte — dieses besonders —, kampflos, kultiviert, unheroisch und unplebejisch: das war das Ziel des Menschlichen dem er lebte.

So war Anton. Er war damit eine der vollkommensten Inkarnationen eines gehobenen jungen Mannes aus der Wende des Jahrhunderts; die vollkommenste die ich je gekannt, mit allen Schwächen, die er bereitwillig zugab, und allen Reizen der Echtheit und der besonderen Essenz.

Seit jenem Abend kamen wir häufig zusammen. Er schien in mir eine gewisse Festigkeit und Unanfecht-

barkeit neben dem Musischen zu lieben das uns wie eine gleiche Einstimmung der Welt gegenüber verband. Er machte nichts daraus daß ich nichts war und nichts ernstliches trieb; im Gegenteil bewunderte er, wie ich glaube, den Anblick des Losgelösten, auch des recht eigentlich Amateurhaften den ich bot. Dies war mir durchaus nicht recht, aber ich hatte nichts anderes aufzubieten.

Ich liebte an ihm ein köstliches, bildsames und jugendliches Material, das ihn, da er als Persönlichkeit noch kaum gelten mochte, auszeichnete und eigentlich ausmachte. Er war unerhört begabt sowohl nach der Seite seines Verstandes als seiner Gefühle hin. Farbe und Ton taten sich ihm in gleicher Weise auf, und nie habe ich ihn ganz ohne einen Klang, eine Weise, ein Stückchen unmerkliche Musik in seinem Innern getroffen. Nie war er langweilig oder reizlos in seinen Bemerkungen und Gesprächen und es mußte schon sehr spät werden, bis man ihn müde, zum Aufbruch oder zum Schlaf bereitfand. Im Gegenteil: erst gegen Morgen schien er völlig zu sich selbst zu erwachen und manche blaue Stunde, manche dämmernde Frühe habe ich mit ihm erlebt, in der wir, nach seliger Umnebelung, in eine noch seligere heilige Nüchternheit einfuhren wie schwankende Schiffe aus stürmischer Fahrt in eine sonnige See. Er trank gerne und aus vollen Gläsern, immer mit einer hohen, nie versiegenden Verehrung für das Trinken und den Wein. Dann wurde seine Stimme ganz innerlich, die Rede wurde zur Feier und in jenen Stunden zwischen Nacht und Morgen haben wir, Mann zu Mann, die unvergeßlichen, tiefen Gespräche geführt,

in denen keine Trauer und nur das Leben war, jene olympischen Gespräche nach denen wir zur Ruhe gingen wie die Götter.

Später habe ich erfahren und wahrnehmen müssen daß er sich mit mir — wenigstens was die Abende anging — sozusagen gegen eine Weichheit seiner selbst schützte. Er ertrug es nämlich nicht allein zu sein. Dies machte ihn auswahllos gegen seine Gesellschaft und manchen Abend hat er mit einem aufgelesenen Menschen verbracht nur um den einsamen Stunden zu entgehen die ihm drohten.

Danach freilich hatte er bald, Abend für Abend, eine noch bessere Gesellschaft als mich. Denn es war in diesen Jahren als ich den reizenden Beginn einer Freundschaft miterleben durfte, die ihn eine lange Zeit seines Lebens mit der damals aufsteigenden, begabtesten und größten Schauspielerin Berlins verband. Damals ward ich der Freund dieser Freundschaft. Wenn er und ich, erschüttert und beglückt, nach einer Vorstellung des führenden Theaters von Berlin vor den Türen oder schon in dem Restaurant wo wir uns treffen wollten Lux erwarteten, wenn sie dann kam und vor Freude über ihren Erfolg erst einmal der Butter, die in einem Kranz von blinkenden Eisstückchen auf dem Tische stand, mit der Hand, sich nicht lassen könnend, auf den Leib klopfte; wenn ihr ganzes, sauberes ungeschminktes helles Wesen den Raum erfüllte, dann war das ein Auftritt der über alle Auftritte in den Theatern der Welt ging. Aber in einer Aufführung in der sie spielte waren Anton und ich nicht; und von diesem Ausbleiben wird an seinem Ort die Rede sein.

Mit Anton besuchte ich in jenem Jahre eine Reihe von Vorlesungen an der Universität, die er belegt hatte. Er neigte damals sehr der Antike zu als der nach seiner Meinung einzigen Form des Lebens die Würde und Anmut vereinigte. Ich widersprach ihm im Innern, da er in irgendwelcher Weise sich damit von der Gegenwart loszusagen gedachte. Aber bei der Unwahrhaftigkeit der Formen des Lebens die uns umgaben — es war im wörtlichen und übertragenen Sinne alles Stuck was uns umgab und stellte etwas vor was es gar nicht war — konnte ich ihm nichts entgegensetzen.

Es war im vierten Jahre dieser Freundschaft und ich näherte mich meinem vierzigsten Lebensjahr als mich das wegen seiner Unvermutetheit erschütterndste und unheimlichste Ereignis betraf, das je in mein Leben und in meinen Willen sich eingemischt hat.

Was mir begegnet ist weiß ich nicht. Unmerklich — in längerer Zeit — verlor ich die Zuverlässigkeit, fast das Bewußtsein meines Handelns, d. h. Einzelnes, auch Unbedeutendes, war erschrecklich klar und belichtet, anderes vielleicht Bedeutendes, völlig unbelichtet. Ich tat ganz gleichgültige Dinge zweimal — klingelte etwa einem Diener zweimal oder schrieb zweimal den gleichen Brief — was ich dann oft erschreckend im zweiten Tun gewahrte oder nicht gewahrte, und ebenso unterließ ich ohne es gewahr zu werden das Wichtigste — wie wenn Tag und Nacht ungeregelt und unwahrnehmbar in mir wechselten. Ich geriet in eine mir unbekannte Angst, wach und licht zu bleiben, um der Umarmung der Verdunkelung zu entgehen oder ihr nicht zu ver-

fallen; und doch trat unmerklich ein Gifttod der Erschlaffung und Unbewußtheit ein, aus dem ich dann im nächsten Augenblick in die fürchterlichste Ernüchterung, Klarheit und Gewißheit über meinen Zustand erwachen konnte, so daß mich Schweiß badete und Eiseskälte und Angst des gegenkämpfenden Willens mich schüttelte. Ich war sehr krank. Ich wurde eingehend untersucht. Ein Arzt der sich mit mir befaßte, fragte mich, in welchem Jahr und an welchem Tage die Schlacht von Sedan gewesen sei, was jedes Kind wußte, denn der Tag von Sedan war ein nationaler Feiertag. Ich vermochte es nicht zu sagen. — Er fragte, ob ich Geschwister habe. „Ja." — „Wieviele?" — ich vermochte es nicht zu sagen. — Während ich nach der Untersuchung meine Kleider wieder anlegte, verwirrte er mich damit daß er sagte, ich hätte den rechten Stiefel an den linken Fuß gezogen und den linken an den rechten. Obgleich es nicht der Fall war, begann ich die Stiefel zu wechseln und bemerkte erst nachdem ich den einen aufgeschnürt hatte daß ich mich hatte verwirren lassen. Als ich auf der Straße war, war wieder Tag in mir; alles war klar und ich begriff nicht, warum ich nicht zu sagen vermochte, wann die Schlacht von Sedan geschlagen wurde, wieviel Geschwister ich hatte und wie ich mich hatte verwirren lassen können. Es schauderte mir nicht vor mir; dazu hatte ich sozusagen keine Zeit. Ich lebte nur in diesem unkontrollierbaren Wechselbad von Umtagung und Umnachtung, das ohne Unterlaß meine Kraft beanspruchte und verzehrte. Mein Gehirn schmerzte oft sehr, daß ich es stützen und ewig anders hätte lagern mögen; in meine Glieder war

Schmerz und Blei zerstreut; auch sah ich oft nicht mehr was ich sah, d. h. das Auge sah, aber ich vermochte in meiner Seele nicht zu sagen was es sah — oder erst nach großer Anstrengung und wie auf Umwegen. Schließlich gelang es mir nicht mehr nachzukommen. Die Dinge und Menschen schoben sich in einem merkwürdigen Gefüge und Geschiebe an mir vorüber und ich zwischen ihnen, wie auf einem Rangierbahnhof man zwischen langsamen, schnellen und stehenden Zügen nicht mehr weiß, ob man steht, langsam oder schnell geschoben wird, ob man sich vor oder rückwärts bewegt. Endlich vermochte ich nichts mehr eigentlich zu wollen. Das Unheimliche vollzog sich an mir, daß ich mich eine Zeitlang aufgab, daß ich mir abhanden kam, daß jede Erinnerung aussetzte. Es wurde mir alles gleichgültig. Ich versank in einen Schlaf meines Willens: ich war mir nicht lieb, ich war mir nicht zuwider; ich war mir nichts. Ich wollte mir auch nichts sein. Es war schon recht so. Es war das Letzte was ich an mir wahrnahm.

Drittes Buch
DER HERMES

ACHTES KAPITEL

Mir ist als liege nicht eine Zeit — dem Kalender nach waren es Monate — sondern ein ganzer langer unerforschlicher Tod zwischen meiner letzten Wahrnehmung und meinem Widererwachen zu einem Leben an dem ich von neuem Teil hatte. Meine Erinnerung an das was während diesem Tod mit mir vorging, was ich selbst vorgenommen oder nicht vorgenommen haben mag, wo ich mich befand und in welchem Zustand, ist völlig ausgelöscht. Ich brauchte sie nicht zu morden. Sie hat nie gelebt. Kein noch so geringes Bild bewahre ich von jenen Wochen oder Monaten: nicht von einem Tage, nicht von einer Stunde. Ob ich Schmerz empfand oder nicht empfand, ob ich Freude zu empfinden vermochte oder Freude äußerte — ich weiß es nicht. Ich lebte ohne Leben.

Als ich erwachte, sah ich aus einem Fenster über eine südliche, sonnige Bucht. Der Azur des blauesten Meeres begegnete sich mit dem eines ewig blauen Himmels. Die Mimosenhaine blühten auf den kühnen Vorgebirgen, die ihren Fuß ins Meer setzten, und schütteten ihren Duft in einen linden Wind. Der Lorbeer glänzte. Orangen blitzten in den vollen runden Bäumen und von der Straße herauf bot sie lachend jeder Junge aus offenen Händen und gespreizten Fingern für ein Nichts. Im schmalen Schattenhof eines Nachbar-

hauses klopfte ein Bursche unscheinbare Teppiche und sang dazu. Er antwortete mit seinem Gesang dem eines Mädchens, das unsichtbar in einer Küche sang, hoch über einem andern schmalen Hof. Sie sahn sich nicht, begehrten sich auch nicht zu sehn; das Mädchen kochte wohl und er, der Bursch, klopfte seine Teppiche, aber zu singen begehrten sie miteinander und sich zu antworten in Gesang.

An meiner Seite saß ruhig eine Frau, die mich in diesen Süden begleitet hatte. Sie war es, die auch in jener Zeit des Tods mich nicht verließ: Octavia. Ich hatte mich nicht allzu lange Zeit vor meiner Erkrankung in einer Art Absage von mancherlei Leidenschaftlichkeiten und Jugendlichkeiten und in einer wirklichen Neigung, die ihrem vornehmen und wahrhaften Wesen galt, zu ihr hingerettet und mich ihr nur wenige Monate vor meiner Heimsuchung verbunden. Aber sie war jene Frau vor der immer eine Schranke stand; sie hatte sich selbst als Schranke vor sich hingestellt, so sehr sie auch vielleicht versucht hat, sie niederzureißen. Sie pflegte mich und behütete mich, wie nur Frauen pflegen und behüten können. Sie suchte mich über sich selbst hinweg, fast sich leugnend, und gab ihre ganze große Seele an diesen Einsatz. Aber eines Armes Länge war schon damals zwischen mir und ihr.

Indes: sie war der einzige Mensch um mich in abgeschiedenen Monaten die meinem Erwachen folgten. Mit keinem Menschen habe ich damals das gleichgültigste Wort geredet außer mit ihr. Aber auch mit ihr waren es nur wenige. Denn ich kehrte nur sehr langsam zurück. Ich tat nur sehr kleine und anfänglich

schwache Schritte in das wiedergewonnene Dasein. Ich vermochte nicht einmal, wie früher und später, mit vollen Blicken diese Landschaft, diese Sonne, dieses Meer, den schönen Schwung dieser Bucht in mich aufzunehmen. Im Hintergrunde standen unwegsame kahle Berge, fremd und mächtig wie eine Mauer gegen den Norden; das Meer bot Busen an Busen, Bucht an Bucht und draußen farbige Ströme und blauere Meere; die Sonne hatte ihre Fanfaren des Aufgangs und blendende Akkorde des Mittags und andere Fanfaren des Niedergangs. Aber ich tastete mich mit dem Blick am Ufer hin wie ein Kind und sah wie ein Kind zuerst Blumen und Früchte. Kaum wagte ich den Fuß in das Blau der Veilchen zu setzen, die über die großplattigen Stufen gemauerter Wege in den Obstbergen ihren duftenden Teppich legten.

Alles war sehr zart und jung in mir. Ich war so weit getrennt von dem was war, obwohl ich das was vor meiner Krankheit lag sehr scharf und klar aus der Ferne erkannte. Aber die Beziehungen zu jener fernen Art des Lebens schienen gelöst. Ich hatte keine Sehnsucht zurück zu kehren. Dort war ja doch nur Halberfülltheit und Unerfülltheit. Hier war junge Hoffnung, Wärme. Hier sangen Menschen und alles blühte. Das Dort und Einst berührte mich nicht mehr; behutsam ließ ich mich vom Hier und Jetzt und von einem unbestimmt Neuen berühren das vor mir lag. Das ist ja wohl Gesundung. —

Dies Berührtwerden, dies sich nach und nach mehr und mehr Berührenlassen ist in Wahrheit mein einziges Erlebnis jener Monate. Ihm war jede Minute aus den

Kräften meiner Natur geweiht; ich hatte sozusagen für nichts anderes Zeit. Ich war eilig. Das Erleben duldete geflissentlich und wie aus eigner Kraft kein Zurückblicken, kein Nachhängen. Obwohl allerhand Kuren, ärztliche Aufsicht, große Schonung in Bezug auf körperliche Leistungen, die mir schwer fiel, und eine enthaltsame Lebenshaltung, die mir nicht schwer fiel, meine Gesundung gefördert haben mögen, so spürte ich in mir weit mehr die wohltätigen Wirkungen tausendfachen Anhauchs eines gereinigteren, wie mir schien in neue Unschuld getauchten Lebens.

Jedoch ich reicherte mich mit diesem Gefühl damals nur an. Es hatte noch keinen Inhalt. Ich ging im Vorgarten meiner selbst spazieren, noch sehr schwach, sehr neugeboren, und war von mir noch streng und doch wohl gnädig und zu gutem Zweck geschieden.

Erst Florenz gab mich mir wieder. Als ich die Stadt erblickte und begriff, da wußte ich daß ein letzter Schleier vor meinen sehenden Augen zerrissen sei; zerrissen auch vor meiner Seele, die in meinen Augen stand. Sie, die reine, die heitere, die ruhig-anmutige, die kindlich-starke, die ehrwürdig-junge, diese menschliche Stadt ist mein Arzt geworden in einer entscheidenden Stunde. Aber sie war es, die sie entscheidend machte.

Denn es begab sich daß ich, erweckt von ihr, die Lust bekam, mit ihr in der Sprache ihres Landes zu reden. Ich gewahrte das sehr genau an mir. Es war nicht aus Gründen der Nützlichkeit, oder um der Gelegenheit willen, oder aus Bildungsbedürfnis, sondern um ihr,

meiner Geliebten, gerecht zu werden, daß ich ihre Sprache lernen wollte. Denn ich liebte sie vom ersten Blick wie eine Geliebte und sie ließ mich zu sich ein wie eine Geliebte und fing es heimlich an.

Wir waren, Octavia und ich, in einen geistig sehr bewegten Kreis von Menschen einbezogen, der sich im Hause einer ihrer Verwandten, dem Hause eines italienischen Sprachgelehrten, zusammengefunden hatte. Es waren Italiener und Deutsche, Künstler, Kunsthistoriker, junge Erforscher der Stadt und ihrer Geschichte, Studenten, Italienreisende, Männer und Frauen. Unter allen am meisten und ausgiebigsten trat der Sohn des Hauses, Rico, hervor, ein südländisch jugendlicher Student, der, mit einem schönen Gefühl und Gedächtnis zugleich begabt, Dante, Carducci, Petrarca und Leopardi, Pascoli und d'Annunzio in der ganzen Klanglichkeit und dem Wortlaut ihrer Gedichte uns Lauschenden so oft es uns gefiel zum besten gab. Besonders war es aber das Lautspiel der Gedichte d'Annunzios das er bevorzugte. Dieser lebte damals in Florenz und wahrscheinlich durch Rico, dem ich meine Absicht mitgeteilt hatte, geriet ich an einen Freund d'Annunzios, einen jungen Advokaten oder damals noch Kandidaten; und dieser machte mich mehr zum Zeitvertreib und zum eigenen Vergnügen als aus Beruf mit jener Sprache bekannt die mir mein Sinn in meiner Berührtheit gebot.

So lernte ich denn Florenz zu Liebe italienisch. Fast war es mir als könne ich der Stadt damit vergelten was sie an mir tat. Ich ward ihr dankbar. In diesen Kirchen war man unbedrängt von zu viel Raum und unbedrängt

von zu viel Stein. Diese Plätze mit dem anspruchslosen Umgang ihrer Bogen über anmutvollen Säulen ließen sich so leicht umschreiten. Nichts war zu weit und nichts zu nah. — Diese Palazzi standen so festgefügt in sich an ihrem Ort. Alles hatte ein wohliges Maß und Ebenmaß. — Vor diesen Bildern Fra Angelicos, voll unbeschwerter Inbrunst, ward man still und ausgesöhnt. Dies Gold — es war auch seines Herzens sichrer Untergrund. — Ich fühlte daß ich von neuem unanfechtbar wurde im Anblick dieser hellen, aufgeklärten Landschaft, vor diesen fast schwebenden silbernen Olivenhainen, den ruhigen Pfeilern der Zypressen, den heitern Hügeln und den grünen Feldern. Und alles schloß sich auf zu Lieb und Dank.

Ich kannte kein Wort der Sprache dieses Landes außer vielleicht die wenigen die in den Texten deutscher Operetten vorkamen welche die kleine Diva einstudierte. Auch das Latein das man auf sächsischen Gymnasien lernte war weit entfernt in seinem Klang vom eingebornen Klang des Italienischen.

So war ich auch insoweit ganz Empfangender. Ich schreibe es dieser Unberührtheit zu, daß die Sprache so ungeheuer auf mich wirkte wie keine andre außer meiner Muttersprache je auf mich gewirkt hat.

Der junge Advokat las. Seine Stimme war wundervoll. Er hatte zudem, wie ich später vernahm, jene vielgerühmte Mischung der toskanischen Zunge und des römischen Mundes. Er las. Er kümmerte sich nicht im mindesten darum daß ich kein Wort verstand. Er gab die Sprache meinem Ohre hin. Und stundenlang täglich habe ich ihm zugehört. Er las so wundervoll

daß über kein Wort je ein Zweifel war. Es war eine Musik in der die Töne immer gleich rein wiederkehrten. Und als die Sprache meinem Ohr vertraut war, da bildete der Mund die schon vertrauten Laute nach. Ich konnte sozusagen keine Fehler machen, weil das Ohr den Mund so sicher überwachte wie das Gewicht den Ausschlag einer Wage. Ich sprach weil ich hörte. Ich sprach italienisch weil ich italienisch hörte. Es verwirrte mich nicht daß mich eine Menge Wörter die aus dem Munde meines Lehrers kamen, anfangs nur als Laut berührten. Das Kind versteht ja auch nicht jedes Wort aus dem Mund der Mutter, bis wie von selbst der unverstandene Klang einen Sinn erhält. So ging es mir. Kein deutscher Laut, kein deutsches Maß, kein Vergleich, keine Übertragung, keine abgeleitete Lehrhaftigkeit einer Grammatik mischten sich ein. Meine lebendigen Sinne, nicht mein Gedächtnis, nicht mein Verstand nahmen Sprache auf, wie meine lebendigen Sinne die Landschaft, die Stadt aufnahmen.

Mit welchem Erfolg? — Jeder Kellner, jeder Hotelportier, jeder Führer, jeder Barbier sprach die Sprache des Tages geläufiger als ich. Aber mir teilte sich anderes mit. Nach kaum zwei Monaten oder wenig mehr sagte Guido Tutino, der junge Advokat, zu mir: „Übersetzen sie nun ein Gedicht von d'Annunzio." Ich war etwas überrascht und erwiderte, ich glaube nicht daß ich das könne. Er bestand jedoch; und da es das erste war was er während dieser Lehrzeit von mir forderte, versuchte ich es so gut ich es vermochte. Ich wählte ein langes Gedicht aus den Laudi, der Tod des Hirsches benannt.

Ich folgte dem Jäger auf den Anstand in die Wälder des Arno wo er den Hirsch erwartet zur Abendtränke am Fluß. Da entsteigt, halb Pferd halb Mensch, im Spiel von sagenhafter Kraft der Kentaur den heimischen Fluten und, in den Wald eindringend, begegnet das Ungetüm dem Tier. Der fürchterliche Kampf entbrennt. Das Herz des Dichters schwankt. Er möchte schießen. Doch er fürchtet für die Menschenbrust die dort, wenn auch im Leib des Rosses endend, in rasender Verstrickung mit dem Hirsch sich windet; bis endlich in der schon schrägen Sonne der Kentaur, die Stangen fest umklammernd, dem unter ihm zusammenbrechenden Hirsch das königliche Geweih aus krachender, dampfender Schädeldecke reißt und als lachender Sieger im Dickicht des Flusses verschwindet. Ich war froh, zum Ende der vierzig Strofen gelangt zu sein:

> Wie schön erschien er mir. Ein unnachahmlich Leben
> erzitterte in jedem Glied, von Kraft gespreitet.
> Er bäumt sich plötzlich auf. Ein flüchtiger Schatten gleitet
> ins Geisterreich als sich der Dämmrung Schatten heben. —

Etwas betroffen erfuhr ich nach einigen Tagen, Tutino habe meine Übertragung an d'Annunzio weitergegeben. So war es nicht gemeint. Ich kannte ihn persönlich nicht, hatte auch wegen seiner damaligen großen und fast lächerlichen Eitelkeiten bei aller Bewunderung seiner Kunst eine gewisse Abneigung gegen ihn. Ich konnte nur annehmen, Tutino habe ihm meine Verse sozusagen als Kuriosität vorgelegt. D'Annunzio aber las meine Übersetzung seines Gedichts.

Darauf habe er — so erzählte später Karl Vollmoeller, der damals in Florenz lebte und ihm nahe

stand — etwas verwundert gefragt: „Chi è questo poëta tedesco il Binding?“ — worauf, wie ich ihm nicht verdenken kann, Vollmoeller geantwortet habe, daß es einen deutschen Dichter dieses Namens nicht gebe. Auch Tutino erzählte mir, ohne weitere Folgen daran zu schließen, d'Annunzio habe gesagt, die Übersetzung könne nur von einem Dichter herrühren.

Da stand ich nun plötzlich mit einem Dichterbrief in der Hand und d'Annunzio hatte ihn ausgestellt. Ich habe mich nicht auf ihn berufen, brauchte ihm nicht zu glauben. Er konnte mich nicht überzeugen. Er vermochte nur noch zu bestätigen; ich hörte kaum noch hin. Er kam zu spät.

Denn eine andere Lebensluft, eine Lust an mir selbst, war in mir aufgesprungen. War es wirklich endlich die Befreiung von allem was war? — die Befreiung aus Lehre, Zucht und Verschließung? Schon während meiner Genesung hatte ich meinen Abschied aus meinem Offiziersverhältnis erbeten. Meine Pferde waren verkauft. Das Vaterland war weit und unfühlbar. Mein Vater, das Maß meiner Dinge — hier schien es mich verlassen zu haben. Nichts versagte sich. Alles bot sich an und naiv, unerwartet kindlich, unbedenklich gab ich dem Erlebnis meines Erwachens Raum. So kamen sie, die ersten Stunden schüchterner und behüteter dichterischer Empfängnis, die Stunden ersten wahren heimlichen Glückes zugleich.

In diesen Wochen entstanden meine ersten eigenen Gedichte. Ich bin mit ihnen nicht zu d'Annunzio gegangen. Ich träumte sie des Nacht und stand mit ihnen auf, und wenn sie auch ungeschrieben schöner und

vollkommener waren und sie mir oft genug nur die Hälfte ausdrückten von dem was ich hatte ausdrücken mögen, so behaupteten sie doch auch im Licht des Tags und im erstarrten Wort ihr Leben. Noch waren es wenige; aber keines von diesen ersten habe ich wegzunehmen oder zu tilgen gehabt. Florenz hat diese Stunden geboren. Ich fühlte das erste Mal daß etwas entstand.

Ob das etwas taugte, ob d'Annunzio Recht oder Unrecht habe, ob sich das was da entstand verwerten lasse oder nicht, spielte für mich gar keine Rolle. Ich wußte nur daß ich es nie wieder würde lassen können. Der ungeschriebene Codex, Empfindungen zu verschweigen, bestand nicht mehr. Ich begann sie, ohne eigentliche Absicht aus einer Lust daß ich es vermöchte, zu bannen, zu gestalten. Und sie gewannen Gestalt.

Immerhin glaubte ich daß es die Lust an der italienischen Sprache war — und diese Lust war so groß daß ich meine Gedichte in italienischer Sprache träumte — die mir die Geringschätzigkeit gegenüber dem Vermögen genommen hat, die meine zu gebrauchen. Nun war die Beherrschung der deutschen Sprache nicht mehr die mißachtete Selbstverständlichkeit, weil man ja täglich mit ihr umging. Nun war da Eigenes zu sagen — Dunkles, Ungeformtes — und die Sprache war es, die es in ein Sich-Erhellendes, Sich-Formendes, in ein Leuchtendes und Geformtes verwandelte. Bei der fühlbaren Rolle die die Aufnahme einer fremden Sprache hierbei spielte und die fast einer Überwachung gleich kam, hat meine Beschäftigung mit der italienischen Sprache, so kurz und unzulänglich

für eine auch nur annähernde Bewältigung sie war, die Bedeutung einer Entscheidung in meinem Leben gewonnen.

Damals trat ich aus dem Schatten meines Vaters heraus. Ich tat etwas was er zu tun sich scheute, ja was, wie er meinte, seinem und meinem Geschlecht versagt war. Er konnte nach seinen Maßen nicht anders. „Das Genie reißt die Tore der Zukunft auf!" hat er mir einmal zugerufen — bebend in Zorn — als er von sich selbst im tiefsten Schmerz gestand, daß ihm die Kraft freier künstlerischer Gestaltung nicht zukomme, daß er sie vergebens versucht, daß er diesen heißesten Wunsch seiner Seele begraben habe. Ich sehe ihn noch wie der Richter des jüngsten Gerichts in heiligem Zorn fast in die Knie sinken als er mit hochgeworfenem Arm, weit hinausblickend unter zusammengezogenen Brauen diese Worte hinausrief; und danach setzte er leise, tonlos und fest sein Maß für uns hin: „Wir sind Epigonen!" sagte er. Ich wußte daß es das Wort war dessen er sich am meisten schämte, das ihm geringer war als daß man es laut aussprechen dürfe.

Ja. Wir waren vielleicht Epigonen. Ich will sein Maß nicht zerbrechen noch verbiegen. Aber wenn menschlicher Geist die Tore der Zukunft nicht aufgerissen hat, so kam doch ein Ereignis in mein Leben das es ihm abnahm, und jeder weiß welches ich meine. Die Geschichte selbst hat uns zu Beginnern und Erstgeborenen gemacht. Damals aber als ich nach meines Vaters Maß mir Versagtes begann, dachte ich keine Tore damit aufzureißen. Ich war glücklich daß etwas entstand. Es lebte und ich brauchte es nicht zu begraben.

Dennoch fühlte ich sofort die Notwendigkeit vieler Übung die mir fehlte. Die reichlichen Mühen und Schweren bei der Übertragung des Gedichtes aus den Laudi hatten mir die Notwendigkeit bewiesen. Ich erkannte das Spracherzieherische genauer Übersetzungen. Gerade die Genauigkeit hatte d'Annunzio an meiner Übertragung in einigen Zeilen an mich besonders anerkannt. In den nächsten Jahren, schon in der allernächsten Zeit verschaffte ich mir die Gelegenheit solcher Übung in ausgiebiger Weise.

D'Annunzio aber stand zu seinem Urteil über mich. Er, bei dem zu jener Zeit wirklich nichts umsonst war als der Tod, übertrug mir das Recht eine kleine Prosadichtung, die an den Tod des Hirsches und die Erscheinung der Kentauren anklang, ins Deutsche zu übersetzen, und jener deutsche Dichter den er damals entdeckte ist in der Folge der von ihm gewählte Übersetzer seiner in jenen Jahren berühmtesten und gefeiertesten Tragödie „La nave" geworden, deren Handschrift die Stadt Venedig gerade eben in einem ungeheuren, erregenden Pompakt in ein Stück ältesten und kostbarsten venetianischen Brokats gewickelt aus der Hand d'Annunzios entgegen nahm.

In die Zeit meines Aufenthalts in Florenz fiel ein Besuch Antons. Ich war beglückt ihn zu sehn. Er schien mir in das befreite Leben mit hineinzugehören, während so manches hinter mir abgetan war und zu erkennen gab daß es nie gelebt habe. Er wollte mich nach einigen Wochen, die er im Studium von Meistern der Frührenaissance in Florenz verbrachte, nach Rom mit-

nehmen, das für den Beflissenen der Kunstgeschichte auf Florenz folgt wie die Erscheinung eines großen verschwenderischen Sommers auf einen innigen und keuschen Frühling. Man empfahl den Sommer nach dem Frühling. Ich aber fühlte zu sehr daß alles knospte. Ich wollte, ich konnte nichts verwirren. Ich stand selber in einer Frührenaissance. Wirklich ein eben Geborener lehnte ich ab. So stark war ich noch nicht. Jene ersten Gedichte, die damals gerade das Licht der Welt erblickt hatten, bestanden noch nicht vor mir. Ich hoffte, sie würden bestehen, wie sie es nachmals taten. Aber die Zeit war noch nicht über sie hingegangen. Es entstand etwas und ich war viel zu verstrickt in das Gefühl. So erinnere ich mich daß ich in diesen Wochen, während derer wir gleichwohl viel beisammen waren, Anton oft nur zerstreut zuhörte. Ich war oft bis zur Abwesenheit mit meinem Innern beschäftigt. Werke der Kunst in Galerien und Kirchen, anfangs beglückt entdeckt und gierig eingesogen, mußten auf mich warten. Ein Blick von Fiesole über die Stadt am Abend, ein Gang am Arno, die beruhigende Stabilität die die aufragenden Senkrechten der Zypressen immer wieder in die zu große Schwebe legten — alles das war geliebter, erlebbarer, rührender.

Da — einmal, mitten in einem Gewirr von sich drängenden Menschen in das ich halb entrückt starrte — es war auf dem Bahnhof von Florenz an einem Morgen und viele Reisende stiegen aus Schlafwagen und ankommenden Zügen in den Schnellzug nach Rom — wurde ich plötzlich auf einen kurzen Augenblick festgehalten und gleichsam angerufen durch den Anblick

einer ziemlich weit von mir im Gedränge vorübergehenden Frau, die ich nur von hinten oder halb von hinten sah. Kurz darauf bemerkte ich Anton neben ihr, zu dem sie manchmal den Kopf wandte. Ich hatte ihn auf den Bahnhof begleitet, da er seine Kusine, die mit einem jener Züge eintraf und nach Rom weiterfahren wollte, begrüßen wolle.

Es mußte also diese Kusine sein. Aber das kümmerte mich nicht. Es war etwas anderes. Die Frau war nicht größer als die andern Menschen in deren Strom sie dahinschritt, aber dennoch überragte sie alle für meinen Blick. Ich bemerkte ihre Bewegung, die sehr ruhig aber irgendwie groß und belebt war, irgendwie unbrechbar und stark. Sie war wie eine Einzelne in einer Menge. Und jedenfalls überragte sie die Menge für meinen Blick, obwohl nicht durch Größe; und jedenfalls war ich wie angerufen. Nach einigen Augenblicken war sie verschwunden. Anton kam; wir gingen zum Pastetenbäcker und tranken einen Wermuth. Nichts wurde erwähnt noch schien erwähnenswert. Was gingen mich Antons Kusinen an; so glaubte er, so glaubte ich. Die Frau aber, deren flüchtige Erscheinung mich — ohne daß sie auch nur vor mir stand oder mich sonst im mindesten in meiner Verfassung etwas anging — damals einen Augenblick in Bann schlug, ist die große Freundin meines Lebens geworden. Es war Joie.

NEUNTES KAPITEL

Anton fuhr allein nach Rom. Als der Sommer kam, die Sonne es allzu gut meinte und die Straßen Tosca-

nas nur dicke Schlangen von Staub waren, kehrte ich mit Octavia, mir selber zurückgegeben und nur noch etwas schwank und eingeschüchtert unter letztem Wetterleuchten jener Schmerzhaftigkeiten aus der Zeit der Krankheit, nach Deutschland zurück. Aber noch zweimal, wie späte Schläge nachdem das Unwetter längst vorüber ist, ereilten mich in den nächsten Jahren schwere Mahnungen in Gestalt unheimlicher, unfühlbarer Blutungen, so daß der Tod sehr nahe zu mir trat. Damals vermochte ich sehr dicht bis an die Schneide zu gelangen, „wo der Weg sich zweit" und die „Gespräche mit ihm" sind des Zeuge geworden. Aber ich habe diesen Tod nie dem Bestehen des Äußersten gleichgestellt auf das ich wartete und das für mich, uneingestanden und verwegen, irgendwie der äußersten Lust am Leben gleichkam. Der Sprung von schwerer Erschöpfung auf dem Krankenlager zum letzten Erlöschen des Pulsschlags und des Lebens ist fast kein Sprung zu nennen; ein sanftes ruhiges Gleiten in die größere Schwäche, von Stunde zu Stunde, wie leicht war das. In voller Lebenskraft aber, im Widerstand, im Bestehen, sich Unerbittlichem Letztem ausgesetzt sehen —: es mußte mehr sein, dachte ich damals.

Aber dieses Warten, das Sich-Sparen — einst der unrühmliche Rückhalt eines kaum erfüllten Lebens — trat völlig in den Hintergrund und in die Unfühlbarkeit, daß ich es vergaß und mit keinem Gedanken mehr daran rührte. Ich hatte auf nichts zu warten. Mein Leben war erfüllt von einem Erleben und Tun, das ich lieben durfte und liebte, nicht wissend, nicht

fragend, ob es für andere etwas bedeute, aus Lust am Schaffen, aus Lust am Gestalten. Ich litt an keiner Erfahrung und keiner Bedenklichkeit der Sachverständigen und Zünftigen. Schon nach meinen ersten Erzählungen wollte der und der wissen, ich habe in dieser dieses, in jener jenes Problem behandelt. Als mich allen Ernstes ein noch lebender und sehr geachteter Schriftsteller in Hinsicht auf eine Novelle fragte: „Wie kommen Sie nur zu diesem Problem?“ errötete ich geradezu in aller Unschuld vor mir. Mußte man denn ein Problem haben? Ich hatte jedenfalls keines und konnte mir auch nicht denken, daß es gut und erforderlich sei, eines zu haben. Aber damals gerade, nachdem das „Milieu“ verschwunden war, kam das „Problem“ auf und herrscht bis in die heutige Zeit.

Ich hatte keine Mühe, meine Bücher unterzubringen. Meine erste Novelle und ersten Gedichte erschienen in der „Neuen Rundschau“, wie es mir selbstverständlich war, weil ich noch nicht wußte, wieviele Wege andere gingen. Freilich hatte ich immer nur wenig anzubieten. Denn ich griff sehr spät zur Feder und so manche Wochen, manche Monate ruhte sie und ruht sie. Ich habe nie das erste Wort einer Erzählung, die erste Zeile eines Gedichtes niederzuschreiben gewagt, ehe ich nicht das letzte Wort, die letzte Zeile sah. Wenn ich rot schrieb, war es rot in mir, und wenn ich grau schrieb, war es grau. Denn eines Dichters Wort ist keine Zufälligkeit oder eine Zutat sondern ein Inbegriff und ein Unabänderliches, und kein Mensch, auch der Dichter nicht, vermag der Dame Litumlei ein

Pflaumentörtchen in die Hand zu geben, nachdem sie nun einmal das Himbeertörtchen hält.

Meine erste Erzählung aber, die Geschichte des auf die Erde gefallenen Engels, der wegen seiner himmlischen Harmonie nicht lieben kann, bis Gott in seiner Weisheit sein Herz anrührt und es in seiner Brust aus der unerschütterlichen Symmetrie der Mitte ein wenig nach der linken Seite rückt — „dahin, wo die Herzen der Menschen schlagen", — schenkte ich in jenem Jahre des Erwachens, kindlich genug (wie Kinder ihre erste Arbeit an diesen Platz tragen) meinen Eltern zu Weihnachten. Ich sehe meine Mutter, die sich daran freute und erheiterte. Auch mein Vater las sie. Er kam und gab mir die Hand. Und das war viel.

So tastete ich mich guten Mutes durch meine ersten Versuche und ab und zu entstand ein Gedicht — was eine besondere geheime Überraschung und Festigung war —, als ich an einem Frühmärzabend (man schrieb neunzehnhundertneun) — noch im Haus meiner Eltern in dessen Geräumigkeit so lange ich wollte Platz für mich war und in diesem Augenblick, in dem ich gerade einer der schon erwähnten inneren Blutungen entgangen war, der bestbehütete — ein Telegramm aus Berlin von Anton erhielt, in dem er mich ohne viele Worte und Umstände, einfach und herzlich einlud, mit ihm eine Reise nach Griechenland zu machen: „Fahrkarte ist besorgt; steige übermorgen Abend in Leipzig zu mir in den Schnellzug nach Mailand." Die Fahrt sollte zunächst durch Italien gehen. — Nun brauchte man sich bestimmt kein Gewissen daraus zu

machen, irgend eine Einladung Antons in jener Zeit anzunehmen. Es machte ihm Freude mich einzuladen und man hätte ihm nur eine Freude zerschlagen wenn man ausschlug. Vermutlich hätte er sich, um nicht allein zu reisen, einen andern eingeladen. Aber ich sagte mir doch daß ich ein solches Glück selbst bei unsrer Freundschaft nicht verdiene; daß es ein unverdientes und also ein unrühmliches Glück sei; daß es der reinste, platteste Zufall war und nicht im mindesten ein Schicksal das über mir hinge; daß ich noch nicht einmal das Studium griechischer Kunst, selbst nicht die leiseste Neigung zur Antike im Sinne Antons für mich als Berechtigung anzuführen vermochte. Und doch bin ich nach Griechenland gegangen wie von einer Helligkeit geschlagen die mir diesen Weg wies. Es waren nicht die Götter Griechenlands die riefen, ich suchte dieses Land nicht mit meiner Seele, ich suchte nicht das Altertum, nicht die Heroen, nicht die Weisen, nicht die Kaloikagathoi. Ich stand wie vor einer möglichen Prüfung die zugleich Offenbarung wäre, die im Hellsten, Unzweideutigsten stattfinden sollte und an mir vorgenommen wurde der ich mich nicht entziehen konnte noch entziehen durfte. Ich mußte mich unterziehen. Es war da irgend ein Maß. — Vielleicht beschwichtigte ich mich nur. Denn gewiß: ich mußte mich auch beschwichtigen. Aber dieses Helle, dieses vor einer vielleicht schrecklichen, vernichtenden Prüfung stehn — das blieb. Ich fieberte ihm entgegen. Was kam?

Heißen Herzens stieg ich an dem vorgesehenen Abend zu Anton in den Zug. Ich kam mir durchaus unvorbereitet vor und war es auch.

Nach einer Begrüßung von der größten Selbstverständlichkeit fragte ich nach Lux; wie es ihr gehe, was sie mache. „Lux?“ sagte Anton, „spielt heute Abend zum ersten Mal das Gretchen.“ — „Anton!“ rief ich. Ich hatte das Gefühl, man müsse sofort umkehren; aber der Zug rollte ja. Er verteidigte sich, er habe nun schon viele Tage auf diese Aufführung gewartet und immer sei sie wieder verschoben worden; sie hätte heute ebensogut wieder verschoben werden können. Ich wußte daß ihr ganzes Leben dieser Jahre darin gipfelte das Gretchen zu spielen, und wenn wir es auch später von ihr gehört haben, diesen Abend waren wir nicht dabei. Anton war nicht dabei. Ich wußte was das hieß. Sie hat es ihrem Freunde ihr ganzes Leben lang verdacht, daß er nicht in dieser Vorstellung war, und es gefiel mir daß sie es ihm verdachte. Sie hat sogar die Schuld auf mich geschoben, als ob ich ihn ihr entzöge und an dem ersehntesten Abend ihres Daseins ihn entzogen hätte; und es gefiel mir daß sie so tat um ihren Freund zu entlasten. Sie hat zeit ihres Lebens keine ebenbürtige gehabt, die Gretchens Worte sprach, und keiner der sie hörte kann sie vergessen.

Wir aber fuhren nach Griechenland. Anton brannte darauf; ich begann jetzt auch zu brennen. In Rom wurde der erste Halt von einer kurzen Woche gemacht, um alles was die Stadt an griechischer Kunst barg zu betrachten und vor Erwartung nicht umzukommen. „Hier ist rein nichts zu sehn!“ sagte Anton kurzen Urteils schon am zweiten Tage. „Außer dem Jünglingstorso im Thermenmuseum und dem Sarkophagrelief des sogenannten Venusthrons (wie er damals noch

hieß) ist rein nichts zu sehn!" In der Tat: allzuviel griechische Dinge standen nicht umher. Wir liefen immer wieder zu den paar Stücken und Rom war Nebensache. Es hetzte Anton schon nach Neapel. Nur aus Gnade, da ich Rom noch nicht kannte, zeigte er mir das schönste vom alten Rom, die Perlen der Hochrenaissance und das mächtigste Rom, das Rom des Barock. Aber es war schwer sich hinzugeben.

Die toten Steine des alten Rom redeten — aber nicht von eigenem Leben. Das Barock riß hin — aber es verführte und versuchte auch. Es lenkte ab: zu Windungen und Voluten, in Drehungen und Verzückungen der Leiber, in Reize und Ekstasen, in fernes und üppiges Gefühl, in Weihrauch und Dämmerungen. Diese Maler höchster Pracht und Kraft, höchster Blüte zugleich — himmlische und irdische Liebe am Brunnen. Herrlich! herrlich! herrlich! Aber der Reichtum war fremd und vergangen; das Leben dieses Bildes war fern — wie hinter Glas, wie wirklich in einem Rahmen der trennte, vor dem wir getrennt durch ein Unfaßliches standen.

Das ward Rom, das wurden seine Schätze für uns die wir nach Griechenland ausblickten. Wir suchten schon die größere Nähe, das Unmittelbare, das Unvergangene, das ewig Lebende aus eigenem Leben das kein Alter kennt, das hellere Licht, die seligen Inseln. Wir widerstrebten nicht; wir grüßten die erhabenen Fronten dieser Paläste indem wir den Hut abzogen wenn wir vorüber gingen — aber eine Erwartung wies uns hinweg.

Es war wie eine Rettung für mich als ich im Zug nach Neapel saß. Das Schiff ging dann und dann. Wir

hatten noch wenige Tage. Hier schienen die griechischen Dinge im Museum dichter und häufiger; aber vieles war spät, üppig und weichlich. Die Stadt schien mir in gewissem Sinne ehrlicher oder homogener; die toten Steine fehlten, das Barock war bescheidener. Aber auch hier wies uns das leise Fieber das uneingestanden in uns saß hinaus. Am Nachmittag des letzten Tages saßen und lungerten wir lustlos herum und wußten nicht was tun. Der ewige Perlmutterglanz dieser Landschaft, der Meer und Land und den symmetrischsten Berg in eine gleiche Schmelze warf und sie überzog als ob sie das gleiche wären, ermüdete. Die Effekte des Lichts ließen nicht nach und drängten sich zu einer unbekömmlichen, schillernden Schönheit. Farben und Linien wetteiferten und gingen gleichsam ineinander über in hemmungsloser Vollkommenheit. Der Tag zerschmolz in einer violetten Erschlaffung.

So erging es mir, und Anton nicht minder. Sobald es angängig war fuhren wir auf einer der Barken von den nach blitzenden Münzen tauchenden braunen Gestalten zahlloser Jungen umgeben zum Dampfer hinüber. Als das Schiff sich am Abend in Bewegung setzte, nahmen wir einen starken Trank. Zwei Gläser flogen ins Meer. Eine Sicherheit kam über uns. Wir saßen noch lange auf Deck und sahen Italien verschwinden als wären wir endlich frei und entlassen.

In der Frühe des zweiten Tages stand Anton vor meinem Bett und rührte mich an. Er sagte kein Wort. In seinem Gesicht war ein großes Leuchten. Ich sprang wortlos auf. Er bedeutete mich ihm zu folgen. Ich be-

griff daß etwas bevorstehe. Ein frischer zarter Wind wehte mich an als ich hinter ihm kaum bekleidet auf Deck stieg. Wir blickten nach Osten. Eine Insel die wir eben passiert hatten lag in einem rosigen Dämmer zur Rechten halb hinter uns. „Kythera." Anton zeigte stumm auf seine Karte. Hier entstieg Aphrodite dem Meer. Es war unbeschreiblich. Der Kiel durchschnitt eine leichtbewegte, die durchsichtigste Flut —: lichtblaue Seide, zartrauschend, zerriß, wie Seide zerreißt. Ein göttlich Bewegtes, nicht mehr Wasser zu nennen, breitete sich hin. Ein leuchtendes Zittern kam vom Osten in allen Farben der Perle und lief auf dem Meer. Wir fuhren nach Osten. Die Bewegung der Sonne entgegen war überwältigend. Sie war neu und gewaltig für uns die wir in den Abend sehn, der Sonne nach die erlischt. Das Spitzengekräusel unzähliger Wellen wurde von Leuchten erfaßt. Am Horizont warfen sich flamingofarbene winzige Wölkchen in Scharen in das reine Hellgrün des Himmels empor, erglühten in unzähligen kleinen Explosionen und lösten sich in der zunehmenden Helligkeit auf. Dann stürzten Fanfaren von Licht aus einem sich aufreißenden Tor. Wir fühlten uns wanken und plötzlich griffen wir nacheinander, stumm und hilfesuchend, während wir die Augen nicht abzuwenden vermochten. Denn dort, dort — weit im Morgen — sprang die Sonne aus dem Meer. — Wir schrien. — Über unzähligen Inseln war die Sonne Griechenlands aus ihrem Meer gesprungen.

Da wußten wir daß wir von ihr beschienen waren und sahen uns an. Das Schiff hatte unterdessen sanft nach Norden gedreht; wir waren um die Halbinsel

des Pelops herumgefahren. Fern, licht — obwohl noch Stunden entfernt — erhob sich auf silbernen Hügeln ein Hohes, Glänzendes, bestimmt, weit und klar: die Akropolis von Athen. —

Das Erlebnis des Lichts ist das höchste, das eindringlichste, erfüllendste Griechenlands. Ohne das Licht wäre Griechenland nicht: seine Kunst nicht, seine Götter nicht, seine Menschen nicht. Nur in diesem Licht waren sie einmal möglich. Es ist aber eigentlich kein Licht mit Eigenschaften des Lichts als vielmehr eine ungeheure Helligkeit. Kein Mensch könnte ihre Farbe nennen und es ist ihr nicht um Töne zu tun. Sie eigentlich ist die Luft in der die Dinge atmen. Sie blendet nicht, sie ist nur unfaßbar hell. Sie schmeichelt nicht, beschönigt nicht. Sie will nur Klarheit, Bestimmtheit, Unerbittlichkeit der Form. Sie haßt Geheimnisse. Es ist als ob das Land keine Falten hätte. Sie freut sich an nackten Leibern. Sie macht alles einfach, froh, selbstbewußt, eindeutig.

In ihr stehen und ruhen die Dinge; sie stehn und beruhen. Selbst Bewegung wird klarbewußt, ruhig in diesem Licht, wie alles im Klarsten sich ruht und beruhigt. In diesem Lichte thronen die Himmlischen wirklich auf dem Olymp in den goldenen Sesseln und essen vom Nektar; und Aphrodite entsteigt wirklich der Flut und Thetis naht sich vom Meer um den göttlichen Sohn zu trösten über den Tod des Patroklos. Sie sitzen nicht in den Nebeln von Asgard noch bewohnen sie Höhlen und unwegsame hohe Gebirge noch sind sie ungeheuerlich, noch sind sie fern und unsichtbar. Diese Helligkeit nähert alles einander. Menschliches Auge

nur wurde zum Maß der Dinge und Menschliches wurde das Maß des Lebens. Götter und Menschen — wo war die Grenze? — Reinste Form der Natur und inneres Gesicht: ihr begegnetet einander im Lichte.

Auch in uns drang die Helligkeit Griechenlands. Es war wie ein Augenöffnen. Das Licht war der Schlüssel zu allem. Wir sahen in ihm den Parthenon stehn, den Inbegriff des Stehns, alles Statischen, den Tempel der nie wankenden Form. Der Marmor ist braun und golden von Sonne gesogen auf der Wetterseite der Säulen, und bläulich und gelblich kühl und weiß auf der abgekehrten. Riesenhafter großblättriger Klee, fast blau, sprießt zwischen den Marmorquadern der Platten im Innern in denen der Himmel seine Tiefe spiegelt. Das Sims zieht die Säulen oben ein wenig zusammen wie ein fest umgelegtes Band, daß sich keine entziehe, daß alles stehe und in sich bestehe, daß jede der Säulen das Marmorgebälk des Daches, der Giebel emporstemme wie ein lebendiger Leib und dieses jede der Säulen belaste wie einen solchen. Herrliche Nähe! Riesenhaft und doch so menschlich!

Wir sahen die ruhende Schwebe des Erechtheion. Der Marmor ist so leicht daß man kaum begreift wie er steht. Man könnte den ganzen Bau auf die Hand nehmen als ein In-sich-gefügtes und dann wieder hinstellen. Und dennoch ruht er. Er ruht in sich. Grazie des Einfachsten!

Wir betraten das Rund des Dionysos-Theaters und saßen auf den marmornen Sesseln des Oberpriesters und westlichen Nebenpriesters des Gottes und schauten hinaus über das heitere Meer nach Aigina hinüber und

gegen Salamis und den Isthmos. Kein Schnürboden hing über der Szene sondern ein Himmel der leuchtete.

Wir traten zu den Koren, den Porträtstatuen athenischer Mädchen die bei dem Fest der Panathenaeen im Zuge zu Ehren der Göttin schritten. Sie stehen in gläsernen Kästen. Der Marmor ist fein und schimmert matt. Der Wächter schlief inmitten des Raums auf einem Stuhl. Wir waren allein. War es erlaubt? Was kümmerte uns das. Ich öffnete leise den unverschlossenen gläsernen Kerker der einen, der lieblichsten, der grünen Kore. Die zarten Flächen lebten noch immer: ein wenig verstümmelt — es schmerzte sie nicht. — Wir fühlten zärtlich und fromm, begriffen, griffen mit Händen das Leben der Form: die volle und straffe Schulter, den wohligen Arm, die ernst blühende Wange, die Wölbung und süße Flucht dieser Schläfe, das braun und goldene Haar und das grüne Gewand.

Wir suchten das Grab der Hegeso, die anderen Gräber. Was war es das hier in dem Relief des Grabsteins sich bot? Einfache menschliche Szenen: ein Becher wird dargereicht, ein Schmuckstück mit zierlichen Fingern ergriffen; ein Kleinod fällt von einer zarten Hand in eine andere zarte Hand, ein Hund blickt zu seinem Herrn empor.

Es ist überall das gleiche. In diesem Licht, wo Heuchelei sinnlos, Geheimnis unnatürlich, Mystik voraussetzungslos ist, ging einmal unverhüllt und unverhüllbar, un-verschämt und durch sich selbst geadelt das rein Menschliche um; das rein Europäische zugleich, zu dem wir uns bekennen durften, das uns anging, das uns nahe, das gegenwärtig war. Wo war das

Faustische? das Gotische, Umschränkte? wo war das Altertum? Wo war die Gegenwart des Tuns-als-ob die wir verlassen hatten?

Wir waren weit von Schwärmerei; es war zu hell dafür. Hier waren im gleichen Licht der üble runde Eisentisch mit falsch gebogenem Fuß aus französischen Kaffees, geharzter Wein in klumpig rohen Gläsern europäischer Fabriken, die deutsche Hure auf dem Preßholzstuhl nahe der hochgezogenen Spiegelscheibe, ein dicker Klecks von Senf auf einem Fetzchen braunen Packpapiers unmittelbar auf die Tischplatte serviert als Beigabe zu einem Stückchen Käse auf dem dicken Teller mit dem zerstoßenen Rand, und Zeitungsrufer riefen hundert Namen großmächtiger Blätter aus, in jeder Viertelstunde neue, unstete, sterbende Neuigkeiten.

Wir sahen auch dies. Wir sahen es und lächelten. Es war so leicht zu ertragen, weil es so vergänglich war. Wir saßen an dem runden üblen Eisentisch der wackelte, tranken den geharzten Wein aus roh gegossenen dicken Wassergläsern, aßen den aufgeschnittenen Käse und zogen ihn zu höherer Schmackhaftigkeit zuvor sanft durch den Senfhügel auf dem Fetzchen braunen Packpapiers. Wir taten dies und lächelten fast andächtig dazu. „Es lebe Hellas!“ sagten wir und wußten warum.

Beruhigt und beglückt wie nach einem sehr schönen Stück Leben verließ ich Athen als die Tage um waren die der Reiseplan des Freundes und die verfügbare Zeit uns vorschrieben. Auch Anton war es, obwohl bei ihm mehr das Aufsteigen und die Erinnerung einer ver-

gangenen Zeit und eines goldenes Zeitalters, das sich ihm überall auftat, wirksam zu werden schienen als die Einbeziehung des Erlebten in das eigene Leben, die sich mir wegen der wahrhaften „Gegenwärtigkeit", dieser menschlichen Nähe, dieser Lebendigkeit und Jugendlichkeit der Antike, leicht anbot. Ich sah die Reste und die Trümmer einer andern Zeit. Ich wußte daß Zeiten vergehn, goldene und eherne, und daß Welten zertrümmert werden, heitere und schreckliche. Eins aber war zu lesen, mit Sinnen zu fühlen wie wenn Leben an Leben gerührt hätte. Ich nahm die Unzerstörbarkeit des Jugendlichen, das Erleben des wahrhaft und ewig Jugendlichen, das zu allen hohen Zeiten gleich jung sein würde und sich in alle Formen, gleichviel welchen „Stiles", hüllen durfte, aus diesem Gegenwärtigen als eine wunderbare Gewißheit in mich hinein. Auch Strenge war hinzugemischt, ein Gran von Unerbittlichkeit, ein Deut von Selbstgenügen um der Behauptung willen — ich spürte es wohl und es schien mir gerecht.

Galt das nur mir? — Ich sage daß auch dies unausgesprochen und unsichtbar zwischen vielen gilt die sich begegnen, die nie in Hellas waren.

Der Weg dem wir folgten führte durch die Peloponnesos. Die Landschaft überwog. Die Kunst trat zurück. — Ich kann nur die Schritte noch tun. Tausend Erinnerungen leben wieder auf. Sie drängen sich zwischen die großen Erlebnisse wie Fische zwischen das Maschwerk des Netzes. Sie drohen das Netz zu zerreißen. Es darf nicht geschehen. — Kyklopischen Trümmern ur-

alter Städte begegneten wir, um tausend Jahr älter als Athen. Sie bildeten kaum ausdeutbare ungefüge Steinlabyrinthe zwischen Disteln und Mohn. Wir setzten den Fuß auf die übereinander gestürzten Steinleiber der Ruinen von Tiryns mykenischen Gepräges und zwischen die Mauern des blutrünstigen Mykene selbst, wo mannshohe Steine zu hausdicken Wänden aufeinander gelegt wurden, eine Stadt gebaut im Wissen um Mord, in Mißtrauen und Wissen von Raub und häuslichem Überfall. Hier liegen selbst Gräber einzeln in doppelten riesigen Ringmauern und Schätze und Gold in felsengemauerten unwegsamen Kammern. Wir sahen von Argolis zwischen den Trümmern das südliche Meer und die kleine Insel des Henkers vor Nauplia, wo der Scharfrichter des Landes sein Bett hat. Wir tranken in Nauplia geharzten Wein mit den Griechen die ganze Nacht und hörten den Osterliedern zu die der Jüngling verzückt und vergessen uns sang; er stand erhobenen Mundes hoch auf den Zehen und hob sich noch höher, da die gespreizten Finger der Hände ihn abstemmten von der Wand in seinem Rücken. So glich er der tanz- und gesanggehobenen Mänade auf dem Relief in Neapel. Er hatte die schönsten Hände der Welt und verglich sie lachend mit meinen, wohl wissend daß er siege.

Wir standen im ungeheuren langgezogenen Rund des Theaters von Epidauros: ein flacher Trichter in die Mulde herantretender kahler Berge gelegt, eingehauen in das Gestein. Das ruhig gesprochene Wort des Freundes drang von der Szene herauf über die sechzig Reihen der Sitze und erreichte mein Ohr nachdem der sprechende Mund längst geschlossen war.

Wir sahen Sparta und die üppigen wirren Oliven, die tropischen Aloën seiner Ebene, und darüber, fast untrennbar von der Helle, die schneeigen Gipfel des Taygetos.

Wir durchquerten das Land in der Schlucht der Langhada, wo die Felsfinger der Halbinsel die sich nach Süden ausstrecken zerrissen sind. Wild und unbewohnt, Stein über Stein, zieht sich die Schlucht. Das Maultier, sich selbst überlassen, sucht unter dem hilflosen Reiter den nicht endenden Saumpfad zehn Stunden lang hinauf und hinab und wieder hinauf und hinab. Wir rasten bei seltsamem Wirt. Eine durchlässige Hütte mit dünnen Baumstangen gedeckt und mit Steinen beschwert birgt den Hirten und Platz für die Ziegen die in den Schluchten herumklettern. Als der Mann schwingenden Schrittes hervortritt, könnte man meinen, er habe mit Odysseus selbst auf dem Schiffe gesessen. Er ist bronzefarbig, hager und straff; ohne Alter und trägt die phrygische Mütze, den kurzen Leibrock und die Jacke von Schafsfell. Er hat Milch und harzkühlen Wein. Er nimmt einen großen Ring Brotes von einer Stange, an der er mit vielen unter dem Dach aufgereiht ist wie ein Rettungsring neben andern: Rettungsringe gegen den steigenden Hunger; es ist der Vorrat für lange Monate. Ein freundlicher, gastfreier Mann nicht gerade offen aber heiter und unbefangen ist dieser Gefährte des Vielverschlagenen. Er nimmt nichts für Brot und Wein. Wir geben ihm die Hand zum Abschied. „Ein mehrfacher Mörder", sagte der Dragoman als die Maultiere sich wieder in Bewegung setzen; „— aus Blutrache." Es gefiel mir; es

war recht und klar. Was sollte er auch anders tun bei der ungeheuren Helligkeit als ein Messer nehmen; alles andere war dunkel.

Auf der Paßhöhe überblickt das entzückte Auge die ganze Peloponnesos und beide Meere nach Osten und Westen, die lachende Fruchtbarkeit der messenischen Ebene dicht unter uns hingebreitet und der Schneerücken des Taygetos vor uns, nahe, schwimmend im Blau.

Wir wandten uns die Schlange des Pfades steil über den gesenkten Köpfen der Maultiere sitzend langsam hinab und gedachten in Kalamata einen langen Schlaf zu tun. Aber es hielt uns nicht. Einen Tag früher als es der Marschplan forderte langten wir in Olympia an, braun und frisch von Sonne, trocken und hart von der saugenden Luft des Taygetos, gierig und hellsichtig wie junge Adler.

Wir standen bald vor dem Hermes. Das Gasthaus, in dem wir unsere Sachen abwerfen und den Dragoman zurücklassen, liegt auf einer dürftigen Anhöhe abseits von dem heiligen Bezirk, wo die Trümmer der Tempel liegen, der Schatzhäuser und die noch ruhenden Standplatten zahlloser Statuen. Abseits liegt auch das Museum. Bevor wir hinübergehen überblicken wir befremdet eine ernste Landschaft wirrer niedriger Haine, unübersichtlich und undurchdringlich die mäßigen Hügel krönend die den ebenen Grund der Heiligtümer umstehn. Als wir rasch noch eine Anordnung für das Essen am Abend im Gasthof geben wollen, grüßen wir ein kleines munteres Schwein, ein schwärzliches kleines

Ferkel, das auf dem nicht zu sauberen Platz neben dem Eingang zwischen zerstampftem Stroh und ältlichem Mist sein Wesen treibt. Wir grüßen das Ferkel ehrerbietig wie einen Stabsoffizier oder sonst eine höhere Person die einen nicht zu beachten braucht. Die Einwohner dachten es wäre für uns ein heiliges Tier das unsre Verehrung genösse und waren entsetzt aber dennoch erbötig, als wir ihnen bedeuteten, wir begehrten das kleine lustige schwarze Ferkel in möglichster Bälde zu verzehren. Ob wir das ganze haben wollten? Jawohl, das ganze. Wir wollten durchaus nichts vom Hammel. Wir hatten durch Tage nichts als griechischen Hammel gegessen — als Suppe, als Vorspeise, als Braten, als Fett in der Nachspeise. Wir hatten der Sitte des Landes genügt. Wir wollten das Schwein. Wir stellten es sicher.

Danach gingen wir zum Hermes. Ich weiß nicht ob ich anderes sah was in dem Museum aufgestellt ist. Ich fühlte eine lichte, lächelnde Spannung, als wir uns, den Saal betretend, der Nische oder abgeteilten leeren Wand zukehrten vor der der Gott stand.

Vor der wer stand? — Es war nicht der Gott, es war nicht der Mensch. O Freund der Götter und Menschen, dein Bildnis war es nicht mehr. Ich sah den Praxiteles selbst, ich sah dem Schöpfer ins Auge. Ich sah unter seinem fühlenden Meißel die Materie verschwinden. Ich sah sein Geschöpf. Dies war kein Marmor mehr, kein Stein. Der Schenkel, die Brust, die Schulter, das Haupt, der Arm mit dem Knaben, das Tuch über dem Baumstamm, auf den er sich lehnt zu unbesorgterer Anmut — es war aus keinerlei Stoff. Die Materie war entrechtet; es atmete, blühte wie Leben. Das Erstmalige,

das Nie-Zuvor aller Schöpfung stand in seinem ewigen Siege vor mir. Ich war allein mit ihm. Es hielt mir still. Es prüfte mich: nahe, ganz dicht. Es verwies mich in seinem Triumph. Doch es offenbarte sich auch, ergab sich in der Gewalt der Form. Aber welch ungeheurer Gewaltakt war es, Materie so zu entrechten daß sie für ewig Leben ward?

Anton stand neben mir. Er sah die beglückende Gnade der Form. Er hatte das Recht, die Gnade zu sehn. Auch ich sah sie. Aber ich verfolgte sie bis zu ihrer Geburt. Ich sah den Weg vom Stein zum Leben, sah den Abstand zwischen Marmor und Form. Er war zu gewaltig, als daß ich ihn anders als Gewalt empfunden hätte. Vom Stein zu diesem Siege war es so weit wie vom Urbeginn der Welt bis zur letzten Belebung, wie vom Nie bis zur Ewigkeit.

Da war nun dieser Schöpfung Geschöpf: der Gott mit dem göttlichen Kinde. Eine süße, sieghafte Wärme wehte uns an. Nichts wies zurück. Dies schien das höchste: daß unbeschreibliche Anmut, ungehemmteste Schönheit, gewinnendste Freundlichkeit, köstlichstes Gleichnis, rührende Weichheit sich sorglos darstellte, preisgab, lächelte, von sich wußte, sich dennoch nie aufgab und nichts sich in Strenge verschloß.

Vielleicht war es dies wohligste was mir am nächsten ging: die Wärme dieser Seele in ihre Kreatur gegossen. Ich fühlte, wie sehr es mich beseligte daß dies die erste Eigenschaft der Schöpfung sein dürfe. —

Als ich hinaustrat, stumm neben dem Freunde, glaubte ich das erste Mal Blumen zu sehn, Gras und

Blumen, Bäume des Hains, Menschen und Tiere. Ich hatte die Blumen schon einmal so gesehn: auf den Wiesen mit meiner Vertrauten als Kind, wo sie groß, nah, farbig, wahrhaft, erstmalig waren. Ich sah sie nun in einer Wiedergeburt das zweite Mal zum ersten Male. Sie standen mir gegenüber. Sie waren sie selbst. Sie waren nicht ich. Ich brauchte nicht in mir zu schwelgen, wie jene andern die sich in Aas und Blume, Wurm und Gott wiederfinden und sich ihnen gleichsetzen müssen, um sie zu lieben. Ich konnte sie lieben weil sie nicht ich waren. So klar war das Licht.

Wir gingen — jeder in seiner Weise im tiefsten berührt — schweigend zum Gasthof zurück. Nahe davor brannte ein mäßiges Feuer und das kleine schwärzliche Schwein drehte sich langsam am Spieß.

In der Nacht die dem Erlebnis des Hermes folgte saßen Anton und ich lange beisammen. An einem Tisch in der Ecke saß halbschlafend der Dragoman und ab und zu sorgte er dafür daß der Wirt nicht einschlief und uns mit neuem Wein versah. Denn bevor die Lordoi denen er sich verpflichtet hatte zur Ruhe gingen, ging auch er nicht zur Ruhe. So hatte er mit uns lange Nächte. Die Dämmerung und die Nachtigallen des Hains weckten uns aus unsern Gesprächen. Wir traten an ein Fenster das wir öffneten und sahen hinaus, wo eine balsamische Reine und Kühle der Luft der Sonne vorausging. Wir blickten hinüber über den dämmernden heiligen Bezirk zum Hügel des Kronos. Wie erbleicht erwartete er das Licht. Die wirren tieferen Haine lagen in einem geballten Schlaf, aber die

Nachtigallen sangen; es war wie die Stimme und der Atem der schlafenden Haine.

Als die zunehmende Helligkeit den Augenblick zerstörte, schlossen wir das Fenster und legten uns nieder. Keiner von uns hat am Morgen vom andern gewußt was er gesagt, noch von sich selbst was er gesprochen hat. Es war auch gleichgültig. Was wir sprachen hatte uns für Stunden erhoben. Solches war herrlich. Es war eines jener olympischen Gespräche, die ewig vergessen sind als wären sie nie gewesen und dennoch in uns leben und nie sich verleugnen. —

Wir gingen nochmals zum Hermes und nochmals. Eines war sicher: es war nicht das Altertum was ich hier fand. Es war — daß nur das höchste gesagt sei — die Gewißheit unbedingter Modernität, ewiger Jugend aller wahrhaften Kunst. Sieghaft jugendlicher Gott, sieghafte, jünglinghafte Kraft die dich schuf, ihr seid Gewähr.

Am Abend des dritten Tages standen wir auf der Höhe über Patras. Im Hafen lag das Schiff. Diese Nacht würden wir Griechenland verlassen. Vor uns schimmerte in unendlicher Pracht die Bucht unter der schon rötlicheren Sonne, schöner als Neapel. Weinberge fielen sanft in ein liebkosendes Meer. Weit gegen Abend badeten leichte Inseln in sonnenüberglänzten Gewässern und glänzten dunkel und zart wie tiefblaue Bronze. Drüben standen die männlichen Berge von Lokris und heiter und stark, fast schwebend, ruhte fernhin der Leib des Parnaß im leuchtenden Schnee.

Dies war der Abschied von Unvergleichlichem. Doch Unvergleichliches nahmen wir mit uns hinweg.

Als wir am Mittag des zweiten Tages in Brindisi landeten, kam uns der Himmel dunkel und grau, das Licht matt vor. Wir fuhren nach Rom. Die Leute im Zug belehrten uns daß ein strahlender Tag sei. Während der Fahrt ins Hotel sprang plötzlich Anton lebhaft von seinem Sitz in der kleinen Vettura auf und rief einer Dame die mit einem etwas unbeteiligten Herrn des gleichen Weges ging im Vorüberfahren den Namen unseres Hotels zu. Es war Joie.

ZEHNTES KAPITEL

Anton wußte nicht daß seine Kusine in Rom sei; vielleicht wußte er es auch und es war nur während unserer Reise nicht die Rede darauf gekommen. Übrigens: was gingen mich seine Kusinen an, so mochte er noch immer denken, so dachte ich bis dahin. Indes bin ich mir bis auf den heutigen Tag nicht klar darüber geworden, ob ihn nicht ein Instinkt, eine unbestimmte Angst vor Konflikten und Verknüpfungen, die seine Art ihn vermeiden hieß, veranlaßte, mir diese Kusine vorzuenthalten. Auch Joie lebte in Berlin und stand samt ihrem Mann, welcher freundschaftlichen Verkehr liebte und übte und zum mindesten gesellig genannt werden muß, mit Anton und Lux in nahen, herzlichen und fröhlichen Beziehungen. Es war immerhin auffällig daß ich Jahre lang zu gleicher Zeit eine Freundschaft mit Anton hatte ohne daß ich Joies auch nur jemals ansichtig geworden wäre oder ihrer Erwähnung geschah. War es wirklich ein Instinkt gewesen? eine Angst vor Bränden? eine Besorgnis um

unsere Freundschaft? — oder hatte ihn Lux gewarnt? Denn sie mit ihren klaren Sinnen und dem starken Gefühl für Dinge und Wesen die sich anziehn und abstoßen kannte das Schicksal das in uns aufgehäuft war und das mein Nichtbegegnen mit Joie bis hierhin aufgehalten hatte. „Wenn sie und er sich begegnen —" sagte sie, und wußte was sie verschwieg.

Ich weiß nicht was Rom erfüllte als ich Joie am Abend nach unserer Ankunft in der Halle des Hotels, wo man nach dem Essen einige Stunden gemeinsam zu verbringen gedachte, von Angesicht zu Angesicht sah. Nach Griechenland wäre Rom mir kaum etwas gewesen, wie es für Anton tatsächlich nichts war; er warf sozusagen keinen Blick auf es. Nun war es plötzlich der große und weite Untergrund auf dem sie und ich schritt, die Atmosphäre die uns umgab, das Rauschen und Berauschen das uns umrauschte, die Weihe die uns umfing. Denn wir waren in diesen Tagen wirklich wie für einander geweiht — unbefangen und unbesorgt um uns — und einer dem andern beschert. Auch sie sah kaum Rom. Rom war die Stadt in der wir uns begegneten, in der alles begann. Seine tausend Brunnen rauschten uns, sein Atem ging über uns hin und war in uns. Seine Straßen trugen uns. Seine Bauten umstanden uns. Wir beachteten sie nicht mehr als andere Brunnen, andere Luft, andere Straßen, andere Bauten. Aber es waren die Brunnen, die Straßen, die Bauten, der Atem Roms.

Anton und Joies Mann saßen in lebhaftem Gespräch versunken in benachbarten Sesseln oder gingen hinter uns her, Erinnerungen tauschend über Personen und

Dinge die ich nicht kannte oder deren Beziehung ich nicht verstand. Joie und ich waren das andere Paar. Kein Wort fiel zwischen uns das uns beschwerte. Aber es ging doch ein Zittern über sie hin als sie meine Hand nahm um sie umzudrehen und hineinzublicken wie der griechische Soldat von dem ich ihr erzählte; und ich bebte in einer nie gefühlten Erregung als ich ihr andern Tages das erste Gedicht reichte das sie von mir erhielt. Sie hat danach alle erhalten durch viele Jahre, und wie sie die Freundin vieler Jahre meines Lebens wurde, so wurde sie das gerade, aufrechte Richtschwert über jedes Wort meines Werks und waltete als solches über ihm. Sie gab alles und nahm alles, sie befreite alles und band alles, sie rief alles und erhielt alles, sie begann alles und endete alles. Sie ist mir mehr geworden als ich je einer Frau in meinem Innern zugestand im Leben eines Mannes sein zu können. Sie faßte mehr als die Grenzen eines Daseins — wie etwa ein Himmel mehr faßt als ein Horizont — und sie war sicher mehr ein Inbegriff von dem sie nichts wußte als eine Persönlichkeit von der sie wußte.

Damals in Rom waren unsere Tage gezählt. Als wir von einander schieden trug jedes das Versprechen des andern im Herzen daß wir uns wiedersehen würden und tausend Briefe und Gedanken flogen in den Wochen in denen wir nicht beieinander waren. Während Anton und ich im Zuge saßen der uns Deutschland zuführte und ich nunmehr dem Licht- und Rauschfeld fernrückte das Griechenland und Rom für mich geworden waren, glaubte ich mir nicht recht. Ich stellte mich und meine Gefühle auf die Probe. Ich

kam von dem Hermes, dessen Offenbarung, so oft sie wieder in mir auftauchte, mich um so kühner und vertrauender auf mich selbst, auf meinen Weg, auf jeden noch so unbekannten Schritt machte den ich tun würde. Ich fühlte mich jung und erfüllt wie noch nie. War es dies vielleicht was mir auch Joie größer, erfüllender, für mich bedeutender, anziehender erscheinen ließ? Anton meinte, mit diesem griechischen Trank im Leibe sehe man Helena in jedem Weibe. Immerhin gab er zu daß Joie schon ihrem Wesen und ihrer Erscheinung nach einen gewissen größeren Raum ausfülle als andere — wie ich es empfand — und wußte auch sonst manches rühmliche von ihr zu sagen.

Ich fuhr Octavia entgegen. Ich freute mich sie wiederzusehn, ja ich brannte darauf. Aber als ich sie wiedersah, hatte sich der Abstand zu ihr seltsam und traurig vergrößert. Ich kämpfte dagegen an; aber es überfiel mich immer von neuem. Sie wußte bald und ich vermochte nicht zu verschweigen, wie es um mich stand. Sie half mir allen Zwiespalt tragen. Ich versuchte wieder Boden zu ihr hin zu gewinnen; vergebens. Es war als ob sie ewig auf dem gleichen Platz verharre und ich eile davon. Sie vermochte sich nichts zu nehmen, ich vermochte ihr nichts zu bringen, obwohl nie etwas ehrlicher versucht wurde und ersehnt wurde als dies. Dagegen opferte sie sich und litt und machte mir dadurch ohne es zu ahnen die Qual um sie größer. Sie ging ihren Opfergang durch Jahre.

Dennoch habe ich gerade in diesen Jahren die dem Erlebnis des Hermes folgten erstmals das Glück erfahren dessen ich fähig bin. Ich hatte die Gering-

schätzung jenes besseren in mir verloren auf dessen Kosten ich zuvor lange Jahre gelebt. Ich hatte vor dem Hermes des Praxiteles im klaren Lichte Griechenlands gewahrt daß menschlicher Hand, menschlichem Geist die höchste Gestaltung zugänglich sei. Ich hatte schon die Beglückung eigenen Schaffens, noch unbewußt daß es Schaffen war und fast verlegen darüber daß mich schon Erstes beglückte, an meinen ersten Gedichten, an meiner ersten Erzählung gespürt — als Gnade, als Tat; gleichviel —: von jetzt an wich ich nicht mehr aus. Ich schuf. Ich war gesichert und überließ mich. Denn es geschah daß, wie nur Lebendiges zum Leben geboren wird, nur das Erlebte in mir zum Leben sich meldete. Ich schuf den Tag ich schuf die Nacht in meinem Wort und sprach mit dem Tod; eine Empfindung kam von außen, trat in mich ein und trat aus mir wieder hervor als mein Geschöpf; eine lebendige Welt schien in mich hineingelagert und ich zog sie ans Licht; ich schuf Menschen nach meinem Bilde, nach dem was alles in mir Mensch hieß, auch nach mir selbst, und schuf erschaute Dinge zu Wirklichkeit und Leben. Und ich will dies erst Glück nennen und weiß daß dies erst Glück ist, wenn ich mir heimlich gestand: dies Wort, diese Gestaltung im Wort, nun geboren, war dir noch eben unmöglich, war über deiner Kraft.

Neben solchen Augenblicken verblaßte alles. Das Hochgefühl meiner Seele das ich früher — jünglinghaft und genügsam — auf dem Rücken der Pferde fand, das erträumte Bestehen eines Letzten, Unerbittlichen auf das ich früher gewartet, alles Erlebbare wie

es mir schien war in ihnen überboten. Nur weniges, fühlte ich, würde daneben noch Bestand haben. Aber es war mir immer zu Mute als ob alles was ich erlebte und was nun hervortrat nichts mir besonderes sei sondern ebenso von andern erlebbar wäre, auch tatsächlich erlebt worden sei, und nur von diesen nicht ausgesprochen würde.

Mein Vater rüstete sich damals für ein großes Fest. Octavia und ich nahmen daran teil. Die Universität Leipzig feierte im Jahre 1909 ihr fünfhundertjähriges Bestehen und mein Vater hatte während dieses Jahres das Rektorat inne. Das Amt des Rektors wechselte jährlich nach einem bestimmten Turnus unter den Fakultäten ab. Für das Jubiläumsjahr wäre nach diesem der Rektor aus den Professoren der juristischen Fakultät zu wählen gewesen, der mein Vater angehörte. Er brachte jedoch in seinem Sinn für die äußerste Gerechtigkeit bei dem Senat den Antrag ein, daß für das Jubiläumsjahr der Rektor aus dem gesamten Lehrkörper der Universität gewählt werden solle. Dies hatte jedoch zur Folge daß er nun erst recht gewählt wurde, da auch die andern Fakultäten für ihn stimmten. Ich erwähne dieses Fest nicht um irgend einer Bedeutung willen die es in meinem Leben oder auch nur im Leben der Wissenschaft oder der Stadt wo es sich abspielte einnimmt, sondern nur als Veranstaltung und Zeugnis der Zeit in der man lebte.

Denn obwohl diese Veranstaltung, wie sich noch viele entsinnen werden, dank der Leitung und des Schwunges meines Vaters, der überall ein frisches un-

verfälschtes, geistreiches oder gemütswarmes Wort und eine wirklich gefühlte innere Bewegung bereit hatte und eine Beglückwünschungszeremonie von vier Stunden, während der er jedem Vertreter der großen Universitäten der Welt auf dessen Ansprache antwortete, nicht langweilig werden zu lassen verstand, einer unzweifelhaften Feierlichkeit und Gehobenheit nicht entbehrte; obwohl auch fast alle Fakultäten und jedenfalls die Universität stolz sein durften auf die Männer und Namen die sie als Forscher, die sie als Lehrer und Künder der Wissenschaft umfaßte und also mit Recht von einer wahren Höhe zurück und hinaus blickte; ob wohl endlich der Pulsschlag des Festes bei allen Teilnehmern warm und echt zu spüren war, so unterstand es doch in merkwürdiger Weise dem Sinn der Zeit für das Paradische, dem strengen Gebundensein an Ort und Stunde, dem Befehl und der Ordnung. Es entwickelte sich nicht so sehr aus dem Herzen der Teilnehmer als daß es sich nach wohlerwogenem nötigen Plane abwickelte wie gedrehtes Garn von einer Spule, und in der Einhaltung befohlener Ordnung bestand für viele die festliche und feierliche Genugtuung. Nichts verstand sich eigentlich von selbst und war sich überlassen. Ein historischer Festzug schlich fremd durch eine ihm fremde Gegenwart, die ihm kaum mit den Augen und weniger noch mit dem Herzen zu folgen vermochte. Ein Kommers von zehntausend Studenten aller Semester in einer einzigen überdeckten Halle an schnurgeraden Tischen zwischen schnurgeraden Gängen verhüllte sich — was freilich nicht vorgesehen war — im Rauch von mehr als zehntausend Zigarren

und war in sofern schön und entrückt. Ein erschrekkendes Unvermögen zu eigenem Empfinden drückte sich in unzähligen gold- und farbengemischten Glückwunschadressen aller Universitäten der Welt aus, die mittelalterliche Kunstfertigkeiten der Schrift nachahmten und romantischen toten Allegorien im Bilde zu sprechen überließen. Ungefüge eherne Bronzetafeln mit plastischen Darstellungen im Sinne längst vergangener Zeit und Ehrenpokale zu unbekannten Zwekken in mißverstandenen Formen früherer Jahrhunderte wurden als Weihgeschenke überreicht. Nur der Zug der tausende von dichtgereihten Fackeln, den die Studenten ihrem Lehrer und Rektor am letzten Abend der Festtage darbrachten und der Straßen und Plätze, die drängende Menge und die Fackelträger, die Häuser und aufsteigenden Türme in das Leben schwelender und aufleuchtender Flammen, in wehenden Rauch, in sein Licht und seinen Schatten einbezog, schien ein Recht aus eigener Kraft auszuüben; und die Worte die der unbekannte Student bei einem Halt dem Lehrer und Menschen zurief den alle ehrten, und jene unvorbereiteten, frischen, aus der Stimmung des Augenblicks geborenen in denen der Rektor von dem breiten Balkon zu denen hinabsprach die er liebte, übertrafen mühelos die Festreden jener Tage und waren feierlicher als sie.

Indes endete das Fest wahrhaft königlich. Der König von Sachsen, mit vielen Fürsten selbst Teilnehmer an den Leipziger Feierlichkeiten, hatte es sich nicht nehmen lassen, Gäste und Angehörige seiner Landesuniversität bei solcher Gelegenheit mit einem Bankett in

der Albrechtsburg in Meißen zu verabschieden. Die Schätze des Grünen Gewölbes in Dresden, die kostbaren alten Meißner Porzellane, das goldene und silberne Tafelgeschirr, die Leuchter und Kandelaber, die Tafelaufsätze wunderbarster mittelalterlicher Goldschmiedekunst, kostbare Schmuckstücke und Kleinodien, goldene und silberne Bestecke waren zu diesem Zweck nach Meißen geschafft worden und bedeckten im Bankettsaal eine Tafel von allein 145 Gedecken, während anschließende Säle mehr als diese Zahl nochmals aufnahmen. In der Mitte des Saales zwischen den hufeisenförmig gestellten Tafeln duftete ein Wall von Rosen. Tausend Kerzen entsandten ihr leicht bewegtes Licht. Man aß wirklich von dem Porzellan mit dem gelbroten Drachenmuster berühmtester Meißner Zeit, aß wirklich von goldenen Tellern die die Wahrhaftigkeit ihrer Form dartaten, trank wirklich aus köstlichen Gläsern unnachahmlichen Schliffes, saß vor den Reichtümern die viele Könige gesammelt hatten und alle die Pracht behauptete ihr Recht. Warum? Weil sie Pracht war, weil sie nicht Prunk war. Weil das Gewicht und das Recht ihrer Form stärker waren als die des nachahmenden armseligen Prunkes unserer Tage der sein Recht nur vortäuschte. Wenn Dinge einer vergangenen Zeit wahrhaft dem Heute zu dienen vermögen, so sollen sie es tun. Aber die Dinge des Heute werden zur Lüge sobald sie sich vergangene Form anmaßen. Hier war nichts gelogen; diese Dinge sagten: wir sind prächtig. Und sie waren es.

Dieses sah ich. Aber ich sah auch, daß man sich nicht zu erregen brauchte über die Pracht oder den

Reichtum den Könige und Herrscher von heute entfalteten. Da war keine Pracht. Sie waren sehr bescheiden geworden und mancher Bürger lebte üppiger. Aber auch sie unterlagen dem trügerischen Prunk den eine Zeit ohne Form oder mit der gefälschten Form der Vergangenheit forderte. Ich kam von Griechenland. Das Unwahrhaftige war sichtbarer denn je. Ich empfand das. Man lebte dennoch in einem gewissen Stil des Daseins. Wenigstens glaubte ich das. Man konnte doch nicht immerzu in die Vergangenheit ausweichen. Welches war unser Stil?

Als ich mich, nachdem das Fest verrauscht war, von meinem Vater verabschiedete — ich ging, keinem Ort enger verbunden, in der Gewißheit wenigstens dem Blute nach nicht nach Norddeutschland zu gehören, nach Frankfurt zurück, wo Oktavia im Kreis von Angehörigen ihr Erdreich und ihren Rückhalt hatte und ich, obgleich nun das Haus oben am Main verwaist und die Großmutter schon manches Jahr tot war, mich immer noch gastlich und halb heimatlich zugehörig erachtete — sprach er ein Wort das mich in diesem Augenblick merkwürdig anrührte und zugleich für ihn selbst das Fest das er geleitet wie manches andere an den nach seiner Meinung gebührenden Platz verwies. Man hatte im Lauf der Jahre und zuletzt noch eben beim Jubiläum der Universität alle Ehren auf ihn gehäuft die die Stadt, das Land, die Universität selbst, Könige und Fürsten der Welt zu vergeben hatten; sein Ruf als Lehrer und Vertreter seiner Disziplinen war nur mit wenigen zu vergleichen; seine Auditorien

waren voll, seine Zuhörer riß er wahrhaft in den warmen lebendigen Strom seines Worts, seiner Gedanken; sie liebten und verehrten ihn wie kaum einer von jungen Menschen je geliebt und geehrt wurde und er kannte nichts schöneres als mit Jungen jung zu sein; er hatte nebenher noch Zeit gefunden große wissenschaftliche Probleme in seinen Büchern zu behandeln und darzustellen — es bestach ihn nichts. Er wußte was er aufgab als er sagte, als ob er sich nur bisher habe nicht entziehen wollen: „So, nun kann man das lassen; ich möchte endlich auch einmal arbeiten!“ Er kannte keinen Zweifel; er war jünger als je als er das sagte; er war mehr als vierzig Jahre mit Begeisterung Dozent gewesen, aber jetzt wollte er auch einmal arbeiten. „Ich gehe nach Freiburg“, fuhr er nach einer Weile fort da ich ihn still ansah; „nach Freiburg, wo ich mit deiner Mutter so glücklich war.“ — Wenn je eine Stille schön war so war es die welche nach diesen Worten in mir hing.

Dennoch ließ sich mein Vater noch vier Jahre halten. Seine Freunde, seine Schüler, die Fakultät, die Regierung bestürmten ihn. Er hatte es dazu, ein paar Jahre zuzulegen, lächelnd wie wenn man Kindern einen Willen tut. Im März des Jahres neunzehnhundertdreizehn legte er sein Lehramt nieder, jung, bewegt und begierig, und siedelte in die Stadt über, deren Bild auch ihn nie verlassen hatte — zu spät für meine Mutter.

Der Glanz seines Wortes, das in mir fortlebte, machte mir das Fest das vorüber war lieb und unvergeßlich. Es war mir zugleich eine Bestätigung früher, still bewahrter Erlebnisse, die nie ein Wort berührt hatte.

Trug auch er das Bild meiner Mutter und sein eigenes in der Erscheinung jener fernen Tage in sich: jung, glücklich, schön, heiter, unantastbar, ewig, gleich Seligen für die es kein Alter gab?

ELFTES KAPITEL

Nach diesen Tagen rief mich all meine Sehnsucht zu einem Wiedersehen nach Berlin. Joie kam mir bis Wittenberg entgegen. Natürlich galt der Besuch auch den Freunden, die mir Joie nicht mehr vorenthielten. Lux, mit Joie selbst sehr befreundet, war reizend bewegt und fand alles in schönster Ordnung und aufs beste eingetroffen.

Es muß im darauffolgenden Winter gewesen sein daß sich eine Begebenheit abspielte, die lange Jahre wie eine Art Schlußstein für diese Zeit in meinem Innern ihren Platz behauptet hat und hier erzählt werden soll.

Unmerklich und jedenfalls nicht an den Tag tretend hatte sich in dem kleinen Kreis unserer Freundschaft ein Gemeinsames aufgerichtet, das vielleicht am meisten unsere Zugehörigkeit zu der Zeit und ein zeitliches Gefühl bezeichnete, von dem ich vermute daß es ebenso unausgesprochen wie es zwischen uns bestand auch damals schon andere untereinander teilten. Wir waren keine Sonderlinge.

Anton und ich, Lux, Joie und ein junger Maler den wir liebten — ich weiß nicht mehr genau ob wir vier oder fünf waren — hatten eines Abends lange beisammen gesessen und das Gespräch hatte sich erschöpft.

Vergebens tätschelte Lux ermunternd die Butter, die in der Kühlung ihrer Eisstückchen herausfordernd frisch auf dem Tisch stand, zum zwanzigsten Mal auf den Leib. Vergebens regte Anton mit einem Strohhalm die letzten Blasen in seinem Sektglas auf; der junge Maler hatte sich einen Schnaps bestellt. Ich fand die ganze Gesellschaft reichlich trübe als ich, da wir uns selber heute nicht genug zu sein schienen, vorschlug, jeder solle sich noch zwei Personen, Männer oder Frauen, nach seiner Wahl einladen dürfen, lebende oder der Vergangenheit angehörige, mit denen man gerne zusammen wäre und sich wohl einmal in seinem Leben unterhalten möchte. Lux unterließ sofort die Butter zu ermuntern, Anton zog den Strohhalm aus seinem Glas, der junge Maler schob den Schnaps von sich. Schon schwirrten Namen. „Halt," rief ich, nun selbst angetan von den Aussichten die sich plötzlich auftaten, „jeder darf zwei nennen! und kein Vorgeschlagener gilt als eingeladen der nicht die Zustimmung aller hat!" — „Alkibiades! die Sappho! Pückler-Muskau! Plato! Keinesfalls Goethe! er ist zu geheimrätlich und weise. Dagegen die Pompadour!" — Ich kam gar nicht zu Worte mit eigenen Vorschlägen aber ich dachte Yvette Guilbert oder Eleonora Duse müsse reizend sein, obwohl ich sie gar nicht persönlich kannte; außerdem hätte ich Perikles statt Plato genannt, aber doch auch Plato. „Bismarck?" fragte eine Stimme. „Natürlich von Lebenden Eduard VII. von England." Dies sagte, glaube ich, Anton. „Ja natürlich!" alle stimmten wie selbstverständlich zu. Frauennamen waren selten. „Warum nicht Wölfflin?" „Ja!

warum nicht!" — „Napoleon?" „Nein! nicht Napoleon! der ist ja gar nicht modern; außerdem ist es kein Gentleman, sagten wir. Jeder sah ein daß die Einladung so verstanden werden müsse daß jeder der Eingeladenen in unsere Zeit gehöre. Wir verlangten instinktiv eine ewige Jugendlichkeit die diesen Mann oder diese Frau auch heute zum Leben berechtigen würde. Außerdem verlangten wir daß jeder ein Gentleman sei und die Frauen jede eine Gentle-lady, wie aus der bedingungslosen Akklamation von Eduard VII. hervorging. Denn Eduard VII. war weder auf seinen Geist noch auf seine Charaktereigenschaften noch auf seinen gut sitzenden Frack hin eingeladen, sondern einfach weil er als erster Gentleman der Welt irgendwie vor den andern dieses Gentlemantum darzutun hatte — das wollten wir damit zum Ausdruck bringen. Napoleon wurde nach dem Einwand daß er sich in unsere Zeit nicht schicke sofort fallen gelassen. — „Lionardo?" — „Ja! Lionardo." „Li-tai-pe" wollte ich. „Er wird sicher betrunken sein am Ende", sagte einer. „Das werden vielleicht andere auch", wandte ich ein; „aber kann man nicht anständig und mit Grazie betrunken sein?" — „Ist er ein Gentleman?" wagte einer zu zweifeln. „Selbstverständlich! es gibt auch Gentlemen der Gosse", verteidigte Joie, glaube ich, den Chinesen der auch ihr Liebling war.

Ich entsinne mich nicht mehr, welche von den vielen Namen die genannt wurden die Approbation zu diesem imaginären Gastmahl erhielten. Jeder suchte eifrig nach würdigen Gästen. Als erster erlangte merkwürdigerweise Alkibiades die allgemeine Zustimmung — vielleicht weil er zuerst genannt worden war. Eduard VII.,

Pückler-Muskau, Plato, Lionardo und Li-tai-pe standen ferner als Teilnehmer unzweifelhaft fest. Es wurde auch eine Tischordnung gemacht, bei der man mir ehrenhalber, ich weiß nicht warum, die Pompadour zuschob. Ich brannte aber mehr auf die Unterhaltung mit den Männern. Übrigens taten das alle.

Mehr und mehr, nachdem es uns zuerst angeregt hatte, wuchs das Spiel bei allen zu einer ernsthaften Größe. Wie das Verlangen entstanden war, hatte keiner von uns die Absicht, berühmte Männer, einzigartige Erscheinungen, Wunder des Geistes, der Phantasie, der Tatkraft, die andern Zeiten angehört hatten, zu bestaunen. Uns ging es um die ewig Jungen, die Genossen aller Zeiten, also auch unsere Zeitgenossen, um Menschen einer uns entzückenden Modernität, um Menschen die nirgends alt waren, wie es zu allen Zeiten deren gegeben hat. Männer wie Dante, Luther, Kepler, Ludwig XIV., Friedrich der Große, oder in eine bestimmte Religion Gebundene, etwa Mohammed oder Franz von Assisi, Frauen wie Katharina II., Maria Theresia, so wohl wir sie verstanden, wünschten wir uns nicht zu diesem Symposion, weil wir glaubten, sie würden über die veränderte Welt in die sie gerieten den Kopf schütteln. Wir wollten keine Kopfschüttler.

Nach dem Tumult der Namen bemächtigte sich unser allmählich ein nachdenklicher, glücklicher Ernst, als ob wir etwas sehr Verantwortungsvolles zuwege gebracht hätten. Wir hatten da eine Gemeinschaft mit Menschen aufgerichtet, mit denen wir offenbar wie selbstverständlich leben zu können vermeinten. Es war nahe daran daß die Geister die wir riefen wirklich er-

schienen, und ich bin nicht sicher ob nicht jeder von uns, die wir jetzt lächelnd und beglückt beisammen saßen, in Gedanken sich schon angeregt mit den Männern und Frauen unterhielt die ihm die imaginäre Tischordnung als Nachbarn zugewiesen hatte. Wir haben uns damals erhoben, als ob uns nichts mehr anfechten könnte und wir uns in einem Gemeinsamen verstanden hätten.

In dieser Verfassung verließen wir das Lokal und verabschiedeten uns vor der Tür. Die andern riefen ein Auto an, denn sie hatten einen weiten Weg und es schneite. Ich winkte ihnen nach und stand unschlüssig einen Augenblick auf dem gleichen Fleck, als mich der leise fallende Schnee und die Lautlosigkeit der Straßen, auf denen schon jeder Schritt unhörbar war, lockten zu Fuß nach Hause zu gehn.

Als ob wir den ganzen Abend leibhaftig beieinander gesessen hätten, gesellten sich, kaum daß ich mich in Bewegung gesetzt hatte, von den Gästen Alkibiades und Eduard VII. zu mir die sich ihrerseits von den andern grade getrennt zu haben schienen. Beide waren in eifrigem Gespräch und wir gingen nun zu dritt, wie wenn wir den gleichen Weg hätten, durch den Schnee. Alkibiades hatte einen für die Jahreszeit etwas zu leichten Abendmantel um, war aber, wie natürlich auch Eduard VII. nach der neuesten Mode gekleidet und trug gleich seinem Begleiter, wie es damals in England für alle Abendgesellschaften mit Damen üblich war, das weiße Hemd und den Frack. Übrigens trug Eduard einen sehr eleganten Pelz und auf dem Kopf den hohen gebügelten Zylinderhut, an dem die

Schneeflocken in seltsamer Weise zersprangen ohne sich festzusetzen, während der Hut des Alkibiades und der meine bald mit einem dicklichen weißen Bausch belegt waren.

„Eine verdammt geniale Erfindung, dieses Gentlemantum," sagte Alkibiades zu Eduard VII., „ich hätte gerne noch mehr von Ihnen darüber gehört."

„Ja! ganz brauchbar für die heutige Zeit", sagte Eduard.

„Ich weiß nicht," sagte Alkibiades, dem der Gentleman sehr zu gefallen schien, „warum sich die Lebenden von heute so oft darüber beschweren, die Menschen hätten keine eigentliche Form mehr, wenn sie doch den Gentleman haben, mit dem ich heute Abend Bekanntschaft zu machen die Ehre hatte."

Eduard VII. grunzte bescheiden.

„Wir meinen aber doch," sagte ich, „daß wir im Vergleich mit anderen Zeitaltern, etwa dem Barock, der Renaissance, dem Rokoko, dem Mittelalter, vom Altertum ganz zu schweigen, keine eigentliche Form des Daseins haben."

„Das meinen die Lebenden immer", sagte Alkibiades. „Das haben wir zu unserer Zeit auch geglaubt; und nachher war die Form des Daseins die wir lebten dennoch ganz anständig."

Ich mußte ihm Recht geben, vermochte ihm wenigstens nicht zu widersprechen. Vielleicht war die Form die wir so hoch einschätzen etwas was erst die Nachwelt sah. Es gehörte eine Perspektive, ein Abstand dazu.

„Es muß sich aber doch der Geist der Zeit in den

Menschen ausdrücken, auch wenn er erst später erkennbar ist", sagte ich.

„Durchaus!" sagte Alkibiades lebhaft, „wie ich vermute, fühlen Sie sich vollkommen als Gentleman und werden doch selbstverständlich als solcher die Form Ihres Daseins zum Ausdruck bringen."

„Sie wollen also sagen," fragte ich, „daß man später einmal unser Zeitalter das Zeitalter des Gentleman nennen würde?"

„Ja! ich nehme an daß, wenn jeder dieses Gefühl zum Ausdruck brächte, sich sehr bestimmt in allem ein einheitlicher Lebensstil herausbilden oder erweisen würde, der die Merkmale trägt die der Mensch ihm gibt."

Ich sah das ein und war im vorherein mit dem Stil der sich dann erweisen würde innerlich einverstanden, während Eduard VII. schweigend und unverdrossen, als ob er diesen Stil schon gefunden hätte, mit aufgekrempelten Hosen durch den Schnee stieg.

„Ich möchte eben meinen daß der Gentleman, so viel ich bis jetzt davon gesehen habe, den Lebensstil seiner Zeit ausdrückt", fuhr Alkibiades fort. Offenbar in dem Wunsche sich noch deutlicher zu machen wiederholte er nach einer kurzen Pause: „Der Gentleman scheint mir der Ausdruck der Zeit zu sein."

„Ja," sagte ich, „aber man hält sich nicht an ihn. Der Gentleman ist den Menschen zu mager, zu einfach, zu sachlich, zu ausdruckslos (wie sie meinen) und niemand denkt eigentlich daß er überhaupt etwas sei. Die meisten Menschen halten es für zu wenig, ein Gentleman unserer Zeit zu sein und sich damit zu ihr zu bekennen.

Sie wissen gar nicht wie lächerlich sie sich in dem Bemühen ausnehmen, etwas ihnen gar nicht Gehöriges in sich hinein zu retten was keinen Platz, keine Luft, keinen Boden in ihnen hat. Sie meinen immer, sie hätten keinen Halt wenn sie sich nur an sich hielten und tasten daher ängstlich nach Fremdem, Uneigenem umher. Sie bilden sich etwas darauf ein, Hergeholtes an die Stelle ihrer selbst zu setzen."

Alkibiades lachte. „Ein so angenehmes und zutreffendes Bekenntnis wie es der Gentleman ist wäre nicht allgemein?" fragte er; „was sagt der erste Gentleman der Welt dazu?"

Eduard VII. sah unentwegt geradeaus und hielt die Hände in den Taschen: „Wenigstens ist mancher meiner nächsten Vettern kein Gentleman", meinte er.

„Ich gestehe," sagte Alkibiades, „daß mir der Gentleman ganz ausgezeichnet gefällt; besser als Leute mit Allongeperücken, Zöpfen, zierlichen Degen, besser als solche mit Baretts, Butzenscheiben, Erkern, gedrehten Beinen, Altarnischen und Kreuzgewölben in ihrem Innern. Denn das Außen ist doch innen und das Innen außen. Ich wäre jedenfalls an Ihrer Stelle froh das Mittelalter und auch das Altertum los zu sein, wenn Sie schon das Glück haben, sich gegenwärtig als Gentleman zu bewegen. Mit religiösen Gebundenheiten, mit ständischen, mit Herrn- und Knechtsgebundenheiten, mit irgend welchen Gebundenheiten der Vergangenheit steht man hinter der Zeit und jede Schraube ist schneller und entrechtet den Gebundenen."

„O weh," sagte ich, „froh sind die wenigsten. Vielleicht werden wir einmal froh sein. Heute ist das Zeit-

alter das Sie so selbstverständlich voraussehen noch nicht gekommen. — Man tritt sehr großartig in die Erscheinung aber man weiß eigentlich nicht wie man aussieht." —

„Das tut freilich der Gentleman beides nicht", sagte Alkibiades.

Eduard VII. grunzte. „Gegen den echten Gentleman, über den Sie so gerne etwas von mir wissen wollen," sagte er, „kann es keine Einwendungen geben. Er ist da. Er denkt von sich daß er als Form jedermann zugänglich ist: jeder Schuhputzer und jeder Chauffeur, jeder Dichter und jeder Lord, jeder Minister und jeder Arbeiter kann ein Gentleman sein wie ich es bin. Das ist anständiger als alle Zeiten gedacht haben. Das Gentlemantum ist das wunderbare geheime unbeschränkte Rittertum unserer Zeit dem die Besten Gefolgschaft leisten. Es hat sein ungeschriebenes Gesetz, seine Form und seine Tracht. Ich kann nicht finden und habe nie gefunden daß es weniger stolz sei als irgend eine Gemeinschaft der Welt."

„Und wie sieht dieser Ritter aus?" fragte Alkibiades vorsichtig.

„Er ist ein Mensch der auf sich hält," antwortete Eduard; „ein Mensch der nicht darauf pocht was er ist oder was er hat, sondern der gefaßt ist zu bestehen was ihn betrifft; ein Mensch des Gleichgewichts ohne Unterbau in den er eingemauert wäre um nicht zu fallen. Er steht auf Menschenfüßen und gut gemachten Stiefeln. Er ist unsentimental wie ein Spazierstock. Er ist unverdrossen wie ein Foxterrier. Er ist immer bereit wie eine geschliffene Klinge. Er hält mit sich

Haus und kommt mit sich aus. Er macht den Mund nicht weiter auf als nötig. Er tut nicht als ob und nennt die Dinge beim rechten Namen. Er steckt den Kopf nicht in den Sand. Er ist ehrlich und wahrt seinen Vorteil. Er ist sachlich und unromantisch. Er ist nie laut und ist in allen Lebenslagen frisch rasiert und richtig angezogen. Er macht kein Aufhebens von sich, aber er wirft sich nie weg und gibt sich nie auf. Er genügt sich. Wenn er nicht krank ist, braucht er keinen Selbstmord zu begehn."

Alkibiades wartete lange. Da aber der König schwieg, schien er sich zu bescheiden, keinerlei Aufschlüsse mehr von ihm über den Gentleman zu erhalten. Er sammelte das Bild in sich.

„Vielleicht ist er die höchste Form des Daseins. Wenn man ihm die Erde unter den Füßen wegzöge, würde er schweben. Er ist das Bild der gesicherten Schwebe. Er begehrt nicht den Punkt darauf er stehen könnte, um die Welt aus ihren Angeln zu heben. Er steht. Aber er braucht nicht zu stehn. Er erträgt einen schwebenden Zustand seines Innern. Er ist der Mensch der Zukunft. Muß man denn immer Boden unter den Füßen haben? Alle Bisherigen die ihre Form hatten haben nicht die Sehnsucht nach dem Losgelösten, Schwebenden sondern nach dem Festen, Bestehenden gehabt — meine eigene Zeit vielleicht ausgenommen. Ist es deswegen daß mir der Gentleman so nahe ist? Aber die einen wollen beruhen, die andern schweben —"

Als Alkibiades diese Worte sprach, rief ich, nicht ahnend was ich zerstörte, einen Bäckerjungen an, der sehr früh auf einem kleinen Dreirad, den ge-

deckten Brotkorb vor sich, etwas mühsam in dem dicken Schnee des Weges kam. Ich hatte Hunger. Während ich in das eingehandelte Hörnchen biß und die andere Hand über einem warmen Brötchen in die Tasche meines Mantels versenkte, ward ich inne, daß die Stimmen die noch eben sprachen verstummt waren. Ich stand allein auf der weißen Straße. Weder Alkibiades noch der König waren zu sehn. Aber wenn ich auch sehr wohl wußte daß ich sie vergebens suchen würde, so hat sich doch der Vorgang so abgespielt wie ich ihn beschrieb. Es waren Alkibiades und der König die sprachen und in deren Gespräch ich mich manchmal als dritter mit meiner Stimme einmischte; und nie vielleicht hätte ich diese Dinge über den Gentleman, die mir so großen Eindruck machten daß ich sie nie vergessen habe, zu hören bekommen, wenn sie nicht an jenem Morgen im Schnee das Gespräch zwischen dem Griechen und dem Engländer gewesen wären.

Wie ein unendliches Geschenk das mir über Nacht zugefallen war lag vor mir die Zeit in der ich lebte als ein Wert den mir keine Macht der Welt rauben konnte.

Als Eduard VII. von England am 6. Mai 1910 starb reiste Anton zu seinem Leichenbegängnis als sei dies selbstverständlich.

Nichts begab sich in der nächsten Zeit was mich tiefer berührte als mein Tun und Schaffen selbst. Ich war darin so befangen daß ich kaum zu sagen vermöchte, wo bald hier bald dort ich diese Zeit verbrachte. Öfters waren es die Berliner Freunde, war es Joie, die ich suchte, als zu neuem Anlaß mich eines Tages Anton

in einem beweglichen Brief bat, ihm und Lux als Freund bei einem Vorhaben beizustehen mit dem sie ihre jahrelange, glückliche Freundschaft nun auch im Bürgerlichen zu bestätigen und zu bekennen gedächten; sie wollten heiraten und ich solle sie mit meinem Wort einander vertrauen, wie es mir allein zustehe. Ich war bewegt daß sie mir das ansannen, und dennoch schwer getroffen. Es war mir als würde mir zugemutet, etwas sehr Schönes zu zerschlagen; als solle ich die liebsten Menschen leichtfertig in Gefahr bringen. Und wiederum lag es mir ob, dieses Schöne dennoch zu erhalten, diese liebsten Menschen dennoch zu retten, indem ich keinem andern dieses zutraute was sie mir zutrauten; indem ich sie feite; indem ich sie nicht ihrem Schicksal überließ; nicht auswich; indem ich erst recht vertraute wo ich in Angst war. Vielleicht gelang es den Zauber zu beschwören der sie mir, der sie einander erhielt. Vielleicht gelang es einmal! Sie würden es ja doch tun. Wem sollte es denn gelingen als mir? — Und wenn es nicht gelänge? Dann hatte ich sie wenigstens nicht verlassen; ich hatte es mir wenigstens zugetraut, sie einander zu erhalten.

In einer Spannung sondergleichen fuhr ich nach Berlin. Ich glaubte ein Wort gefunden zu haben was vielleicht bei ihnen verfinge, was man ihnen wie ein Amulett unter dem sie atmeten auf die Brust legen könnte. Aber ich haderte mit der Unheiligkeit der Menschen und ihrer Gesetze.

Wenn ein Mann eine Frau und diese Frau diesen Mann in Liebe begehrt, so soll dies so heilig sein daß kein menschliches Gesetz Bedingungen für dieses

Heilige zu setzen hat — nicht weil es immer heilig ist daß sie sich begehren, sondern weil es heilig sein kann.

Wenn eine Frau ein Kind zu besitzen aus Liebe begehrt, so soll dies so heilig sein, daß kein menschliches Gesetz Bedingungen für dieses Heilige setzen darf.

Wenn eine Frau dem Staate ein Kind bringt, so soll er diese Kinder aufnehmen müssen als köstlichstes Geschenk — nicht weil es immer Kinder der Liebe sind, sondern weil es Kinder der Liebe sein können. Denn ohne Not trennt sich keine Mutter von ihrem Kinde, und wenn sie sich trennt, ist sie keine Mutter.

Eine Ehe mag eingehen wer will; sie vorzuschreiben ist gegen die Heiligkeit des Menschlichen. —

So sprach es in mir unaufhörlich und ich sah Lux und Anton vor mir. Ich sah den gezähmten, häuslichen Gewohnheiten, Sicherheiten und Regelmäßigkeiten eingepaßten Eros, den Eros gleicher Uhr und Stunde, den Eros der Bequemlichkeit. Alle Seligkeit der Sehnsucht, der Erwartung, der Ferne, des Ungewissen, des Nahens, des Zueinanderfliegens ist dahin. Wie kann ich einem meine Freuden, meine Schmerzen bringen, auf den ich nicht in meinen Freuden und in meinen Schmerzen warte? Alles ist schon abgenommen, schon gemeinsam bevor es entsteht, bevor es sich häuft, Last wird, bevor es sehnsüchtig wächst und ohne den andern nicht sein kann. Wo ist die Seligkeit gemeinsamer Trauer wenn beide nicht mehr über des andern Leid sondern nur noch über ein schon längst Gemeinsames weinen? Ich sah dies alles für die Freunde, der ich die Seligkeit der Sehnsucht, der Erwartung, der Ferne, des Ungewissen, des

Nahens, des Zueinanderfliegens im eignen Leibe trug. Denn ich sah Joie wieder. —

„Ihr wißt," fragte ich Anton, „daß dies die einzige Art ist wie ihr einander verlieren könnt?" — Anton sagte: „Lux und ich haben alles überdacht. Es ist wohl besser so." Er glaubte Unbequemlichkeiten auszuweichen, Lux eine gesellschaftliche Stellung, eine Erbschaft, dem Kinde das sie sich wünschte eine bürgerliche Anerkennung und Ehelichkeit zu verschaffen. Sie glaubten beide, es sei besser so. Das Neue, Gesicherte, Geregelte beglückte sie.

Schließlich ergriff mich wenn ich sie so sah ein froheres Bangen, aber mein Herz schlug sehr als ich ihnen die Traurede hielt. Es war eine merkwürdige Hochzeitsgesellschaft die sich damals zusammenfand: voller Gegensätze und Verknüpfungen, voller Widersprüche und Gebundenheiten, voller Vorurteile und voller Freiheiten; ich selbst vielleicht am abenteuerlichsten und geheimsten verknüpft. Antons Mutter war tot; er hatte sie nie gekannt. Seine Verwandtschaft oder Bekanntschaft war mir fremd. Sein Vater, der nur in die Ehe gewilligt hatte wenn Lux der Bühne entsage, liebte zwar seinen Sohn in einer freimütigen Verzärtelung aber kannte gerade seine schönsten Seiten nicht. Joie kannte Anton am besten. Octavia, die zugegen war, war wie eine fremde, verkannte Erscheinung die sich gegen eine falsche Umgebung zu verteidigen hatte; ich hätte ihr immerzu beispringen mögen. Einer der nachmals größten Ärzte Berlins als junger Assistent; einige Freunde Antons von denen ich keinen recht kannte — das waren die Geladenen.

Vor mir aber saßen die beiden die mich in diesem Augenblick näher angingen als ich mich selbst, und ich sah außer ihnen nur Octavia und Joie, obgleich sie in dem Raum weit von einander saßen, als Mächte des Guten und Frohen die mir verbündet waren, wie über sie gebeugt dem Paare nahe stehn. Meine Stimme zitterte und ich erschrak als sei es nicht die meine, als ich etwa die folgenden Worte zu ihnen sprach:

„Ihr lieben Beiden,
einen Freund habt ihr gebeten, eurer Freundschaft die Traurede zu halten, — und nie ist Höheres von ihm gefordert und zugleich Schöneres ihm gewährt worden. Denn das beste was ihr euer eigen nennt habt ihr damit in seine Hand gelegt und sagt: hier ist ein Wunderbares; du mache ein noch Wunderbareres daraus; dir vertrauen wir es an.

Mit diesen Gedanken halte ich heute eure Freundschaft in meinen Händen wie einen unschätzbaren naturgewachsenen Diamanten den ich sprengen soll damit er, ohne in seinem Kern getroffen oder in seinem Wert vermindert zu werden, nicht in einem neuen aber in einem vertieften Feuer erstrahle und jene krystallene Harmonie annehme die ihr erstrebt.

Kein leichtes Werk fürwahr wenn das Herz dabei zittert; und doch zu schön als daß ich es einem anderen gönnen möchte. Und da ich die Struktur dieses Diamanten wohl kenne, da ich das Element kenne aus dem er entstand, welches hart ist und edel, da ich ihn sozusagen habe wachsen sehn, so will ich mit gutem Mut auf eure Freundschaft, die nicht darunter zerspringen wird, jenen leichten Sprengschlag tun: Es

fällt etwas dahin was die Natur erschuf: Unebenheiten, schiefe Spitzen, leichte Wellungen. Klar stehen nun nach eurem Willen Kanten und Flächen des Krystalls im Lichte und unberührt strahlt das funkelnde Leben aus dem gleich reinen Innern.

Wenn das Bild des Diamanten richtig ist, so wäre nun zu dem vollendeten Juwel nichts mehr zu sagen als: strahle. Man kann ihm keine Verhaltungsmaßregeln und keine guten Lehren dazu geben. Es strahlt aus eigener Kraft unveränderlich und treu, so lange ihr es überhaupt gemeinsam euer eigen nennt und es nicht in Unachtsamkeit fallen laßt. Es strahlt ohne Aufwand von Mühe und Sorgfalt von eurer Seite; und es tut es um so besser je weniger ihr an ihm zu bessern sucht, ja je weniger ihr es berührt. Bewahrt es nur.

In dieser krystallenen Gestalt gebe ich euch eure Freundschaft zurück und sage kein Wort mehr zu ihr noch zu dem was daraus geworden ist. Denn ich mag nicht von euren Schätzen reden, wie ihr nicht mögt daß von ihnen geredet werde. Nicht einmal einen Namen habe ich dafür, mit dem die Konvention wohl rasch zur Hand wäre, sondern nur jenes krystallene Bild. Ihr wißt aber daß ein wunschhaftes Schweigen für diese Freundschaft in mir ist und für das was eben durch den Sprengschlag nach unserer Vorstellung aus ihr entstand. Ihr werdet nicht verlangen daß ich die Macht geheimer Wünsche durch Worte entkräfte.

Zu euch beiden indessen die ihr die Hüter des Schatzes seid, vom Herzen des Menschen zum Herzen des Menschen noch einige Worte sagen — das möchte ich wohl. Denn es wäre möglich, so schien es mir, eine Zauber-

formel zu finden die euch, so lange ihr sie nicht vergeßt, das in euren Händen befindliche Kleinod darin erhält und wieder greifen läßt wenn es einmal euch zu entgleiten droht. Solche Eigenschaft, meinte ich, sollte euer Trauspruch haben. Als ich aber in Gedanken nach ihm suchte und ihn gerade in eine feste Form bringen wollte, gewahrte ich daß dieser Trauspruch, so ganz nach meinem Sinn, schon vor manchen hundert Jahren von einem deutschen Dichter geprägt worden ist, in all der Weisheit und der Erschöpfung wie sie nur ein ganz Großer besitzt. Walther von der Vogelweide hat ihn gesprochen; aber fast goethisch klingen die vier Worte die ihn ausmachen:

NIEMAND TAUGT OHNE FREUDE.

Den Spruch, so kurz wie tief, dachte ich, werden meine Heiligen der Freude nimmer vergessen; und so soll er also euer Hochzeitsspruch werden. Keine Sprache der Welt vermöchte in ebensowenig Worten ebensoviel zu sagen; und so mögt auch ihr, die ihr unsere Sprache so sehr liebt, den Spruch schon um seiner selbst willen lieben lernen um des Zwingenden willen das in ihm ist und das uns durch vier ganz einfache, man möchte sagen: simple Worte in eine seltsame Nachdenklichkeit zu versetzen vermag: niemand taugt ohne Freude.

Da ist kein Geheimnis, kaum ein Deuten möglich; und doch scheinen sie, gleich einer Tempelinschrift, voller Geheimnisse und voller Bedeutungen zu sein. Da ist nichts gesagt von unbestimmbaren, nur geahnten Begriffen, von Glück, von Segen und Kronen des Lebens, sondern von der Tauglichkeit des Menschen.

Da ist keine Ausnahme gemacht, für keinen Stand — auch für den Ehstand nicht.

Dieses Wort ist eines Dichters Wort und bedarf als solches keines Beweises. Die Wahrheit ist ihm an die Stirn geschrieben weil es ein Dichter sprach. Denn er allein ist der Herr über alle Dinge, die sichtbaren wie die unsichtbaren; und also ist er auch jeglicher Wahrheit Herr.

Ein stolzerer, mannhafterer Apostel als jene großen der Liebe ist vielleicht dieser der Freude, wenn er sie auch nicht als ein Evangelium verkündet hat. Seine Verheißung ist nicht minder groß und seine Forderung leichter, menschlicher; göttlicher wenn man will: denn die Menschlichkeit ist der Gottheit vornehmste Eigenschaft. Und wenn ihr fragt; was soll uns die Freude da wir die Liebe haben? so laßt euch sagen daß die Freude die treuere von den beiden ist. Sie ist genügsam und still und kennt keine Launen. Sie ist verständig gleich einer Freundin, und trostreich gleich einer Mutter. Und das ist gut so. Denn auch die Liebe braucht der Trösterin, und selbst von Tristan und Isolde, deren Liebe er singt, gesteht es Gottfried von Straßburg ein:

sie waren underwilen frô
und underwilen ungemuot,
als liebe under gelieben tuot.
die briuwet in ir herzen
die senfte bi dem smerzen,
bi fröude kumber unde nôt,
so Tristan und sin frouwe Isôt.

Wolltet ihr anders sein?

Die Freude aber ohne die niemand taugt ist eine

ernste Sache. Sie ist an die Arbeit geknüpft. Und es ist die wunderbare Weisheit dieser Worte daß sie sozusagen immer in sich selbst zurückzukehren scheinen, weil die Freude die Tat schafft und die Tat die Freude. So schöpft die eine aus der andern ihre Kraft und die Quelle ist unversieglich. Nur die Untätigkeit ist freudlos; unersättlich; taumelnd von Begierde zu Genuß und im Genuß verschmachtend nach Begierde. Schafft euch die Freude durch die Tat: gemeinsam, jeder für sich, einer für den andern — gleichviel. Durch jegliche tatgeborene Freude, durch jede freudegeborene Tat werdet ihr taugen, jenes Wunderbare zu wahren von dem ich sprach.

Dies, lieber Freund und liebe Freundin, sind nur eines Freundes Worte; eindrucksvoll vielleicht heute, aber doch dem Vergessen anheimfallend. Sicher ist daß eine Hochzeit von jeher nicht durch solche sondern durch eine Handlung wirksam wird. Von altersher durch die Tat des Mannes, der die Braut heimführte und über seine Schwelle hob. Da kann kein Freund und noch weniger ein Priester helfen. Auch ich sage dir daß die Tat es ist welche dir die Frau gewinnt. Hebe sie wenn du heimkommst auf deinen Armen über deines Hauses Schwelle. Sie wird es dir nie vergessen. — Du aber: lasse dich von ihm willig tragen. Es wird seine Kraft stählen wenn du ihm schwer im Arm liegst. — Wenn du aber, mein Freund, sie über deines Hauses Schwelle hebst — und du sollst es tun —, bedenke daß sie nun weiß wie du sie tragen kannst. Sie wird nicht aufhören — keine Frau würde es! — dies von dir zu verlangen.

Mir steht kein tathaftes Symbol gleicher Kraft zu Gebote als das welches ich euch eben beschrieb. Aber auch ich möchte euch nicht nur mit Worten einander anvertrauen. Daher bitte ich euch daß ihr euch über meiner ausgestreckten Rechten eure rechten Hände reicht, wie ihr's schon oft in gutem Sinne tatet. Nicht zur Bekräftigung oder Wiederholung eines Gelöbnisses das ihr euch selbst zu geben Mann und Weib genug seid, sondern um euch vorzustellen daß in euren ineinander gelegten Händen — unsichtbar für uns alle und unberührbar wie er es bleiben soll — der Krystall eurer in Liebe geeinten Freundschaft ruht.

Die Freude schütze ihn und euch." —

Als ich geendet hatte küßte ich Lux, und viele gingen und küßten einander.

ZWÖLFTES KAPITEL

Obwohl ich keine innere Neigung zur Seßhaftigkeit habe und nie von einer Scholle, aus der man käme oder in die man seine Wurzeln senkte, abhängig war, ich also auch den äußeren Zustand der Schwebe hingenommen hätte wie ich mich dem innern gern ergab, habe ich mich in jenen Jahren, mehr aus dem Hang zur Selbständigkeit als aus dem Wunsch eigenen Boden unter den Füßen zu haben, in der Nähe Frankfurts angesiedelt.

Diese Stadt — ich meine besonders das zarte Bild das sie am Main dem Blick bietet und das Atmosphärenhafte ihres Wesens, welches markante, stärkere Züge, die vielleicht andern, männlicheren Städten eig-

nen, nirgends hervorkehrt — hat für meine Empfindung in ihrer Anmut von jeher etwas von meiner Mutter gehabt. Ich sage nicht daß die Ähnlichkeit bestimmend für mich war; aber sie fiel mir doch oft genug auf. Die Stadt glich meiner Mutter auf die ich so lange eitel war. Sie hatte ihr zartes, nie hartes, liebliches Antlitz. Ich könnte meine Mutter in jungen Jahren nicht besser malen als mit dem Bilde von Frankfurt an einem silbrigen nicht zu hellen Frühlingstag von einer der unteren Brücken. Auch das rührend Unaufdringliche, etwas Weiche und das Gran von Vergänglichkeit ist in der Stadt wie es in der Frau war. Und wie ich meine Mutter, die nie einen entscheidenden Einfluß auf mein Leben gewann noch zu gewinnen versuchte, um ihrer Anmut willen liebte, so liebte ich Frankfurt. —

Aber meine Mutter verlor ich nun. Als mein Vater die geplante Übersiedelung nach Freiburg, die von beiden so geliebte Stadt ihres frühen Glückes, vornahm, war es eine Sterbende die er mit sich nahm. Sie sah Freiburg noch, sah vielleicht mit einem letzten Blick den Münsterturm der sie entzückte und verging wie er, der im Blau so anmutvoll auf einmal aufhört. Nun lebte sie schon lange als alternde Frau an der Seite eines nie alternden Mannes. Mein Vater trug schwer daran. Schon Jahre vor dem Leipziger Fest, das meinen Vater in der jugendlichsten Kraft sah, war sie eine alte Frau und ihr Anblick, obwohl sie nicht entstellt war, widersprach grausam dem lieblichen Bilde das mich nie verließ. Sie war aus einem andern Stoff als mein Vater war und wohl alle ihre Kinder sind. Aber dennoch ist

alles was weich, verzeihend, minutiös, still, heiter und anspruchslos an mir ist, von ihr. Ihre Erbschaft ist es auch daß ich viele Jahre alles was mich anging mit zu kleinen Maßstäben maß — auch mich selbst. Denn sie hatte eine Vorliebe für das Kleine, Zierliche. Kleine Büchsen, kleine Schälchen, kleine Bücher, kleinere Teller, kleinere Körbe als üblich, waren ihrer Art angemessen. Ihre Briefe waren auf kleinem zierlichem Briefpapier geschrieben, fast immer noch quer überschrieben; aber die Bogen wurden nie größer. Selbst der Bissen im Mund war bei ihr ohne Ziererei zierlicher als bei irgend einem Menschen den ich je beobachtet habe.

Ich habe manche Eigenschaften die ihr Erbteil waren an mir bekämpft. Aber dennoch ist ihre Erbschaft fühlbar in einer großen Unentschlossenheit, Bedenklichkeit, Langsamkeit die mich manchmal übermannen und dicht neben einer großen Entschlossenheit, Unbedenklichkeit und Schnelligkeit liegen die auf das Erbteil meines Vaters fallen.

Sie war in meinem Leben wie ein Klang, der einem eine Weile nachging wenn man von ihr ging, und wie Atmosphäre die einen umgab wenn man in ihr Bereich kam. Dieses Bereich erstreckte sich über die Menschen und Dinge, über die Räume und Gepflogenheiten ihres Hauses und hatte seine Grenze erst an meines Vaters Zimmer, in dem es nur noch in ihren Geschenken sichtbar wurde, die unschwer erkennen ließen daß sie von ihr herrührten. Sie war fast völlig Unpersönlichkeit, mein Vater ganz Persönlichkeit.

Meine Mutter hat mich sehr geliebt, immer mit dem

Wunsche, aber doch auch mit der Unfähigkeit, besonders in späteren Jahren, eigentlich auf mich einzugehen. Sie ging liebreich über alle Fehler, alle Enttäuschungen weg die ich ihr bereitete — allerdings auch in der ihr eingeborenen Neigung, Unangenehmes nicht zu berühren und zu übersehn.

Doch sah ich es schon früh als Knabe so an, daß sie nach der Geburt meiner jüngeren Geschwister, besonders meiner beiden Schwestern die die jüngsten in der Reihe waren, diesen gehöre und zustehe. Ich fand mich sehr großartig, großmütig und wahrhaft der Mutter entlaufen als ich es darauf anlegte, auch ohne sie auszukommen und sie ganz den andern zu überlassen. Sie lächelte dazu, machte sich innerlich etwas über meine Großmut und Entlaufenheit lustig und wußte wohl daß ich mich beraube.

Dies alles überkam mich, dies alles fühlte und erlebte ich nun ein letztes Mal, als ich mit meinen Geschwistern, die gleich mir heranreisten, an ihrer Leiche stand. Nur meine beiden Schwestern und Octavia, die meinen Eltern sehr lieb geworden war, waren in den letzten Wochen ihr nahe gewesen. Mein Vater hatte nicht gewollt daß wir andern sie noch lebend sähen ohne daß sie uns in der ihr nahenden Nacht noch zu erkennen vermöchte.

An der Seite meiner Schwestern stehend sah ich nun, was sie ihnen und Octavia gewesen war. Ich sah was ich aufgegeben hatte. Ja; sie hatten ein größeres Anrecht an sie. —

Als wir, ein sehr kleines Gefolge — es war unsere Absicht daß es klein sei — in dem unfrommen, auf

freundlich hergerichteten Raum auf dem Friedhof einer benachbarten Stadt saßen wo ihr Leib verbrannt werden sollte — die schöne Verbrennungsstätte in Freiburg bestand damals noch nicht —; als viele leere Stühle mit denen man den Raum vollgestellt hatte ihre gefühllose Gegenwart neben uns wenigen bezeugten; als ein Geistlicher gräßliche Worte über unsere Tote sagte, so daß mein Vater unwillig den Kopf zur Seite warf und beinahe fortgelaufen wäre; als wir, jeder gepeinigt von allem, uns irgendwohin abzuwenden trachteten um nur nicht mehr dabei zu sein, schien es mir als wäre besser kein Wort über sie gesagt worden, als müsse nur ein kleiner Reigen um sie herziehn, freundlich, fast heiter, der ihre eigene Vergänglichkeit und Verwehlichkeit ausdrücke zu ihren Ehren. Ich sah und hörte nichts mehr was vorging oder gesprochen wurde.

Aber meine Gedanken schritten einen Reigen um sie. Ich habe sie aufgeschrieben, während ich mit den andern von dem Berge herunterkam wo die Flamme den Leib verzehrte den sie umschritten hatten:

TOD
HAT GEBANNT
DICH VON DEM
WAS DU WARST.

WIEDER KIND
BIST DU NUN.
AUF DEN LIND-
ESTEN SCHUHN

ERDWÄRTS SINKST
DU UND TRINKST

DEINER MUTTER
ATEM WIEDER.

REIN UND LOS
FÄLLST AUFS NEU
DU IN DEINER
MUTTER SCHOOSS.

UND VON NEUEM
UNGEBOREN
BIST VON NEUEM
UNVERLOREN.

SÜSSER RAUB:
INS GEHEIM
AUS DEM STAUB
WIRST DU KEIM.

VON DER FLAMME
KAUM VERASCHT
BIST VOM LEBEN
NEU ERHASCHT.

DENN VOM MENSCH-
LICHEN LÄSST
DU DEM TOD
KEINEN REST.

DEINES LEIBS
GANZ VERWAIST
BIST VORM TOD
DU GANZ GEIST.

Hier, glaube ich, trennte ich mich von Octavia. Sie wurde meinem Vater viel; mehr als sie mir noch sein konnte. Er aber begann seine Arbeit — das was ihm noch auszustehen schien im Dienst an seiner Wissenschaft und am eignen — wie er es zu mir gesagt hatte: „ich will auch einmal arbeiten."

Als ich von der Bestattung meiner Mutter in den kleinen Ort zurückkehrte wo ich nun ansässig war, bemerkte ich daß sie mir in ihrer jetzigen Ferne gegenwärtiger war als vielleicht je. Ich wußte daß es wegen des kleinen Reigens war daß sie diese Gegenwärtigkeit hatte. Sie war wirklicher in der Gestalt die irgend etwas von ihrem jetzigen Wesen und Nichtdasein ausdrückte als je in ihrer Leiblichkeit. Es war augenfällig, fast beleidigend für sie und ein wenig wehmütig für mich, obgleich sie eigentlich während der ganzen Zeit ihres Lebens nie wahrnehmbar und wirklich um mich war sondern nur in dem bewahrten Bilde der jugendlichen, unvergänglichen Freiburger Zeit; ich wußte wohl daß ich ihr mit aller Liebe nahte als ich von ihr sprach; ich wußte wohl daß ich sie zu einem neuen Leben erweckte; aber es berührte mich doch seltsam klar und erschreckend daß sie mir in ihrem gelebten Leben ferner und unwirklicher gewesen sein sollte als in dem welches ich ihr nun zuschrieb und in dem sie ihres Leibs ganz verwaist nur noch Geist war.

Indes ging es mir damals mit allem so. Ich beging diese Verwirklichung hundertfach. Das wahrhaft Erlebte ver-dichtete sich; es wurde Gedicht. Die Gestalt die es darin annahm war das Ende meines Erlebnisses. Nur Erlebtes bot sich zum Gedichte an und endete im Gedicht. In dieser Gestalt erst wurde es ganz Wirklichkeit. —

Bei solcher Tätigkeit die für mich ein Äußerstes und Letztes war, vergaß ich daß ich früher an irgendein Äußerstes, Letztes noch gedacht hatte auf das man

immer gefaßt sein mußte; ich vergaß daß ich so manches Jahr, als ich noch Pferde ritt und Offiziersdienste tat, nicht aufgehört hatte an den Krieg als an ein Äußerstes zu denken; ich dachte nicht mehr an das Wort von Clausewitz, das ich so wohl kannte: daß selbst die gebildetsten Völker gegeneinander leidenschaftlich entbrennen können, als wir, wenige Männer, am 28. Juni 1914 nach einem kleinen Mittagsmahl im Hause eines hochstehenden jungen Österreichers, der in Frankfurt wohnte, in heiterem Gespräch beieinander saßen. Es wurde ihm eine Depesche gereicht. Er öffnete sie. Sein Gesicht versteinerte sich. Alle saßen sprachlos. Darauf sagte er, noch immer auf die Worte starrend die ihn nicht losließen: „Der österreichische Thronfolger und seine Gattin sind in Sarajewo von politischen Mördern erschossen worden."

In diesem Augenblick war es mir als risse etwas ab. Ich fühlte einen deutlichen Ruck als ob uns alle etwas Fürchterliches betroffen hätte. Und dann sprach dieser Mann die Worte aus die in uns waren: „Das ist der Krieg", sagte er. — Man hätte ein Stäubchen fallen hören. Ein Diener hielt mir schon eine ganze Weile auf einem silbernen Brett eine Tasse Mokka hin; ich sah es, aber ich bemerkte es nicht. Die Schüsse krochen weiter. Sie verhallten nicht. Sie krochen unaufhaltsam weiter in immer sich erweiternden Ringen. Sie schalteten den Gang der Welt aus. Sie waren ganz allein da, und der Mensch der vor mir stand war ebenso wenig da wie irgend etwas anderes.

Ich glaube nicht an Ahnungen — es war auch keine Ahnung was mich überfiel —; ich habe keine Neigung

und keine Anlage für dumpfe Gefühle. Es war ein Blitz von dem man weiß daß er gezündet hat. Ich habe eine ähnliche Sicherheit, die von mir völlig Besitz nahm, nur noch ein Mal erlebt; das war am 15. Juli 1918 an der Front als plötzlich diese Mauer der Gewißheit sich aus dem Nichts vor uns erhob: wir sind am Ende unserer Kraft; der Krieg ist gegen uns entschieden. Es wußten Tausende. — So wußten damals als da irgendwo in Serbien die zwei Schüsse gefallen waren Tausende: das ist der Krieg; und was ich hier von mir erzähle, steht für viele mit denen wir lebten. Was man sich danach zurecht legte — es werde für uns ein Krieg gegen Rußland sein; oder ein Krieg mit zwei Fronten nach Ost und West — war das Tasten nach Vernunft und Besinnung, während man schon in den Strom gerissen ist; aber man hatte schon Wasser geschluckt.

Die Schüsse der Mörder waren gefolgt von einem unannehmbaren Ultimatum Österreichs an Serbien. Die Aufnahme dieses Ultimatums bei den Regierungen Europas zeigte merkwürdige und überraschende Sympathien und Antipathien, die ich erst begriff als ich — um sie zu begreifen — mir vorstellte daß es gar nicht um Sympathien und Antipathien ginge sondern um Politik. Die Schüsse in Sarajewo entschieden nicht darüber, in welchem Ausmaß, nach welcher Richtung die Explosionen sich entlüden die sich entladen würden. Kaum noch daß man sagte, sie hätten sie entzündet. Sie entschieden nicht, gegen wen sich die Kräfte wenden würden die gegeneinander wirkten und wie unbewegliche Gewitter nebeneinander lagen. In diesen

Tagen, je näher die Gefahr kam desto eindringlicher, behauptete jede der europäischen Mächte besten Glaubens und voller Überzeugung, es hinge nur von der andern ab, den Krieg zu vermeiden. Kein Land das nicht mit den Mitteln die es noch zu haben glaubte diesen Versuch machte. Doch alle Schritte die getan wurden waren als ob sie nicht getan wären. Man hätte ebensowohl den Blitzableitern auf den Häusern zumuten mögen, sie sollten das Gewitter vermeiden. Das Gewicht einer jahrelangen, vielleicht jahrzehntelangen Politik jedes einzelnen europäischen Staates war stärker als jedes Wort und jeder Schritt. Aber man begriff nicht, warum diese Worte, diese Schritte so ganz wirkungslos waren. Die Wirkungslosigkeit folterte. Jedes Volk würde dem andern nach Möglichkeit zuvorkommen müssen. Man sprach nicht davon. Dies beides war in jedem.

Der Krieg kam. Eine feindliche Mobilmachung folgte der andern, eine Feindseligkeit kam der andern zuvor. War noch ein Schrei der Verwunderung? ein Schrei des Entsetzens? Es kam die Stunde für Deutschland. Da war ein Schrei. Ein Schrei der Entspannung und Befreiung. Das Volk fühlte sich seinem Schicksal gewachsen. Es fühlte seine Kraft. Es jubelte in hunderttausend Stimmen der Armee, dem Kaiser zu. Er war nicht geliebt; aber er war der oberste Kriegsherr. Dies galt im Volke: es war sein Kriegsherr, dem es mit den Hochrufen der Hunderttausende vor dem Schloß seine Huldigung und seine Gefolgschaft darbrachte; es war sein Kriegsinstrument, sein Heer, sein Blut, das es mit den Hochrufen der Hunderttausende anrief und ins Recht setzte.

Damals einte das Volk nicht die Notwendigkeit — an diese dachten alle zuletzt. Es war eine große Gläubigkeit die über die Menschen kam, und selbst das Vaterland war weniger Gegenstand der Begeisterung als der Glaube an ein gemeinsames Schicksal der die Menschen empor riß und sie alle gleich setzte. Denn sie galten alle gleich. Keiner wollte mehr gelten als der andere. Auf Straßen und auf Plätzen sahen sich die Menschen in die Augen und freuten sich ihrer Gemeinsamkeit. Der Arzt, der Richter, der Kaufmann dicken Bauches, der Arbeiter, der Fabrikherr, der schlanke Leutnant, der General im Ruhestand, der stille Gelehrte, der Schauspieler und der Polizist, der Verkäufer und der Kunde trugen gleichen Dienst und gleiche Bereitschaft. Keiner murrte. Die ekelhaftesten Menschen wurden willig und verträglich. Es gab keine Überflüssigen mehr. Es war wie ein neuer Anfang des Lebens. Jeder gab sich Mühe, es allen gleich zu tun, sich einzureihen, zu beginnen. Es war den Menschen froh und stark zu Mute und allen trotzdem ernst. Blasse Mädchen gingen weinend aufrecht in der Menge und verhüllten sich nicht sondern leuchteten in Tränen in neuem ungewohnten Stolz. Aber es waren Mütter unter dem Volk, die legten Trauerkleider an und verschleierten sich. Denn die Mütter wußten was Krieg war, aber das Volk wußte es nicht. Horn und Trommel rührten an die Sinne der Ausziehenden als gäbe es keinen Tod. Der Gleichschritt vieler Tausende lebte und zitterte in den Herzen der Zurückbleibenden. Es war nicht ihr Schritt allein, der den Tagen und den Nächten den Takt gab.

Das wunderbare Schauspiel der Mobilisation rollte über das Land hin. Man hörte die schnellen, rasenden Züge durch die Nacht jagen, unaufhörlich, Stunden und Stunden, Nächte und Nächte. Sie führten Heimkehrende in ihre Städte, Männer zu ihren Truppen. Sie machten das ganze Land frei für die unendlichen, bedächtigen, verschwiegenen Zielen im Westen, verschwiegenen, unbestimmten Zielen im Osten zustrebenden Züge, die von Stäben, Soldaten, Kriegsgerät, Pferden, Fahrzeugen, Geschützen, Munition, Proviant, Fourage, Bekleidung, Lazaretten, Kolonnen, Brücken, Masten und unvorstellbaren Dingen starrten. „Das machen sie uns nicht nach", sagten die Menschen. Aber sie wußten nicht daß in feindlichem Lande die gleichen Züge mit Stäben, Soldaten, Kriegsgerät, Pferden, Fahrzeugen, Geschützen, Munition, Proviant, Fourage, Bekleidung, Lazaretten, Kolonnen, Brücken, Masten und unvorstellbaren Dingen rollten. Schon rollten sie in vielen Ländern.

Auch mich ergriff das Schauspiel, ergriff der Anblick des Volks das vom Kriege, ergriff der Anblick der Ausziehenden die vom Tode nichts wußten. Ich sah daß die Begeisterung der Vielen blind war insofern sie kein Ziel vor sich sahen und nicht wußten wofür sie sich begeisterten. Die Erhebung begeisterte an sich. Aber ihre Begeisterung war darum noch heiliger, schicksalhafter, wahrhaftiger. Sie waren wie von einem Gotte angerührt der nicht sagt wozu er rührt.

Ich hörte Menschen sagen — als schon nach ersten Tagen Siege gemeldet und eingenommene überrannte Städte an den Fingern hergezählt wurden : — „Weih-

nachten sind wir zu Haus." Ich sagte es keinem damals, außer dem Freunde der mich auf dem Bahnhofsplatz in Frankfurt sehr ernst danach fragte: „Wielange, meinst du, dauert der Krieg?" — Die deutschen Truppen hatten längst Lüttich und Maubeuge hinter sich. — „Sieben Jahre"; — ich sagte es diesem, sonst keinem. Die Dinge sich richtig vorzustellen war schon ein Verrat am Bewußtsein des Volkes. Erst im Felde, gestützt auf meine Autorität als Vorgesetzter, sagte ich den Offizieren meiner Schwadron das Gleiche.

Ich sah die Menschen ausgeliefert an den Krieg, an dies für höchste Vorstellung kaum Vorstellbare, und die Nacht ihrer Vorstellung, die Nacht ihrer getrübten Sinne entsetzte mich. Man endete diesen Krieg zu Weihnachten. Mit Gewehren ausgerüstete, ruhige und vernünftige Leute des Landsturms, die zum Schutz der Militärzüge gegen Unfug und Gefährdung an den Bahndämmen verteilt waren, schossen am hellen Mittag in den heitern Himmel, wo sie das feindliche Flugzeug, das feindliche Fliegergeschwader zu sehen glaubten. Es wurde mir amtlich telegrafisch mitgeteilt — ich war der erste Mann damals in dem kleinen Ort —, ein russisches Auto mit vier als Damen verkleideten Franzosen und beladen mit einer Million Franken in Gold werde auf der durch meinen Ort laufenden Waldschneise erwartet und sei anzuhalten. Die Bewohner der Siedelung — ganz vernünftige, gebildete Männer, Post- und Versicherungsbeamte, Angestellte bei Banken und kaufmännischen Betrieben — ruhten nicht, bis ein Baum gefällt wurde, als Schlagbaum quer über die besagte stille Waldschneise gelegt und sie selbst

als bewaffnete Wache mitten im Innern Deutschlands die ganze Nacht dazu gestellt wurden. Mitten in Deutschland wurden Deutsche in ihrem Auto erschossen weil man sie für fliehende Feinde hielt. Leute die einen Vollbart trugen wurden als Russen unter den Mündungen geladener Gewehre in die Gefängnisse gebracht. Man machte nichts daraus; mich schauderte der Anblick. Dieses Befallenwerden vom Wahnsinn, dieses mit-Blindheit-geschlagen sein, wo endete es beim menschlichen Geschlecht? War vielleicht keiner der Begeisterten frei?

Aber man fühlte plötzlich wo die Grenzen Deutschlands liefen. Sie lagen sehr weit draußen. Deutschland war unermeßlich, unerschöpflich.

Gleich nach der Mobilmachung stellte ich mich bei meinem früheren Regiment zur Verwendung bei einer Frontformation zur Verfügung. Die durch Jahrzehnte geübte Zucht meines Leibes hielt noch Stand. Um nichts zu versäumen stellte ich mich einem Militärarzt vor. Ich wollte mich nicht von mir selbst enttäuschen lassen. Er besichtigte mich, lächelte und nickte. Das Regiment sei schon auf dem Marsch wurde mir telegrafisch geantwortet; an zuständiger Stelle werde mein Gesuch um Wiedereinstellung weiter behandelt werden. Ich wartete. Ich wußte daß ich in diesem Kriege nicht zu spät kommen würde.

Schon fielen draußen der und der den ich gekannt und erste Freunde. Es kamen auch Männer zurück die sich nicht trennen konnten, um noch ein zweites Mal Abschied zu nehmen von Frau und Kindern und ein drittes Mal, ehe sie es vermochten.

Am 23. August erhielt ich die telegrafische Anfrage, ob ich bereit sei eine selbständige Schwadron für eine neu zu bildende Division aufzustellen und zu führen. Es war die Kavallerie-Abteilung für eine der Jungdeutschland-Divisionen die damals sich zum Auszug vorbereiteten. Ich sagte zu und war für viele Wochen der bestbeneidete Mann weit und breit im Umkreis. Vermutlich hatten mir meine Qualifikationen aus früheren Jahren, die sich bei der zuständigen Stelle vorfanden, diese Anfrage eingetragen. Ich nahm meinen letzten Sattel, den einzigen den ich von früheren Tagen bewahrte, aus dem leinenen Überzug der ihn umschloß. — Er glänzte noch vom letzten Ritt — wielange war das her! — und lag am übernächsten Tage auf einem kleinen schwarzbraunen tapferen Vollblutpferd mit kühnem Auge das niemand hatte haben wollen — ein federndes Gebäu aus warmem lebendigen Stahl.

So zog ich aus. Als ich meine Schwadron beisammen hatte, die Leute, die Pferde, die Waffen, die Bekleidung, die Ausrüstung und die unzähligen Dinge die dieses Wort für Mann und Pferd begreift, als ich meiner Unteroffiziere sicher war und des Wachtmeisters den ich mir wählte — er hatte auf einen Menschen geschossen der verächtlich von der Armee gesprochen hatte und sollte für eine Gerichtsverhandlung über diesen Fall zu Hause bleiben, ich aber fand, es sei Krieg und nahm ihn mit ohne viel zu fragen, und er hat es mir nie vergessen —, als meine Schwadron so gut aussah und so gut beritten war wie es ging, als sie so gut im Stande war wie ich es vermochte und ich zum letz-

ten Male vor dem Ausmarsch vor ihr hielt, da richtete ich ein letztes Wort an sie. Wir zögen ins Unbekannte, sagte ich, aus dem vielleicht keiner wieder käme und sicher wisse keiner wann; und wer wieder zu kommen gedächte oder nicht alles wirklich und wahrhaftig hinter sich lasse, der solle aus dem Glied herausreiten und mit einer andern Schwadron ausrücken. Dann wartete ich. Aber es rückte keiner aus dem Glied.

Vorher indes hatte es noch einen Aufenthalt gegeben. Während sich die Schwadron auf dem Kasernenhof aufstellte, bemerkte ich daß einer meiner Dragoner einen Schimmel aus dem Stalle zog, zum Abmarsch gesattelt und bepackt wie die andern. Auch gerade vor mir stand ein Pferd im Glied das ich noch nie gesehen und der Mann stand daneben. Als ich näher zusah waren es noch mehrere und wie mir schien durchaus nicht bessere Pferde die mir auffielen. Wie sie zu den Pferden kämen, fragte ich die Leute; wie er zu dem Schimmel käme, fragte ich den einen Mann; denn ich wollte aus guten Gründen keinen Schimmel und aus noch besseren nur die Pferde die ich ausgesucht und mit denen ich jeden einzelnen beritten gemacht hatte. — Er ritte so gerne Schimmel, sagte der Mann der das beanstandete Tier am Zügel hielt. — „Und die andern?“ — Sie kannten mich noch nicht und hatten gemeint, etwas besonders Pfiffiges zu tun, wenn sie einen braven Rattenschwanz gegen ein weiches, fettes Tier mit einem vollen, langen Schweif, wenn sie einen eckigen harten gradknochigen alten Wallach gegen eine runde mollige Stute mit weichen Gelenken, wenn sie einen unscheinbaren Braunen gegen einen auffälligen bunten

Fuchs austauschten. Das hatten sie denn auf eigene Faust in der letzten Minute getan und ihre Pferde an Stelle der ihnen wohlgefälligeren in die Stände gestellt. Denn eitel waren sie auch und mußten eine gute Figur machen wenn sie aus dem Tore ritten. Aber der brave Rattenschwanz, der eckige Wallach, der unscheinbare Braune mußten wieder herbei und der Schimmel blieb zu Haus. Diese Schwadronen sahen schon etwas ungleich aus wenn man die Pferde betrachtete. Aber ich hatte eine andere Freude als die Gleichmäßigkeit an der meinen, als wir mit Blumen geschmückt aus Darmstadt ausrückten. Es ging dem Unbekannten entgegen von dem ich gesprochen hatte.

Wenige Wochen später zog die Schwadron durch die leeren herbstlichen Alleen Flanderns. Alle Straßen führten nach Westen. Fremdes Land lag einsam vor uns. In Dörfern staken Menschen ängstlich in verschlossenen Häusern oder standen still und dumpf beiseite. Es war die Zone von der die feindlichen Streitkräfte zurückgeebbt waren. Aber der Gürtel der Brandung, wo die Ebbe kehrt machte, wo neue Kraft aus dem Meere kam, wo die Engländer bei den Belgiern standen und Feind und Feind nun aufeinander prallten, stand vor uns auf.

Für das größte Erlebnis meiner Zeit und meines Volkes, für das größte zugleich meines Lebens haben die Aufzeichnungen „aus dem Kriege" nunmehr das Wort, die ich damals begann. Ich vermag keine Hand an sie zu legen und wenn sie dennoch die Linie des „erlebten Lebens" mitmachen, so ist es darum, weil auch sie nur den Weg bezeichnen den ein Mensch durch vier Jahre gegangen ist die eine Welt erschüttert haben.

Dort aber vor mir, in der Richtung wohin ich ritt, lag dieses Äußerste Letzte, in dem man erproben könnte „ob man es vermöchte". Hatte ich nicht schon als Knabe in Straßburg daran gedacht, als mich der Anblick des Rheins überwältigt hatte, „wie man sich dem Stärkeren gegenüber, das da herandränge, benehme"? Und dann ging man eben unter. Das konnte einem begegnen daß man unterging. — Es war kein Gelüste nach Ruhm und Sieg in mir. Mein Fahneneid —: ich habe nie einen Augenblick an ihn gedacht. Ich teilte nicht mit andern die Begeisterung, für Weib und Kind zu sterben, noch mein Haus zu erhalten. Ich kämpfte für fremde Frauen und fremde Kinder und mein Herd mochte hinter mir erlöschen. Es ging mir um das Schicksal in das ich hineinritt aus keinem andern Grunde als um es zu bestehn. Es ging mir darum wie ich es bestände. Ich fieberte danach in einem kalten Fieber von Entschlossenheit und Besonnenheit, und nicht von Zuversicht auf unsre Waffen und auf unsre Kraft. Die Heimat versank hinter mir. Ich habe meinem Gefühl Ausdruck verliehen als ich meinen Dragonern sagte, wer nicht alles wirklich und wahrhaftig hinter sich ließe möge aus dem Gliede herausreiten. Denn ich glaubte nicht daß es schöner und süßer sei für das Vaterland zu sterben als sich vor sich selbst zu bewähren.

Mein Leben steht für viele Leben. Wenn mein Auge damals leuchtete, so war es aus diesem Gefühl, und ich sah Hunderte und Tausende von Männern in einem gleichen Leuchten ... Es war uns ernst und gefaßt zu Sinn. Wir wußten was vor uns stand. Die Begeisterung der andern focht uns nicht an und nicht der Ausgang.

Ich täusche mich nicht und bilde mir nicht nur ein, dies sei mein und unser vieler Gefühl damals gewesen als wir auszogen. Denn ich habe einen Zeugen, und damit es bewahrt bleibe was so manchen damals erfüllte, soll der Zeuge reden. Im Morgenblatt der Frankfurter Zeitung vom 16. August jenes Jahres ist mein einziges Gedicht aus dieser Zeit hinausgegangen und ich weiß manchen der den kleinen Zeitungsausschnitt über dem Herzen trug als er fiel.

Ich zieh in einen heiligen Krieg,
frag nicht nach Lohn, frag nicht nach Sieg.
Ich bin ein heiliger Reiter.
Kein Kreuz such ich und keinen Gral
und bin doch heilig tausendmal
als meiner Sache Streiter.

Nun bin ich ledig aller Laun
und Gunst der Welt und Gunst der Fraun.
Ich bin ein heiliger Reiter.
Mein Herz schlägt still bewehrt in mir.
Still unter mir regt sich mein Tier
und sonst regt sich nichts weiter.

Verglimme hinter mir ein Herd!
Die Sorge sitzt nicht mit zu Pferd.
Ich bin ein heiliger Reiter.
Mein Sattel ist für sie zu knapp.
Greif aus mein Tier, greif aus mein Rapp,
greif aus und hilf uns weiter!

Mein Herz hält Schritt mit meinem Pferd.
Die Erde zittert. Zittre Schwert.
Ich bin ein heiliger Reiter.
Weiß nicht mehr was mich vorwärts treibt:
Der Beste ist der Sieger bleibt.
Und ich begehr nichts weiter.

Viertes Buch
DENKMAL

DREIZEHNTES KAPITEL

Als ich aus dem Kriege zurückkam war ich einer der das wahre Angesicht der Menschheit gesehen hatte. Es war grausam als es sich nackt und unverhüllt zeigte. Alle Schleier waren herunter gerissen. Wir schauderten vor dem was Menschen Menschen anzutun vermochten. Wir die wir draußen waren und den Krieg wahrhaft erlebten, haben seit ihm ein anderes Maß der Dinge. Wir haben eine andere Berechtigung, einen anderen Urgrund und eine andere Zukunft als andere die ihn nicht erlebt haben.

Es war unmöglich noch zu tun als ob die Welt von Liebe regiert würde. Wir fühlten es als wir heimkamen. Wir waren ehrlich geworden. Das Tun-als-ob war sinnloser als je. Diesen Fluch einer anderen Generation und ihrer Nachzügler waren wir los. Wer jetzt noch tat-als-ob war ein trauriger Leichnam den man vergessen hatte zu begraben. — Wenn diese Welt eine christliche war und von dem Gott erschaffen den Christen christlich nennen, so glich sie ihrem Schöpfer nicht. War der Mensch die Kreatur Gottes, so mußte er seinem Schöpfer gleichen dessen Bild er war. Aber er glich ihm nicht. Wir die wir draußen waren hatten es gesehn.

Mit diesem Maß der Dinge kam ich heim. Es war mir recht es zu besitzen. Aber die Menschen fürchteten dieses Maß das sie gleichwohl fühlten. Nur nicht an

der Liebe Gottes zu den Menschen rütteln! Er selbst schien ihnen in Gefahr. „Er ist schon aus der Welt gewichen!“ riefen die Ängstlichen, weil sie es irgendwie am eignen Leibe spürten, und richteten das alte Bild aus Blut und Moder auf, damit es noch das zwanzigste Jahrhundert vorhalte. Man sprach von einer entgotteten Welt. Ich aber sah sie nur merkwürdig klarer in dem neuen Lichte. Ich wollte nicht glauben daß ein Gott aus der Welt weiche wenn er sich nicht mehr zu der Gestalt bekennt die ihm Menschen frommen Wahnes in anderen Jahrtausenden gaben. Er war von neuem verhüllt: ins Größere, Un-menschliche gesetzt, wie Göttern ziemt. Ich betete nicht zu ihm, denn ich wollte ihn nicht so klein daß ihm menschliches Wort etwas gelte, und ward doch seiner froh und will es mit ihm halten um seiner Unerforschlichkeit willen. Er hat es nicht nötig sich mir zu manifestieren.

Unterdessen hatte man in Deutschland eine Revolution gemacht. Ich habe nichts davon erlebt. Ich lag in einem Kriegslazarett in Baden in Genesung von den Folgen einer schweren Ruhr die ich aus dem Felde heim gebracht hatte, als sie einsetzte. Ihre Forderungen erschienen mir klein und kläglich. Ihre Führer gehörten nicht dem Volk und ihre Namen sind verschollen. Man stürzte morsche Throne. Wie sollten sie nicht fallen, da niemand sie stützte? Die früher auf ihnen saßen, glaubten selbst kaum an sich. Als ich wenige Wochen später in mein Haus und unter die Menschen zurück kehrte mußte ich gewahren daß niemand eigentlich erschüttert war. Aber man interpretierte in die Be-

gebenheit alle Empörung und alle Sehnsucht der Zeit und wertete sie so aus, als sei sie aufgesprungen, um dieser Empörung und dieser Sehnsucht zu ihrem Recht zu verhelfen. Ich beschloß mit meinem Vater über diese Dinge zu reden, sobald ich ihm wieder begegnen würde.

Daß es nicht die Revolution war die ich ersehnte, die mich meine mehrfachen Vaterländer vergessen machte, die dem Prinzen verboten hätte zu fragen wo Cassel liege, erlebte ich in mir nur zu deutlich. Die Grenzen Deutschlands waren so weit geworden als der Krieg uns erfaßte. Sie lagen so weit da draußen. Nun waren sie auf einmal wieder eng. Man sah wieder diese Länder wie ein Flickwerk von größeren und kleineren Stücken, und jedes der Stücke hatte seine größere oder kleinere eigene Revolution gehabt und um sie alle schlang sich ein Begriff, der hieß das Reich. Das war der Anblick Deutschlands nach den Revolutionen. Ich will die Männer die, obgleich sie die Erhebung nicht gemacht hatten, doch von der Bewegung nach oben getragen worden waren und den Begriff des Reichs zusammenhielten nicht schmälen noch ihre Mühen schmälern. Deutschland erhielt nach neun Monaten Trächtigkeit und Wehen eine Verfassung die es zu einer Republik machte. Es stand keine Begeisterung hinter der Tat, obgleich gar manches in dieser Verfassung steht was ein Volk begeistern sollte.

Ich hatte die Revolution nicht gemacht, ich stand politischem Getriebe fern, ich übernahm den kleinen äußeren Wirkungskreis wieder den ich mir in dem kleinen Ort meiner Niederlassung vor dem Kriege geschaffen hatte. Die Welt war sehr leer. Alles verbot sich.

Deutschland war abgeschnitten von Ländern des Reichtums und der Fülle. Die Sorge um Nahrung, um Kleidung, um Heizung und Licht erfüllte den Tag der Menschen. Ein Tröpfchen Milch, ein paar Gramm Brot, ein Fetzchen Fleisch, ein Häufchen Mehl, ein Streifen Tuch, ein Körbchen Holz, ein Säckchen Kohle, ein Kännchen Oel waren die Sorge und der Tageskampf von Tausenden und Millionen. Sie waren auch meine Sorge im Umkreis der Menschen in den ich zurückgekehrt war.

Die Franzosen kamen und besetzten den Ort als den äußersten im Bereich des Brückenkopfes von Mainz den zu besetzen ihnen nach den Bedingungen des Waffenstillstandes zustand. Es war am Weihnachtsabend. Sie benahmen sich so gut oder so schlecht als Franzosen wie wir uns bei der Besetzung französischen Landes als Deutsche benommen hätten. Sie hatten vor uns vielleicht eine in ihrem Charakter begründete Lust an kleinen Quälereien, an unnötigen und lächerlichen Maßnahmen voraus, die ihnen Gelegenheit gaben, sich zu fühlen und ihre Eitelkeit und Revanchebedürfnisse im Kleinen zu befriedigen; Dinge, die der schwerfälligere, uneitlere Deutsche nicht kennt. Wir hatten allerhand zu leiden.

Ich weiß daß es anderswo, wo sie deutsches Gebiet besetzt hielten, schlimmer herging; daß sie besonders in dem Rheinland, wo sie sich mit schlechten Elementen des Volkes einließen, eine schlechte und niedrige Herrschaft führten; daß sie später an der Ruhr sinnlos und blutig das Leben Unschuldiger opferten und die Bevölkerung bis an den Rand der Verzweiflung brachten.

Aber gerade deswegen soll, um der Wahrheit willen und weil es zu den traurigen kleinen Wohltaten gehört an denen man sich eine geringe menschliche Achtung für das Volk erholte dem man angehörte, auch das Gegenteil bekannt werden wo es zu bekennen ist. Eine feindliche Besetzung ist immer unangenehm. Aber ich will eine gewisse achtungsvolle und achtunggebietende Ritterlichkeit des ersten französischen Administrateurs im Kreise Großgerau, dem wir unterstanden, nie vergessen. Sie ging so weit, daß ich mich über einen neuen Ortskommandanten, der eines schönen Tages anrückte — ein etwas überschwenglicher Mann, der gezahnte spanische Reiter an die Straßenausgänge der kleinen Siedelung aufstellte, damit seine Wachposten des Nachts schlafen könnten und die harmlosen Bürger in den eisernen Fängen sich blutig reißen durften, — auf der Stelle und ohne weitere Verhandlungen mit dem um die Nachtruhe seiner Leute besorgten Offizier zu beschweren wagen durfte. Ich fuhr sofort nach Großgerau. Der Administrateur hörte meinen Bericht an. Als ich geendet, warf er seinem Adjutanten einen Blick zu. „Was kann ich sonst noch für Sie tun?“ fragte er darauf, als ob er etwas für einen anderen gut zu machen hätte. Ich sagte, es sei mir unangenehm, daß das französische Militär mir die Telefonverbindung mit dem Gaswerk abgeschnitten hätte das den Ort belieferte und außerhalb der besetzten Zone lag. Denn alle telegrafischen und telefonischen Verbindungen die hinaus gingen waren verboten und unterbrochen. „Was?“ sagte er, „Sie müssen doch mit Ihrem Gaswerk reden können?“ und ehe ich noch zu Hause ankam war der

Ortskommandant über den ich mich beschwert hatte abberufen und am nächsten Tage ließ der Administrateur die Verbindung mit dem Gaswerk wiederherstellen.

Als ich ihn so sich bemühen sah gut zu machen was andere schlecht machten und wie er mir in seinem inneren Rittertum so selbstverständlich und ohne weitere Untersuchung und ohne Vorbehalt glaubte, weil sich eben Männer die im Kriege gestanden hatten verstanden, dachte ich an das was Alkibiades über den Gentleman gesagt hatte: daß er vielleicht die höchste Form menschlichen Daseins darstelle; und ich war froh einer Zeit anzugehören die diese Form ermöglichte. — Er sagte mir auch: „Herr Bürgermeister, Sie wissen daß nur Pässe für in Frankfurt oder anderswo außerhalb der besetzten Zone beschäftigte Angestellte, Arbeiter und Gewerbetreibende ausgestellt werden dürfen. Ich habe bisher alle unterschrieben die Sie für Ihre Einwohner eingereicht haben. Ich habe es auf die Beschäftigungsnachweise hin getan die beilagen. Aber es sind zu viel der Damen Ihres Orts in Frankfurt beschäftigt! Wollen Sie bitte ihre Anzahl auf ein glaubhaftes und erträgliches Maß herabsetzen, das ich Ihnen überlasse." — Ich entzog etwa fünfundzwanzig weiblichen Einwohnern wohl oder übel ihre Pässe. Aber diese Damen waren viel weniger nachsichtig gegen mich als der französische Gentleman gegen sie gewesen war.

Ja, ihr kleinen menschlichen Wohltaten eines Feindes, ihr seid noch lebendig in meinem Innern. Ich hatte mich oft zu euch zu retten um nicht ungerecht zu werden.

Es kamen die Tage vor dem Abschluß des Friedens von Versailles, grotesk, von neuem Kriegsfieber geschüttelt, lächerlich und traurig zugleich. Sie mögen ganz eindruckslos verlaufen sein für die Menschen im Innern Deutschlands. Nicht einmal die Zeitungen konnten berichten was wir erlebt haben. Die Franzosen rückten, gewiß eines neuen Millionenheeres das ihnen entgegen treten würde, mit ungeheuerlichen Streitkräften auf allen Straßen bis unmittelbar an den Rand des schon besetzten Gebietes gegen ein Gebilde ihrer Phantasie vor. Die Truppen, die teilweise noch nie im Kriege gewesen waren, waren in einer ungeheuren Erregung. Artillerie spickte, Geschütz an Geschütz, den harmlosen Waldrand der die Wiesen und Äcker der nachbarlichen Dörfer begrenzte. „Sind noch Einwohner in den Dörfern drüben?“ fragte mich der Kommandeur der Artillerie und sah durch ein Scherenfernrohr hinüber. Ich begriff ihn nicht. — „Wo steht nun die Millionenarmee Hindenburgs?“ — Auf dem Felde arbeiteten ein paar nichts ahnende Bauern; die warfen vielleicht letzte Kartoffeln des Vorjahres heraus oder jäteten das Feld; man konnte es mit bloßem Auge erkennen. „Dort sind sie ja! Voilà des soldats!“ — Die Dörfer seien alle bewohnt, kein Mensch denke daran Widerstand zu leisten; die Millionenarmee existiere nicht; nicht ein Soldat stehe ihnen gegenüber, suchte ich die Leute zu beruhigen. Sie glaubten mir nicht. „Tant pis! Wir schießen die Ortschaft in Brand. C'est la guerre!“ Ich hatte den Artilleriekommandeur in meinem eigenen Hause untergebracht; eine Fernsprechabteilung saß im Keller und telefonierte unablässig wahnbesessene Meldungen

über den Feind und die Lage an der Front zu einem unsichtbaren höheren Stabe hin, von dem unablässig aufgeregte Fragen und Befehle einliefen. Hinter den Truppen die alle biwakierten und in höchster Alarmbereitschaft waren, standen dicke Stränge von Tanks und schwere Geschütze auf den Straßen. Der Artilleriekommandeur fürchtete einen nächtlichen Überfall auf die aufgestellten Batterien und verbrachte die Nacht irgendwo vorne am Waldrand.

So ging es zwei Tage. Dann kam die Nachricht, der Friede sei unterzeichnet. Ein Taumel überlief die Truppen: „Vive l'armée! Vive la France." —

In der Nacht darauf verschwand der ängstliche Spuk. Hätte nicht einer der Telefonisten einen mit Spulen und Draht gefüllten ledernen Ranzen in meinem Keller liegen lassen, ich hätte glauben mögen, ich habe das alles geträumt.

Der Friede selbst — ich weiß nicht wie ihn andere erlebten — erschütterte mich kaum noch. Ich hatte mir schon hundert Male vorgestellt daß er hart sein müsse, vielleicht untragbar. Ich stellte mir den Frieden vor, den Deutschland als Sieger Frankreich diktiert hätte, und konnte nicht zugeben daß dieser milder ausgefallen wäre. Aber ein seltsamer Ehrgeiz der Sieger, der den der ihn aufbrachte mehr verdächtigte als den den er bezichtigte, hieß die feindlichen Unterhändler das Bekenntnis der alleinigen Schuld am Kriege zum Inhalt eines ihrer Paragrafen machen. Man sprach von einer Schuld am Kriege? von einer Alleinschuld sogar? Mein Administrateur hätte sich geschämt davon zu sprechen.

Wir Völker, die wir uns im Felde gegenüber lagen, wir wußten nichts von Schuld. Man hätte den Frieden von denen machen lassen sollen die in den Gräben aufeinander schossen. Er wäre ehrlicher geworden. Jene aber, die die Schuld den andern zuschoben als eine Friedensbedingung, wußten nichts von jenem fürchterlichen Schicksal der Menschheit: daß „auch die gebildetsten Völker leidenschaftlich gegen einander entbrennen können". Ich war von meinem Feinde den ich vier Jahre lang als ebenbürtigen Gegner achtete sehr enttäuscht. — Die deutschen Bevollmächtigten hatten unterschrieben. Die Bedingungen des Friedens würde man einhalten nach seinen Kräften. Das verstand sich. Auch die Zuschiebung der Alleinschuld am Kriege war unterschrieben. Es machte mir nicht den geringsten Eindruck. Man hätte ebensowohl unterschreiben mögen daß zweimal zwei fünf sei.

Ich weiß daß ich niedergeschlagener über die Welt war als über das was uns zu tragen aufgegeben wurde. Wo war nun noch reine Luft? Das größte, bitterste, abgründigste Erlebnis der Völker sollte geschändet werden, geschändet weiterleben. Man wäre empfänglich gewesen für die leiseste frohe Botschaft.

Nach dem Tode meiner Mutter hatte ich erst in der letzten Phase des großen Krieges, als ich aus dem Felde kommend schwer krank und erschöpft in jenem badischen Lazarett lag, meinen Vater mit Bewußtsein wiedergesehn. Ich hatte zwar Abschied von ihm genommen bevor ich auszog und ihn während der vier Jahre einige Male auf Urlaub besucht, aber es ging wohl weder

ihm noch mir nach und ich habe kaum mehr als eine verwischte Spur in mir davon, der selbst die Erinnerung nicht zu folgen vermag. Es war kein Losreißen und kaum eine größere Erregung in diesen Abschieden. Es war selbstverständlich daß man ging und daß man kam wenn man noch am Leben war.

Auch ihn selbst hatte es nicht dahinten gelitten. Als Sechsundsiebzigjähriger zog er, gerufen von dem Oberbefehlshaber der deutschen Armee an der makedonischen Front, noch einmal aus, froh nicht unnütz zu sein, um noch einmal jungen Menschen die Wärme seines Worts, die Wärme seines Wesens in faßlichen Vorträgen über den Staat und die Gemeinschaft unseres Volkes, über das Recht und über die Aufhebung des Rechts unter den Völkern entgegen zu bringen — und manch einer hatte keine Zeit sie zu vergessen. Auch er hat seinen Tribut an den Krieg gezahlt. Zwar kehrten seine drei Söhne, die im Felde standen, zurück. Aber der einzige Enkel seines Namens, der junge Sohn meines nun schon seit Jahrzehnten in Frankreich lebenden Bruders, starb, wie er auf französischer Seite kämpfend, noch nach geschlossenem Waffenstillstand auf dem Heimweg einen tückischen Tod. Mein Vater hat nie den Untergang seines Namens beklagt. Es ging ihm nicht um Namen, es ging ihm um Menschen. Und so wäre es ihm auch nicht um den Namen gegangen sondern um den Menschen, wenn er die Geburt des Enkels noch erlebt hätte der jetzt seinen Namen trägt.

Damals nun, nach Krieg, Revolution und Friedensschluß, als mir die Verhältnisse in meinem Wirkungskreis nichts mehr boten was zur Bewältigung lockte,

als ich selbst die kleiner und kleiner werdende Tätigkeit satt war und eine nötige Wiederwahl von mir aus nicht betrieb, suchte ich ihn in der schönen Umgebung, der Unberührtheit, Reinheit und Anmut der Stadt und des Landes, die ich noch immer unverändert und gegenwärtig in meinem Herzen trug. Ich fand ihn heftiger, schmerzlicher berührt von dem Schicksal das uns betroffen. Er hatte meinen Briefen aus dem Felde, von denen er manchen der dunkelsten und ernstesten erhalten hatte, in einer höheren Zuversicht nicht voll geglaubt. Er hatte die evidente Genielosigkeit unserer Kriegführung sehr viel später erkannt. Er hatte die Technik dieses Friedensvertrags zu erbärmlich gefunden. Wenn man auf diese Dinge zu sprechen kam, lehnte er mit einer geringschätzigen Handbewegung ab. Er war nicht verdrossen, verärgert, aber still und leidenschaftlich bewegt. Kaum daß ich ein Gespräch mit ihm hatte.

So ließ ich ihn.

Der Schwarzwald lockte. Wie lange hatte ich die Luft deutscher Gebirge nicht geatmet. Zufällig war ein befreundeter Verleger droben in den Bergen, mit dem Vergangenes und noch mehr Zukünftiges wandernd zu besprechen oder zu beschweigen war.

Auf den Höhen trachteten wir in einer Reihe köstlicher Sommertage, wohl auch in einer gewissen unbewußten Abkehr und Einkehr einen Teil der schlimmen Zeiten zu überwinden, die wie immer nach großen Verheerungen die Menschen heimsuchten. Wir wanderten da droben viel umher und viel auch wurde dabei geredet, aber oft auch geschwiegen. Man hatte so seine

Gedanken. Daß es die Not der Zeit war, die eigene vielleicht weniger als die der ganzen Menschheit, von der man sprach, war nur zu erklärlich. Man spürte ja ihre Wirkungen bis ins Innerste. Und schließlich war es fast wie eine stillschweigend in uns ruhende Erkenntnis geworden, daß niemand, mochte er nun draußen oder daheim gewesen sein, unberührt aus diesem Kriege hervorgegangen sei.

Während wir einmal in solcher Stimmung und in schweifenden Gesprächen lange durch einen Wald gegangen waren, kaum beachtend wohin uns der Weg führte, tat sich wie durch einen Zauber plötzlich vor uns eines jener kleinen, sich immer gleichenden Wiesentäler auf, in dessen Lichtung wir mit einem Schritt aus der dunklen Tannenwand hervortraten. Unwillkürlich blieben wir stehen. Es gebot uns etwas Halt: man konnte in diese Lieblichkeit und Reinheit, in diese Unberührtheit, die uns in unserer Verfassung so ganz aus einer anderen Welt schien, nicht hineintappen wie in ein Wasser; man hätte ebensowohl versuchen mögen, in einem Kristall zu baden. Mitten in dem Wiesental, dessen blumiger Atem uns anwehte, lag nahe der Straße die talab führte ein Försterhaus. Dicht dabei war ein Brunnen, der einen dicken, versonnten Silberstrahl unaufhörlich in den schmalen kühlen Spiegel warf der aus dem langen Brunnentrog überfloß. Hinten, der Höhe zu, aus welcher wir das Tal überblickten, standen einige hohe Kirschbäume und seitab, oben am Waldrand, war Gemüse gepflanzt und etwas Feld bestellt. Hühner spazierten umher oder ließen sich von der Sonne bebrüten, ein Hund machte gemütlich bellend einige Bemerkun-

gen über uns, von Menschen war nichts zu erblicken. Das Ganze war so herausgehoben aus aller Anfechtbarkeit, so ganz in sich beruhend, daß keine Grenzen waren. Es schien als ob das Tal und das kleine Anwesen darin einem ungeheuren Reich angehörte, das, unbetretbar für sterbliche Menschen, weit hinaus über die Berge sich in den blauen Himmel hinein erstrecke, aus dem Bläue, Gold und Wärme in einer unbeschreiblichen süßen Vermengung sich über die blumige Wiese zu uns herüber ergossen. Der Tannensaum ringsum troff auf der einen Seite von Licht und auf der andern Seite von eigener Kühle und dem Dunkel der Beschattung. Und alles war gleich reich und rein, als ob nichts dem andern einen Vorsprung zu gewähren brauche.

Nach einer kleinen Weile lockte uns das Haus, aus dem ein mittäglicher Rauch still aufstieg und verschwebte. Wir gingen die kurze Strecke herunter, entdeckten niemand an der Straßenseite, und da der Hund es nicht verwehrte, gingen wir um das Haus herum und fanden uns plötzlich, nachdem die warm wehende Stalltür umschritten war, auf der Schwelle der Küche wo die Förstersfrau mit einer Tochter von anmutiger Beleibtheit das Essen bereitete. Wir müßten doch sehen, sagten wir, wer es so gut habe. Da lachte sie und nach einigen Worten, in denen sie sich überzeugte daß wir nicht über den Berg gekommen waren, um ihr altes Porzellan abzukaufen oder sie gegen schlechtes Geld zu überreden, Eier und Butter zu tauschen, erzählte sie auf Befragen von Haus und Vieh, dem Manne, der zu einer Holzversteigerung gegangen sei, den heranwachsenden

Söhnen, die schon außer Haus in Dienst und Lehre ständen, und lud uns ein, ein Glas Milch bei ihr zu trinken. So sei es nicht gemeint gewesen, sagten wir; wir wollten ihr und ihrer Familie nichts nehmen. Sie redete: „Ja doch," und „aber natürlich, ganz gewiß kriegen Sie ein Glas Milch!" Da sagten wir, wir müßten zuerst noch etwas von der Sonne wegtrinken mit den Augen und von dem Schatten mit unseren Lungen und wollten obendrein etwas sitzen und ausruhen. Von unseren Herzen sagten wir nichts.

Drüben stand eine Bank am Waldrand, wo der Schatten hinlief und die Tannen wie in heiligen dunklen Talaren leise und ehrwürdig rauschten. Wir umschritten in halber Höhe die kleine Entfernung, am Brunnen vorbei unter den Kirschbäumen hin, und setzten uns auf die Bank. Wir müßten aber zur Milch wiederkommen, rief uns die Försterin nach, was wir dann auch zusagten. Wir saßen hingegeben. Diese Menschen, so sagten wir zueinander, sind reicher als heutzutage irgend jemand auf der Welt. Sie haben alles. Wer ist der so im Überfluß lebte wie diese?

Indem schritt die Tochter, die wir in der Küche gesehen hatten, nach dem Brunnen und kühlte und wusch sich von häuslicher Arbeit. Sie spritzte das Wasser von ihren nackten Armen in die Sonne daß die Perlen flogen. Dann öffnete sie den kleinen Kühlraum, der als ein kleines bedachtes Holzhäuschen über dem Brunnentrog stand und, unten offen, von dem rasch vorbeifließenden Wasser seine Kühlung empfing. Offenbar wollte sie die uns bestimmte Milch holen. Während sie so hantierte, rief sie ein paar Worte nach dem Kirschbaum hinauf

die jemand gelten mochten. Droben bewegte sich's und murmelte etwas achtlos herunter.

„Ist denn da noch jemand?" fragten wir hinüber. „Wer ist denn da oben?" riefen wir selbst in die Höhe des Baumes hinauf.

Da stand der Baum ganz still ein kurzes Weilchen; und dann schwebte eine Antwort zu uns herunter — es ist alles Blasphemie, Zerstörung, Ohnmacht, Schändung, sie wiederzugeben.

„Wer ist denn da?" riefen wir also. Und es schwebte zu uns herab.

„Ein Kind", sagte einfach eine Stimme. Aber der Klang war so, daß er im ganzen Tal ruhte, förmlich dargereicht von allem was darinnen war, und die Blumen lächelten und die bärtigen, ehrwürdigen Tannen standen wissend im Kreis.

„Wer?" fragten wir gedehnt und in Staunen. Es war uns als ob uns das Herz spränge. „Ein Kind", klang es noch einmal, so dringlich, so bittend: Glaubt es nur, ihr Kleingläubigen, es ist wirklich ein Kind was da droben auf dem Kirschbaum sitzt. So sagte das Wort.

Es war unwiderstehlich; uns stockte weiß Gott das Herz, daß ich das meine nun schlagen fühlte. Mein Freund faßte sich zuerst: „Komm mal herunter", rief er hinauf. „Das Kind muß ich sehen das da droben ist."

Der Kirschbaum bewegte sich nach einem kurzen Besinnen gehorsam ganz droben. Wir spürten wie jemand herabkletterte. Nackte Knie und Füße stießen dumpf an den Stamm.

Aus der Küche war unterdessen die Mutter zu der Tochter am Brunnen getreten: „Das ist das Klärle",

sagte sie erklärend und lachend und blickte gleich uns nach oben. Wir waren herangetreten und voller Erwartung. Und herunter kam, die Lippen braun von Kirschen und Lachen, die Augen verständig und aufmerksam zugleich, ein Mädchengeschöpf von etwa elf Jahren, mit allem ausgerüstet, was kindlich ist und was, unbeschreiblich und Worten ewig verhüllt, von der Natur dem Kinde vorbehalten ist. Wir gaben dem Kinde die Hand und es lachte und wußte nicht, was es mit seiner Antwort uns getan hatte. Wir tranken die Milch die uns nun geboten wurde und wechselten noch manches lustige und auch manches seltsam verständige Wort mit dem Kinde, mit der Mutter und der Schwester. Aber ich ertappte mich dabei, daß ich noch immer an den beiden kleinen Worten hing die sie von dem Baume gesprochen hatte. Und als wir über den Berg nach Hause gingen, wiederholte ich unzählige Male in meinem Innern die beiden Worte, die wie eine frohe Botschaft vom Himmel zu uns gekommen waren.

Das Kind hat mir mehr als seine Antwort gegeben. Es war das wahre Ende des Krieges das ich nun erst erlebte. Ich fühlte ruhevoll die Ströme durch deutsches Land gehn im Dienste der Menschen die an ihren Ufern wohnten. Die Wälder wuchsen stille ihre Hundertjahr. Das Vieh senkte die Stirn zu den saftigen Weiden. Der Pflug zog seine gestreckte Bahn weithin durch die Äcker. Die Erde gab den Reichtum ihres Leibes dem Förderkorb. Nur unser Geschlecht war von dem Krieg getroffen; und Enkel, Kinder fühlten ihn nicht mehr.

VIERZEHNTES KAPITEL

Gegen Ende des Jahres gaben mir befreundete Männer und Frauen ein häusliches Fest. Es war ein Kreis der treulich zu mir hielt.

Das Jahr war schwer und bedrückend für uns alle gewesen. Die Last der Besatzung durch den Feind war größer geworden. Man litt mit den andern am Rhein und in der Pfalz von wo schlimme Nachricht kam. Kaum wußte man ob wir morgen noch deutsch waren. Das ganze Leben war karg und beschränkt, die Menschen ohne Freude und müde von Arbeit die dem Wohlstand nicht zugute kam; alles unsicher.

So verbrachte man Weihnacht. Man versuchte fröhlich zu sein um der andern willen. Es wollte nicht recht gelingen. Am Weihnachtsabend ertappte ich mich dabei daß ich das Fest geradezu vergessen hatte. Nicht einmal einen Christbaum hatte ich. Man war für andere sorgend umhergelaufen, hatte auf zudringliche und anspruchsvolle fremde Soldaten seine Zeit verwandt und an sich selber nicht gedacht. Als die Nacht hereinfiel und ich in einem meiner Stimmung fast willkommenen Dunkel saß, allein in meinem Hause, brachten die beiden Kinder einer Nachbarin ein kleines treuherziges Bäumchen zur Tür herein, auf dem einige kümmerliche Lichtchen brannten. Sie machten nicht viel Worte und verschwanden bald schüchtern und sichtlich bedrückt daß es dem kleinen Baum den sie hinstellten allein überlassen bleiben solle, all das Dunkel zu besiegen. Denn natürlich hatten sie erwar-

tet, ihr Baum werde der kleine neben einem großen sein.

Zu einem der letzten Dezembertage hatte mich mein Freund T., der eine kleine Strecke weiter die Straße hinunter eines der hier gebräuchlichen bürgerlichen Landhäuser bewohnte, zum Abendessen eingeladen. Ich solle mich etwas festlich machen, hatte er mir sagen lassen; er habe mir etwas Erfreuliches mitzuteilen. „Frack?" fragte ich, begehrlich jedes Erfreuliche das sich blicken ließ nach Gebühr zu ehren. „Wenn Sie wollen," sagte er in seiner ruhigen Art; „wir sind zwar nur unter uns, aber es ist gerade recht." Hierbei lachte er belustigt. „Kommen Sie nicht zu spät", fügte er — wie mir schien unnötig — hinzu.

Am Abend der Einladung stand mein Haus kalt und dunkel. Es war ein Sonntag. Meine Haushälterin hörte ich zwar in der Küche einiges herumwirtschaften; da sie mich aber zum Abend ausgebeten wußte, hatte sie es nicht für gut befunden, auch nur mein Arbeitszimmer, das ich in dieser Zeit fast ausschließlich bewohnte, einigermaßen warm zu halten. Die anderen Räume, in denen ich wohl sonst Gäste empfangen oder beherbergt hatte, verhielten sich womöglich noch ablehnender. Sobald es als annähernd vernünftig gelten durfte, ging ich in mein Schlafzimmer hinauf und zog mich für den Abend um. Darauf wünschte ich der Wirtschafterin, die feiertägig untätig in der dunklen Küche auf einem Stuhle saß, guten Abend, zog die Haustür hinter mir zu und ließ das Anwesen in einem kalten Schneeregen unheimlich und finster hinter mir.

Draußen war es indessen auch nicht besser. Die Straße lag völlig im Dunkel. Man sparte in diesen armen Zeiten jede Beleuchtung. Die Häuser lagen still und abgekehrt in ihren Bäumen und Gärten. Kein Mensch unterwegs. Nichts regte sich als die Gossen, die emsig den Regen forttrugen.

Im Hause von T. angelangt, wurde mir wohler. Immerhin war da ein Kachelofen der eine mäßige Wärme verbreitete, ein erleuchtetes Zimmer, und wenn mich auch niemand empfing, so beherrschte doch ein zarter und eben sich entwickelnder Bratenduft der aus der Küche entströmte für einen Augenblick angenehm mein Gemüt.

Nach einer Weile erschien T., festlich wie ich im Frack gekleidet, wohlaufgelegt und wie mir schien besonders herzlich in seiner Begrüßung und seiner Unterhaltung. Er entschuldigte seine Gattin, die spät aus der Stadt gekommen sei und sich erst herrichten müsse. Auch das Essen werde noch eine Weile auf sich warten lassen.

Wir gingen redend und uns aneinander freuend über die weichen Teppiche des Zimmers, setzten uns, standen wieder auf, und er zumal entwickelte eine Unterhaltungsgabe und eine Beredsamkeit daß ich allmählich ganz stille wurde und mich nur dem seltenen Genuß hingab ihm zuzuhören.

So verging eine lange Zeit. Er dachte weder daran, nach seiner Frau zu sehen, noch dem sich verspätenden Essen nachzuhelfen; ich fand das Gespräch anziehend genug und da es nicht abbrach, lief es weiter. Der Bratenduft hatte sich verzogen, der Raum wurde

etwas kühler; die Hausfrau blieb unsichtbar. Plötzlich klingelte es und klopfte zugleich heftig an der Haustür. Das Gespräch brach ab. „Erwarten Sie noch jemand?“ fragte ich. T. antwortete nicht; er war unterdessen selber zur Tür gelaufen und hatte den Einlaß Begehrenden ohne weiteres eingelassen. Zu meinem Erstaunen erkannte ich in dem Ankömmling meinen Freund B., der damals ein Zimmer meines eigenen Hauses innehatte, den ich indes auf einem Weihnachtsausflug wähnte. Er kam im Mantel mit hochgeschlagenem Rockkragen, eine Mütze auf dem Kopf, eilig und wichtig in den Raum geschritten. Ich müsse sofort einmal nach Hause gehen, sagte er. Was denn los sei, fragte ich. „Ja,“ antwortete er bedenklich, „da sind zwei Engländer, Offiziere oder so etwas, in Ihrem Hause, die irgendein Anliegen haben. Ihre Wirtschafterin wird nicht mit ihnen fertig; und ich verstand auch nicht recht was sie wollen.“

Ich verlief mich in raschen Gedanken und Vermutungen was das alles zu bedeuten habe, konnte aber nichts finden was sich rechtfertigen ließ. Schließlich war in den Zeiten in denen man lebte alles möglich. Ich war der angesehenste Mann in dem kleinen Ort. Die Offiziere mochten eine besondere Auskunft brauchen, vielleicht Unterkunft, Vermittlung. Jedenfalls konnte meinen Haushälterin sie nicht abfertigen. „Ich werde also gehen“, sagte ich ärgerlich und nahm meinen Mantel. „Ich komme gleich wieder“, rief ich. Als ich hinauseilte, gewahrte ich daß die T.sche Küche leer und dunkel lag. Die Tür stand offen. Es wurde nicht darin gekocht. Ich hatte sie aber doch, so fuhr es mir durchs Bewußt-

sein, erleuchtet und in Benutzung gesehen als ich kam. Jetzt war sie verlassen. Diese Wahrnehmung verlor ich jedoch sofort wieder, ganz mit den Engländern in meinem Hause beschäftigt. Ich erinnere mich noch daß ich, obgleich ich eigentlich nicht recht wußte, wovon mich das überzeugen sollte, rasch nach der Uhr sah. Wir hatten beinahe zwei Stunden verschwatzt ohne es zu bemerken. Es war merkwürdig. Gleichviel: die Engländer. Eilig schritt ich meinem Hause zu.

Ich fand die Tür nur angelehnt. Im Treppenhaus brannte, offenbar für mich hingestellt, eine einzelne Kerze. In diesem Augenblick verwirrte sich etwas in mir. Ich glaubte wieder den Duft des Bratens aus der T.schen Küche in mich aufzunehmen: leicht, duftig, fremdartig; aber ich konnte mir keine Rechenschaft mehr darüber geben, ob dies war oder nicht war. Auch irgend etwas anderes, neues drang auf mich ein; aber ich wußte nicht was. Den Leuchter in der Hand öffnete ich die Tür nach meinem Zimmer in dem ich die Engländer vermutete.

Und ich sah und sah auch nicht. Ich war bei vollen Sinnen und doch völlig meiner Sinne entrechtet. Denn in der Mitte des Raumes standen — unbegreiflich, unwirklich-wirklich — wie ich im Frack mit gesteiften Hemden, feierlich knapp, glatt und englisch, im Lichte zweier großer ernster Kandelaber, die ich nie gesehen und die hinter ihnen auf meinen Bücherschränken brannten, zwei Männer, die sich leicht und schweigend gegen mich verneigten. Obwohl sie die Züge zweier Freunde trugen, vermochte ich sie nicht anzusprechen.

Ich mußte ihre Fremdheit anerkennen. Ich stand starr, den Arm leuchtend erhoben.

„Sire!“ sagte der eine, der die Züge meines Freundes S. trug (obwohl dessen Oberlippe gestern noch einen dunkelen Bart getragen hatte und jetzt jungfräulich rosig glänzte). „Sire“, sagte dieser Mann (sie behandelten mich scherzhaft immer etwas als ihren König oder Tyrannen), während er in völliger Überlegenheit ein wenig lächelte, in einem Englisch das keinen Widerstand erlaubte: „im Namen meines allergnädigsten Herren und ersten Gentleman der Welt, des Königs von England, habe ich in Begleitung meines sehr ehrenwerten Freundes die Ehre, Ihnen den Gruß dieses Königs und Gentleman zu übermitteln und Sie zugleich zu bitten, eine Gesandtschaft der schönsten Frauen der Welt zu empfangen, die mein König entboten hat, Ihnen die Ehre ihrer Huldigung zu erweisen. Please enter the next room.“ Mit diesen Worten machte der Sprecher eine heroldhafte Handbewegung nach der Tür des nächsten Zimmers wohin ich mich wortlos umdrehte.

Ich fühlte mich völlig willenlos, wohlig und festlich verwandelt, von einer geheimen Macht im Sinne des Zauberspiels bewegt. Während ich mich wendete wurden von unsichtbaren Händen die Flügel der Türe auseinandergeschlagen, auf die der Abgesandte des Königs gewiesen hatte. Ein Lichtstrom nahm mich auf. Eine ungeheure Helligkeit, eine schmeichelnde und süße Wärme wehten mir aus dem Raume entgegen, den ich wie alle andern noch an diesem Abend frostig dunkel und traurig durchschritten hatte, und die gleiche mär-

chenhafte Unglaubwürdigkeit übte zugleich mit der Unwiderstehlichkeit märchenhaften Reizes ihre Kräfte. Der Leuchter in meiner Hand entfiel wie eine Sinnlosigkeit gegen den Glanz des Raumes dem sinkenden Arm. Ich war gefangen und besiegt von einem Anblick wie ich ihn nie gesehn. Denn vor mir kniete, huldigend, zwanglos verteilt und hingestreut, alle in prachtvollen und seltenen Gewändern, vom Licht vieler Kerzen von hinten übergossen, ein Kranz der schönsten und lieblichsten Frauen. Das Licht übergoldete nackte blühende Schultern, geneigte Köpfe mit den Gloriolen von strahlenden Flechten und Locken, gebeugte flaumige Nacken voll Kraft und Anmut. Mir alle bekannt, befreundet, geliebt, so nahe in rührendem Tun, waren diese Frauen dennoch zugleich von einer so beglückten feierlichen und fast frommen Jenseitigkeit befangen daß ich, bezaubert wie sie, selbst mit verwandelt schien. Ein Kreis von Ernst war weiter dahinter gespannt wie bei jedem Zauber; denn hinter den Frauen, schweigend gereiht, standen feierlich lächelnd im Ring männliche Gestalten: ihre Männer, ihre Freunde. Auch T. und B. glaubte ich zu gewahren; aber die lichten Frauen vor mir hielten alles andere im Dunkel.

Eine stumme Feierlichkeit ergriff mich; ich war in einer anderen, süßeren, unbefangeneren Welt. Ich wußte den Zauber der Schönen, in dem sie verharrten, weder zu heben noch festzuhalten. Das Wort versagte sich mir. In einer fremden Ergriffenheit suchte ich sie und mich zugleich zu erlösen. Indem ich jede schweigend und in einer tiefen Bewegung mich niederbeugend aufhob, küßte ich eine nach der andern.

Wie von einer wirklichen Entzauberung getroffen, erhoben sie sich. Aber wenn ich gehofft hatte nun selber erlöst zu sein und die Freiheit meiner Sinne wiederzugewinnen, so wurde ich im Gegenteil wie mir schien noch tiefer verstrickt.

Die Schönen lachten da sie, nun erhoben, mich umstanden. Aber sie lachten wie Wesen die mehr wissen; wie Feen vor ihrem Verschwinden; wie Frauen über den hoffnungslosen Toren der mitten im Wunder das Wunder dennoch nimmer versteht. Und ich erstaunte, als eine von ihnen, der wie von selbst die Rolle einer Königin des Festes zufiel, mich bei der Hand nahm und schweigend der Tür meines Eßzimmers zuführte, das dem Raum in dem wir uns befanden benachbart war. Sie drückte mit der Linken, während sie mich an ihrer Rechten führte, leicht gegen das Holz, die Tür sprang auf und ich versank von neuem in einen rätselvollen unbegreiflichen Anblick.

Denn vor meinen Augen erhob sich, wie durch einen Zauber aus dem Boden gestampft, eine lange Tafel mit vielen Gedecken: unübersehbar, reich und prächtig, und bog sich fast unter einer Fülle fremder und erlesener Gerichte. Ich erkannte mein eigenes Tafelgeschirr, mein Glas, mein Silber, mein Linnen, das meine Schränke ohne mein Zutun und Wollen hergegeben zu haben schienen. Aber zugleich prangten fremde Kristalle und kostbare Schalen mit wunderbaren kalten Speisen und Salaten, silberne Körbe mit Brot die ich nie gesehen, hohe Karaffen, vielarmige Kandelaber, verwegene Kelche und dazwischen als ein herber fremder und fast düsterer Schmuck lange schmale Guirlanden

aus den glänzenden Blättern der Stechpalme und dem vollen Rot später Hagebutten. Schüsseln und Teller mit Gerichten wie ich sie nie genossen noch gekannt zwischen anderen vertrauteren. Das alles in einem verwirrenden ernsten Reichtum, in einem betörenden und doch gehaltenen Lichter- und Schattengefunkel, in einer seltsamen sorgfältigen und doch mir fremden Anordnung, als ob ich in einem wahrhaften Land der Träume lebte. Denn die mir geläufigen Dinge, die ich mein zu nennen gewohnt war, mischten sich mit Niegesehenem, Fremdem so nahe und eigenwillig daß ich nichts mehr unterschied. Ich war ja, wir waren so sehr entwöhnt daß das Einfache prächtig, das Vergessene neu und traumhaft erschien.

Man setzte sich zu Tisch. Die Reihe fügte sich in einer verträumten lautlosen Ordnung. Noch waren alle der Rede wie beraubt. Aber die Stimmung war von einer so losgelösten all-einigen Festlichkeit beherrscht daß es fast weihevoll zu fühlen war und nichts dagegen aufkam. Man setzte sich nicht zu Genüssen: Menschen setzten sich erstmals wieder zu Menschen. Ein Geflüster unter Lächeln zwischen einander zugeneigten Häuptern; eine nickende Begrüßung von weit her; eine zierliche Bemerkung: es war lange kaum mehr, was vorging. Als man die Speisen aufnahm und in Bewegung setzte, überkam ein bewußtes Vergessen der Welt all die Männer und Frauen das sie völlig entführte. In dieser Nacht verließen sie alle die Erde.

Beim Mahle gaben die wundertätigen Feen sich eine nach der anderen in ihrem Wirken zu erkennen. Jede bekannte sich sozusagen zu ihrer Schüssel. Die Königin

führte mich nicht weiter in verzauberte Gemächer. Ich machte mit Zunge und Gaumen die Bekanntschaft des Bratens aus der T.schen Küche, der in der meinen unterdessen seiner letzten Vollendung entgegengegangen war. Und fand auch nun alles seine leicht zu erratende Einordnung in die Wirklichkeit, so flossen doch, immer noch seltsam genug, Weine aus vielen Kellern, glücklich bewahrt, in die Gläser die nie sich leerten, Speisen aus vielen Küchen erschienen und verschwanden, Früchte und Süßigkeiten aus vielen Vorratskammern machten die Runde. Wir aber waren von einem nicht zu erschütternden festlichen Gefühl gewappnet und gefeit; weder Wunder noch Wirklichkeit hatte ein unterscheidbares Gewicht. Die Zeit stand still. Die Stunden hatten keine Gewalt über uns. Wir lebten in einer unirdischen selbsterschaffenen Welt, in der alles Beschwerende entrechtet war. — So verblieben wir die ganze Nacht.

Als der Morgen kam, brachen wir alle zugleich auf. Die Männer, alle in Beruf und Tätigkeit, hatten gerade noch eine Stunde, bevor sie zu Arbeit und Beschäftigung zurückkehrten. Gleichwohl mochte man sich nicht trennen. Wir betraten gemeinsam die Straße. Schwerer nasser Schnee fiel. Bis zu den Knöcheln watete man in halbgefrorenem Schneewasser. Es war ein Wetter hinreißend zum Fluchen für Müde und Mißmutige. Aber der Zauber des Festes blieb bei uns. Man gab einander ein Abgeleit. Nach einem unwillkürlich sich einstellenden Plan wurden Männer und Frauen nach Hause gebracht. Wie Elfen nach dem Tanz verschwand da und dort eine Frau, ein Mann, verschwand ein Paar in den

Türen. Zuletzt war ich allein mit einem der Männer übrig. Wir wandten uns seinem Hause zu.

„Kommen Sie," sagte er plötzlich und ergriff meinen Arm, „wir sollen noch jemanden des Festes teilhaftig werden lassen." Ich verstand wen er meinte und folgte. Wir betraten gemeinsam sein Haus. Er suchte nach zwei hohen Leuchtern mit Kerzen, die er entzündete, und stieg mit mir die Treppe hinauf. Oben klinkte er behutsam eine Türe auf. Als das Licht der Kerzen das Dunkel durchdrang, sah ich daß ich mich in einem Schlafzimmer befand in dessen Mitte zwei Betten standen. Er trat an das Fußende des einen. Es war das seiner Gattin. Sie, die mehr als alle auf das Fest gehörte, hatte eine Erkrankung ferngehalten. Er wies mir eine Stelle neben sich an und erhob den Leuchter. Und im Schein der Kerzen sah eine erwachende Frau im aufdämmernden Morgen zwei befrackte Männer an ihrem Bette stehen. Sie richtete sich auf und hielt beide Hände auf die Stirn gepreßt. Dann ging ein lichtes Lächeln über ihr Gesicht. Es tat ihr gut als sie verstand. Sie streckte ihre Hände zum Dank hin und jeder von uns ergriff eine und hielt sie lange. Sie sagte kein Wort. Danach setzte sie sich erwartungsvoll zurecht. Und da habe ich ihr, den Leuchter auf den Rand des Bettes gestützt, die Geschichte des Festes dieser Nacht erzählt. Sie fühlte daß es noch mächtig war; aber sie fühlte doch auch daß ihr nur der Abglanz der festlichen Unsterblichkeit wurde, die uns ergriffen hatte. Als ich geendet hatte ward sie womöglich noch stiller, sank ein wenig vornüber und senkte den Kopf. „Und ich," sagte sie leise, „durfte nicht dabei sein." Mit zurückgestützten

Armen beugte sie sich langsam auf ihre Füße vor, ihr Gesicht näherte sich dem Fußende des Bettes wo ich stand und über diese Schranke hinweg, die uns nichts nahm, drückte ich auf ihre geneigte Stirn das festliche Mal das die andern schon empfangen hatten.

LETZTES KAPITEL

Die Berge zu deren Füßen Freiburg in die Ebene gelagert ist waren noch frühmärzlich und zögernd, an den Abhängen zwischen den schlafenden Bäumen lag dünner heimlicher Schnee, die Wälder standen starr und unerweckt in einem unsicheren, dünnen Licht, als ich zur Osterzeit des Jahres neunzehnhundertzwanzig im Haus meines Vaters eintraf. Mein Besuch galt teils ihm, teils mir, teils der Stadt und ihren Bergen, wo ich mir nach einem langen Winter wohl etwas Frühlinghaftes erwartete, ohne daß dies einzeln abwägbar gewesen wäre. Denn ich war etwas unstet in mir; die ersten wohltätigen, überwindenden und mich doch auch wiederum neu erregenden festeren Gestalten unausgetragener Erlebnisse hatten sich angekündigt. Stolz und Trauer wurden neu lebendig und Gesichte drängten sich erstmalig ans Licht. Noch war ja seit ich aus dem Kriege zurückkam nichts geschehen: ich hatte Unendliches erlebt und nichts gestaltet. Keiner konnte durch die Hölle gehn und zugleich sagen was sie sei. Wo war einer? Die Kriegsliteraten wußten es anders. Wir aber hatten die Gedichte mit denen wir auszogen in unseren Kleidern erstickt und draußen starben alle Lieder unter den Splittern der Granaten wie alles Leben starb.

Durch großer Kriege Irrsal war ich gegangen.
Alle Dichter hatten ihr Recht verloren —

Das war durch Monate, durch Jahre das einzige was wir bekennen durften. Meine Aufzeichnungen aus dem Kriege, meine Briefe, von Joie und meinem Vater, die fast die einzigen Empfänger gewesen waren, treulich bewahrt und nun mir zurückgegeben, ruhten in ihren verschnürten Päcken. Ich wagte nicht sie zu öffnen. Ich habe es sieben Jahre nicht vermocht. Dort lagen ja auch die Erlebnisse nicht — obgleich ich nicht wußte was dort lag. Die Erlebnisse lagen in mir; und damals, langsam und zögernd oder stürmisch und sich drängend, hoben sie sich über die Schwelle und gewannen ihre Wirklichkeit. Die vierzig Gedichte meiner Trauer und meines Stolzes, die damals anhuben, sind der Krieg wie ich ihn erlebte.

In den ersten Phasen dieses Erlebens nun begab ich mich damals nach Freiburg und insofern galt der Besuch mir. Ich dachte auch an die Botschaft des Kindes, und wenn seine Antwort von dem Baume kam, so mochte mir diesmal eine andere von den Bergen zugerufen werden — wer konnte das wissen? Von jeher hatten Landschaften, weite Blicke, ferne Ströme, Höhen und Ebenen die ich mit den Augen umfaßte, etwas in mir gefestigt und geformt.

Ich fand meinen Vater aufgeräumter als je — der Ausdruck ist sicher der welcher seine Verfassung bezeichnet. Er hatte gerade ein größeres und gewichtiges Werk abgeschlossen, das er wie jedes frühere als sein letztes bezeichnete, was ihn nicht hinderte sofort an neues zu denken. Ich könne es ansehen, wenn es mich inter-

essiere. — In seinem Hause das er, obwohl es gewiß durch den Tod meiner Mutter leer hätte werden können, in Gesellschaft meiner jüngsten Schwester deren Obhut es überwiesen war, voll ausfüllte und mit Leben erhellte, flogen die Türen krachend hinter ihm zu daß die Wände zitterten wie weiland in seiner Mutter Haus, die er auch hierin nicht verleugnete. Seinen schnellen, etwas stoßenden Schritt hörte ich auf den Treppen hinauf und hinab und seine lebhafte Stimme las, rief oder hielt Selbstgespräche wie je. Seine Bewegungen waren rasch und sicher, sein Auge ging ungehemmt in die Ferne, sein Atem war leicht, er lief noch immer leidenschaftlich gern und unermüdlich über Berg und Tal — nichts deutete auf Ruhe, Ermüdung oder Ende und alles deutete auf Zukunft.

Nun war es nahezu ein halbes Jahrhundert daß ich als kleiner Knabe mit ihm die gleichen Wege über diese Berge gegangen war — immer ein wenig hinterdrein wenn es mit ihm war. Fast war es noch immer so: ich durfte mich nicht versäumen um mit ihm auf gleicher Höhe zu bleiben. — Ich ging mit ihm den Schloßberg hinauf und sah den Platz drunten wo damals der Zirkus stand und hielt ein wenig inne und er wußte nicht warum. Jetzt standen hohe aufdringliche Häuser dort unten. Aber ich sah noch immer das Trapez mit den roten Troddeln in der Mitte über der gespannten Zeltwand und die goldenen Kugeln flogen im Kreis. — Ich ging mit ihm an das Haus wo wir gewohnt, von dessen Fenster ich dem Einzug der Truppen zugeschaut. Es stand nicht mehr und ein neues erhob sich an seiner Stelle. Aber das Haus in dem ich meine Geliebte damals

gesehn stand noch; ich blickte zu dem Fenster hinauf aus dem sie mir die grüne Botanisierbüchse reichte und sah sie wieder an den Rahmen zurückgelehnt in jenem Fenster sitzen. — Ich ging mit ihm die Dreisam entlang und sah drüben die Wiesen wieder auf denen ich am Hals meiner Vertrauten im Gras gesessen; es war jetzt eine Stadt dort erbaut. Aber die Wiesen waren unzerstörbar. — Ich sah wieder hier auf dem Uferweg, auf dem ich neben ihm ging, die Männer und Frauen jener Zeit denen ich damals begegnete, seine Freunde, meine Mutter, ihn selbst in ihrer unzerstörbaren Jugendlichkeit. Und er, der neben mir ging, wußte nichts davon; er wußte nichts von mir und noch heute verschloß ich diese Dinge vor ihm. Noch immer bestand der stillschweigend zwischen uns vor fünfzig Jahren aufgerichtete Kodex, den ich achtete und den er achtete, und niemals hat er erfahren daß es ein kleiner Knabe war der ihn aufrichtete.

Da man so auf diesen Gängen oder zu Hause wenn wir in seinem Zimmer her und hin gingen, der eine hin der andre her — ich erinnere mich nicht daß wir je beide zu einem Gespräch gesessen hätten —, keiner in den andern drängte, nach unserer Art auch immer das Allgemeine und viele Angehende wichtiger war als das Persönliche und uns allein Angehende, wunderte ich mich sehr daß er eines Abends von sich aus fragte, ob ich etwas neues zu stande gebracht habe. — Es war das erste und einzige Mal in seinem Leben. — Ich sah daraus, wie ungeheuer und heiß es ihn interessierte, wohin sich das bei mir entwickeln würde was er sich selbst einst versagt hatte. Denn diese Frage aus seinem

Munde an mich war nach dem über uns waltenden Gesetz gerade so überraschend und eigentlich unmöglich wie sie aus meinem Munde an ihn überraschend und unmöglich gewesen wäre. Man legte sich die Dinge vor oder legte sie sich nicht vor, wenn sie fertig waren, aber man fragte nie.

In diesem Falle also fragte er. Ich zuckte die Achseln. Viel sei noch nicht getan. Ich könne zwar sagen daß einiges fest liege. Ob er es sehen wolle? — Wenn ich es ihm zeigen wolle. —

Er sah die ersten Quadern von dem was Stolz und Trauer mir damals zu sagen gebot, noch unbenannt, noch nicht an ihrem Ort. Er sah das neue Maß der Dinge mit dem wir aus dem Kriege heimgekehrt waren.

Es erregte ihn furchtbar — oder erschütterte es ihn? — Er sprang auf und ging einmal durchs Zimmer. Dann las er wieder stumm in den wenigen Blättern.

„Ich werde mir zeitlebens den Vorwurf machen," sagte ich nach einer Weile, „daß wir nicht die Revolution gemacht haben sondern Unbefugte."

„Und warum hast du sie nicht gemacht?" fragte mein Vater der sofort begriff daß es sich nicht um einen Umsturz von Thronen oder überhaupt eigentlich allein um eine politische Revolution handle sondern um eine Revolution gegen die bisherigen Verlogenheiten, Konstruktionen, halben Wahrheiten, Begriffe und Formen. Er wußte auch daß „wir" die waren die im Felde gestanden hatten und mit dem neuen Maß der Dinge heim gekommen waren.

„Warum ich die Revolution nicht gemacht habe?" Ich begriff es in diesem Augenblicke. Ich begriff auch

mein Unvermögen und das Vermögen anderer. — „Weil ich nicht von den Verhältnissen zum Revolutionär erzogen wurde. Weil ich nicht von Haus aus jemanden und etwas fand gegen das ich mich auflehnte. Weil ich keine Auflehnung fand."

„Gegen wen? gegen was?" fragte er.

„Gegen dich." —

Mein Vater las ruhig in dem Gedicht.

„Du meinst also," sagte er aufblickend, „ihr würdet zu gunsten des Maßes das ihr heimbrachtet alles niederreißen müssen?"

„Ja", sagte ich. „Dann würde die Welt stimmen."

Mein Vater sah noch einmal in das Antlitz der Menschheit, das sich vor ihm in meinem Wort enthüllte, noch einmal in das Antlitz jener Welt wo alles ohne Liebe war. Er war zu gerecht. Er warf den Kopf herum, wie immer wenn es ihn etwas kostete. „Ihr müßtet" sagte er.

Es war mein letztes Gespräch mit ihm, in dem sein Maß gegen das meine stand.

Indes bewahren diese Tage noch so manches Wort, manche Bewegung von ihm, deren ich teilhaftig wurde und die ich als die mir hinterlassenen Andenken an den Mann den ich am letzten von allen überwunden habe nun mit mir trage. So mochte er auf einem unsrer Gänge über die Berge an einem Ausblick plötzlich stehen bleiben und ganz stille leuchtend mit dem Kopfe nach Süden weisen. „Dort drüben sitzt Heusler", sagte er und deutete nach Basel hinüber. Noch immer waren seine Freundschaften so jung und warm wie er sie vor

mehr als fünfzig Jahren begonnen; aber seiner Freunde waren weniger geworden.

Wir sprachen über Orden; ob wohl klassische Völker jemals auf solche fadenscheinigen äußerlichen Gedanken verfallen sein würden. Er machte eine geringschätzige Bewegung: „Es ist nicht weit her mit diesen Kreuzen, Komturen und Großkreuzen“ sagte er; „ich habe als meine eigentlichen Auszeichnungen immer nur die Werke wahrhafter Gelehrter aufgefaßt die mir gewidmet sind. Deren habe ich die schönsten. — Heuslers erstes Buch ist mir gewidmet: gleich ein Großkreuz!“

Und dann wieder blickte er von seinen geliebten Bergen über das Land hin, über das Weinland und die Ebene, über den Rhein und die Vogesen, wo es keine Grenzen für ihn gab sondern nur das Geschenk dieses Blickes, und sagte nichts. Oder er machte wohl eine unbeschreibliche Bewegung der offenen Hand über alles das hin. Welch ein Reichtum der Erde sagte seine Hand.

Am Tag vor seinem Tode waren wir kaum zu dem nun oft gewohnten Gang aus dem Haus getreten und hatten die kurze Strecke bis zum Anstieg des Wegs an dem Berge zurückgelegt, als er, ruhig steigend, leidenschaftlich ausbrach: „Nun habe ich, wie ich wohl sagen darf, so ziemlich alles was an Problemen und Arbeit ich mir zur Aufgabe meines Lebens gemacht hatte bewältigt; ich bin zeitlebens den Untaten und den Strafen mit denen die Menschen auf Erden sie belegten nachgegangen, und heute“ — bei diesem Worte blieb er stehen und ich sah ihn wieder in den ungeheuren Zorn seiner Seele geraten wie damals als er über das Genie sprach

und in sich selbst und seinem Geschlecht den Nachgeborenen fühlte; „heute," sagte er, „bin ich auf ein Problem der Strafe gestoßen an das ich in meinem Leben nie gedacht habe: auf das Problem der ewigen Strafen." — Seine Stimme hatte sich gesteigert. Wie damals schleuderte er die kurzen Worte hervor indem er sie mit einer Bewegung des sich hebenden Arms nach oben begleitete, und wie damals ließ ihn sein innerer Zorn fast in die Knie sinken, wie des Menschen Sohn im jüngsten Gericht des Michelangelo. — „Man müßte dem nachgehen", sagte er nach einer Weile während er schweigend den Weg wieder aufnahm. Ich aber wußte daß ihn der Gedanke nicht verlassen würde auch als der Zorn daß er sich ihm bisher versagt hatte schon von ihm gewichen war. Er ließ ihn auch nicht los als wir von anderem redeten; er war immer im Hintergrund seiner Seele.

Wir sprachen von dem Grabmal meiner Mutter das er ihr zu setzen gedachte. Er hatte Entwürfe machen lassen. Aber der Krieg kam und anderes rückte an die Stelle ehrenden Gedächtnisses. Er sagte daß dieses Mal auch das seine würde und daß seine Asche neben die Urne der Asche meiner Mutter gebettet werden solle. Ich fand die seither zwischen uns betrachteten und erörterten Entwürfe für das Grabmal zu schwach und war glücklich ihn gerade in diesen Tagen zu der Form des Gedenksteins überredet zu haben die ihm gefiel. Es ist der welcher jetzt steht.

Am Abend nach dem Nachtessen, das er mit meiner Schwester und mir unter gleichgültigen Gesprächen einnahm, ging er noch eine Weile in sein Arbeitszimmer

hinauf, kam aber danach zu uns herunter die wir in alten, verblaßten Dingen meiner Mutter kramten.— Ob ich nicht noch etwas lesen wolle. — Ich hatte eine Übersetzung der Rede des Perikles für die Gefallenen aus des Thukydides zweitem Buch über den Peloponnesischen Krieg, die mein Vater wie ich wußte sehr liebte, in meinem Koffer liegen; aber sie hatte noch nicht die Form die ich verlangte und war an einigen Stellen dunkel. Ich würde sie morgen für ihn fertig machen und sie ihm geben, dachte ich. Ich schwieg und schüttelte verneinend den Kopf.

„Dann gehe ich schlafen", sagte er mit einem leichten neckenden Ton gespielten Trotzes, als ob er uns mit seinem Verschwinden strafen wolle. Er küßte meine Schwester und gab mir flüchtig die Hand wie es seine Art war vor der Nacht. „Morgen werde ich das Frühstück im Bett nehmen", sagte er noch im Hinausgehen. Es war ein Notbefehl seines Arztes, nur um ihn ab und zu eine halbe Stunde länger in Ruhe zu halten.

Am andern Morgen hörte ich sein bestimmtes Klingeln. Es war das Zeichen für die Küche, ihm das Frühstück herauf zu bringen. Es war halb acht; ich hatte mich gerade erhoben und kleidete mich an. Nach einer halben Stunde etwa ging ich hinunter — die Gästezimmer lagen im Dachgeschoß — und trat bei meinem Vater ein um nach ihm zu sehen. Er hatte sein Frühstück genommen; das Geschirr stand ans Bett gerückt auf einem Stuhl. Er lag auf das Kissen zurück gelegt wie ich ihn im Schlafe so oft gesehn. Ich hörte seinen weichen, leisen, gleichmäßigen Atem.

Als ich ein paar Schritte näher trat ohne daß er

mich bemerkte, mußte ich lächeln: Wie leicht war dieser Schlaf! wie kindlich unbesorgt noch immer dieses Atmen! wie man sich wohl einmal vergißt im halben Traum und nachher um so tiefer atmen muß. — Die Sonne schien herein; um seinen Kopf war eine sanfte lichte Dämmerung, da dort der Vorhang nicht zurückgezogen war, wie von dem zweiten Fenster, das das Licht schon voll auf das Fußende des Bettes warf. Vielleicht hielt er nur die Augen wohlig geschlossen und hatte mich nicht gehört. Ich ging leise hinaus und schloß behutsam die Tür.

Draußen überkam es mich jedoch, an die Tür meiner Schwester zu treten. Sie war noch nicht ganz bereit. „Hast du schon beobachtet," fragte ich von draußen, „daß der Vater so nachlässig atmet; als ob es ihm nicht darum zu tun sei? Man möchte ihn förmlich anstoßen."

Sie antwortete etwas von innen, daß sie gleich hinüber komme. Ich mußte noch einmal nach ihm sehen. Ich trat schneller und beunruhigt wieder in das Zimmer meines Vaters. —

Sein Atem floh — nein. Das war es nicht: sein Atem — ging hinaus.

Meine Schwester trat ins Zimmer. Ich streckte meine Hand aus, um die ihre zu ergreifen. Aber ich wandte kein Auge von ihm der vor uns starb. Hand in Hand, drei Schritt von ihm, nicht an ihn rührend, als ob es uns geboten sei, — so standen wir Geschwister und sahen unsern Vater sterben. Ein Unnachahmliches vollendete sich. Keine Bewegung, kein Krampf, kein Stöhnen, kein Röcheln unterbrach ihn. Wenn wir ihn hätten zurückrufen können, wir hätten es nicht getan.

Wir waren gestreift von einer süßen, unantastbaren Gewalt, die gleichsam nur an uns vorüberschritt. Ein lichtes, ein unaufhaltsames, uns ganz entzogenes Geschehen zog dahin. — Er ging hinaus. Sein Atem war nur noch der schwächer und schwächer werdende Schritt eines Mannes der sich entfernt. Dann ward er nicht mehr gehört.

Wir standen wohl lange schweigend und unvermögend. Wir wußten ja daß wir nie Schöneres sehen würden. Ich sagte es, um mir nur zu helfen. — Dann trat ich an das Fenster und öffnete es. Die Sonne kam herein und legte sich hell und spiegelnd auf die Bettstatt und das Leinen. Aber sein Haupt lag unberührt in der lichten Dämmerung auf dem flachen, ebenen Kissen. Das schwarze, volle Haar, das noch immer junge, energische Gesicht, diesen Leib eines jugendlich rüstigen Mannes — kaum daß der ergraute Bart es vermochte, die Gestalt in das Alter hineinzureißen das ihm das ewige Bild seines Wesens nicht zugestand; nun sah ich ihn noch einmal im Tode in jener ewigen Gestalt; und auch der Tod schien zu zögern, die Macht über diesen Leib anzutreten. Kein Schmerz, kein Verfall, kein Kampf, kein Aufhören entstellte ihn. Es war als solle die Linie dieses Lebens wirklich in sich selbst zurückkehren, so wie sie für mich begonnen hatte und da wo sie für mich begonnen hatte.

So starb der Mann, der mich am meisten von allen Menschen geliebt hätte, wenn ich nicht sein Sohn gewesen wäre.

Ich sah nach der Uhr. Es war noch nicht neun. In

dem vierten Teil einer Stunde mußte alles vorüber gewesen sein. Langsam und nachdenklich ging ich in meines Vaters Studierzimmer hinüber. Es war warm darin und alles zur Arbeit bereit. Ich trat an seinen Schreibtisch. Dort lagen die letzten Zeugen seiner Gedanken. Ein Buch war aufgeschlagen und ich las:

„Sooft Streit unter den Unsterblichen entsteht und „einer von ihnen lügt, läßt Zeus durch Iris, die Tochter „des Thaumas, Styxwasser in einer goldenen Kanne „holen, und wer von den Göttern, ausgießend von die„sem Trank, falsch schwört, liegt atemlos ein volles „Götterjahr und kommt nicht nahe ambrosischer „Speise; sondern liegt des Atems beraubt und der Stimme „und böse Betäubung umhüllt ihn. Aber wenn er die „Krankheit vollbracht hat ein großes Jahr durch, emp„fängt ihn ein anderes schweres Elend aus anderem; „und neun Götterjahre ist er getrennt von den ewig„seienden Göttern und er kommt nicht zum Rate noch „zum Mahle die ganzen neun Jahre. Im zehnten ge„langt er wieder in die Versammlung der Götter. Zu „solchem Eid setzten die Götter des Styx unvergäng„liches ogygisches Wasser welches den schroffen Boden „durchfließt."

Es war die Theogonie des Hesiod die ich in der Hand hielt, und die Stelle war aufgeschlagen wie die Unsterblichen untereinander den Meineid bestrafen. „Man müßte dem nachgehn", hatte mein Vater von den ewigen Strafen gesagt; und er hatte keinen Tag versäumt. Dort verbot sich der Tod und die Strafe des Todes. Was mochte diese Betäubung und Atemberaubung bedeuten? — Ich schauderte heftig.

Unter dem aufgeschlagenen Buche lag der 2. Teil des Faust. Daneben, wieder aufgeschlagen, die Perser des Aischylos. Diese drei Bücher mußten unter einem bestimmten Gesichtspunkt zusammen gekommen sein. Aber die aufgeschlagenen Seiten des Dramas ließen ihn für mich nicht erkennen.

Ich ging selbst den Arzt zu rufen, den jungen Arzt, den er sich gewählt, dessen Rat er lächelnd und gutherzig folgte. Er kam bald und bescheinigte den Tod. Auch gab er einige Verhaltungsmaßregeln die vor der eintretenden Starre zu beachten seien. Es war jedoch kaum etwas zu tun. Wir legten den Leib nur aus der Lage des Schlafs in die Lage des Tods.

Als die Zeit gekommen war legten wir ihn in einen schönen ungeschmückten Sarg aus mattem Eichenholz Vier schwarzberockte Männer brachten ihn unter Anführung eines fünften, stellten ihn nieder und traten mit kleinen schweren Schritten näher an den Toten heran. Ich hieß sie alle hinausgehen, winkte meiner Schwester, zu mir in das Zimmer zu kommen, und drehte den Riegel der Türe hinter mir ab. Auch mein Schwager, der Mann meiner ältesten Schwester, war zugegen. Darauf trat ich zu dem Bett, deckte den geraden, schlanken Leib auf und schob, fast knieend, meine beiden gestreckten Arme nahe den Schultern unter die Last. Meine Schwester stützte das nun schon marmorne Haupt und mein Schwager trug die Fersen mit seinen Händen. So hoben wir mit versagender Kraft seinen Leib in den Sarg und betteten ihn auf das einfache Weiß, das sich nicht

mit ihm brüstete sondern still war wie er, als gehörten sie nun schon zusammen. In einem Fach seines Geheimschranks lag ein Päckchen Briefe gebündelt „mit mir zu verbrennen". Wir gaben sie ihm unter sein Haupt.

Unterdessen füllte sich sein Tisch mit Briefen und Telegrammen die ihm galten. Seine Söhne reisten heran, Töchter und Enkel, Freunde, Freundinnen, Schüler, Abgesandte und stille Verehrende. Da erst wurde offenbar, wie viele er geliebt hatte, Frauen und Mädchen, Männer und Jünglinge, die Seinen und nicht die Seinen. Denn keine Achtung, Bewunderung, Schmeichelei und Herkömmlichkeit drängte sich heran, nur die Liebe der Liebenden kam zu ihm zurück. Er brauchte viele die er liebte. „Er war ja viel jünger als wir alle", sagte eine seiner liebsten Freundinnen. Und über der Trauer der Herzen war das Leuchten der vielen daß sie ihn gekannt, daß er sie geliebt.

Wir rüsteten ihm die letzte Feier nach seinem Sinn. Nicht daß er auch nur mit einem Wort sie angeordnet hätte; aber wir wußten was ihm anstand, der uns in seinem Testament hinterließ, er „lege keinen Wert auf äußere Schwärze". Seine Enkel gingen mit meinen Schwestern hinaus und pflückten ihm mit eigenen Händen die zarten gelben Schlüsselblumen aus seinen Wäldern. Sie wanden sie ihm zu einem langen schlanken Gewinde und legten es als einzigen Schmuck und blühendes Geleit, das mit ihm verbrannte, längs in die Kehlung die den Deckel des Sarges umlief. Kein reinerer Tau fiel je auf die Blumen als die Tränen aus dem Grund ihres Herzens, der noch nichts anderes vermochte als zu weinen.

Als ich den Sarg wiedersah, stand er etwas erhöht in dem schönen großen Raume des Crematoriums schon über der Versenkung die ihn in die Flammen hinabführte. Keine Kränze, die ihm betrüglich nachsinken sollten, verhüllten ihn. Er stand, ein schönes Behältnis menschlichen Leibes, und das schlanke Gewinde des samtenen Gelb und kindlichen Grün der Primeln krönte ihn. Blumen und blumige Kränze von einer leuchtenden, lebendigen, starken Pracht umgaben ihn wie ein Hof in gemessenem Abstand weithin. Der ganze Hintergrund aber war von einer Wand blühender Bäumchen und Sträucher erfüllt; zahllose hängende Blüten, rötlich und weiß, hielten die tausend Äste besetzt: ein blühender Schleier von Leben. Es gab keinen Tod in dem Raum.

Ich fühlte die Reihen der Stühle um mich und hinter mir dicht besetzt. Doch weiß ich nicht wo meine Geschwister saßen und sah die Menschen nicht mehr. Auf einmal ertönte hinter einem Vorhang — der aber nichts verschloß oder hinwegnahm — nahe dem Sarge Musik. Die warmen Klänge von Geigen, Bratsche und Cello erhoben sich und erfüllten in Fluten und Strömen den ganzen Raum. Aber es war schöner als Worte beschreiben. Denn dort geigte nicht Kunst, dort zogen nicht Bogen, dort griffen nicht Finger die Saiten. Dort geigten und führten den Bogen, dort griffen die Saiten menschliche, männliche Herzen. Dort klagten und sangen, dort spielten noch einmal liebende Menschen ihm auf. Es war nicht Musik damit Musik sei, bestellte Wohltat und Zutat zu anderem. Es waren die ersten Musiker der Stadt, junge Seelen die ihm darboten was

sie hatten, die ihm diese Seele brachten. Jetzt sind sie unter den ersten des Landes. Sie hatten ihm oft gespielt. So haben sie ihm nur einmal gespielt.

Als sie geendet hatten trat von der Seite ein Pfarrer neben den Sarg. Seine Stimme war jugendlich und sein Antlitz von freudigem Eifer bewegt. Mein Vater war kein Mann der Kirche; aber er hatte einmal geäußert, er gehöre ihr an und bei seiner Bestattung solle ein Pfarrer ein paar kurze Worte sprechen; es sei ihres Amtes, sie anderen abzunehmen. Dieser nun diente dem Toten und vergaß Kirche und Gott, und vergaß die Trauer die vor diesem Siege nicht aufkam, und vergaß das Lob des Verblichenen, und vergaß das ewige Gedächtnis der Hinterbliebenen, und vergaß die Leuchte der Wissenschaft, und vergaß das Jenseits und den Himmel und fand den Spruch der in dem großen Buche für ihn geschrieben steht im ersten Moses: Haltet mich nicht auf, denn der Herr hat Gnade zu meiner Reise gegeben. — Von dem Toten aber sagte er nichts als was dieser selbst dereinst auf der Höhe seines Lebens in einfachen menschlichen Sätzen zu einer Linie versammelt hatte: zu einer Zeichnung mit festen Strichen und zu einem Bekenntnis mit festen Worten. Diese Worte las er mit seiner frischen Stimme, betete wie es sein Stand gebot und schwieg.

Noch einmal erhob sich Musik. Es war wie eine Frühlingsverklärung. Und während sie noch spielte und ihrem Ende sich zuneigte, versank der Sarg wie unter einer ruhigen Schwere die über ihm stand. Ich sprang auf; es riß mich auf, ihn stehend sinken zu sehn; und es sprang sicher so mancher mit mir auf den es nicht von seinem

Stuhle riß, als der Leib des Mannes der aus dem Tod ein Nichts gemacht hatte nun in die Flammen aufbrach.

Die Musik spielte noch als ich mich, noch stehend, umdrehte. Ich täuschte mich nicht. Es war nicht mein Eindruck, war nicht allein mein Erlebnis, es war eine gemeinsame Verkündung die in dem von den Tönen durchwogten Raume lag. Sie stand auf allen Gesichtern. Die Reihen waren eng voll von Menschen. Durch die weite Tür, die offenstand und einer warmen duftenden Luft Einlaß gewährte, waren wohl viele hinzugetreten wie jeder mochte.

Aber durch die geöffneten Flügel, hinter den Menschen ungesehen und mächtig, glänzend und hoch, schauten in weitestem Kreis von draußen die Berge des Schwarzwalds herein. Sie kannten ihn alle und er hatte sie geliebt. Sie hatten seinen Tod verstanden. Und während wir uns, da die Musik verklungen war, nun alle umdrehten, gewahrten wir, wer mit uns die große Gemeinde und eigentlichen Zuschauer waren, die diesen Sarg umstanden hatten. Die höheren Gipfel waren hier— aus der Ebene von weiterer Entfernung sichtbar — über den anderen hervorgetreten. Die Häupter lagen bedeckt mit strahlendem Weiß, aber die Vorberge badeten ihre Füße im lichtesten, aufbrechenden Grün. Sie standen näher als sonst. Fast zärtlich drängten die Hänge heran. Der Himmel war blau, wie erwacht. Die stockenden Wälder waren erweckt; ein sprießendes mildes Lila gürtete sie an den Leib des Gebirges, der leise herüberrauschte von tausend Wassern des Frühlings.

Die Menschen waren herausgetreten aus der Halle

und versunken in diese neue Entrechtung des Todes. Wie emporgehoben, ohne Beschwer und Gewicht, oftmals hinüberblickend, schritten sie durch die Wege und die Alleen zwischen den Gräbern hin. Man begegnete sich. Andere kamen hinzu. Man grüßte sich leicht geneigten Hauptes, alle in gleichem Sinne berührt. Man erging sich wie außerhalb alles Leids. Wenn man sich wiedertraf an den sich kreuzenden Wegen, war man sich näher als Menschen Menschen sonst sind und man ging einander vorüber wie Selige in einem heiteren Garten die voneinander wissen.

Ich stand in meinem dreiundfünfzigsten Jahr als mein Vater starb. Ein halbes Jahrhundert lang hatten er und ich in gleichem Erdreich der Zeit und des Lebens gewurzelt wie zwei Bäume die, in verschiedenem Alter ausgesät, gleichen Stammes waren, dem gleichen Walde angehörten und einander nahe standen. Wenn die älteren Bäume fielen, wurde der Wald dennoch nicht jünger. Ein anderes Geschlecht stand urplötzlich an Stelle desjenigen das die Zeit unmerklich hinweggeführt hatte.

Nun erlebte ich es an mir. Sehr spät ist es mir aufgegangen — nicht daß ich ein anderes Geschlecht war als er; das wußte auch er — sondern daß ich nun das Geschlecht war, in dessen Schatten schon ein nächstes aufwuchs und ich keines mehr über mir hatte. Jedes Geschlecht überschattet das jüngere langehin. Aber wenn der Schatten aufhört, gewahrt in der eigenen Sonne das jüngere daß es nun selber das nächste geworden ist, Platz zu machen, gleichviel ob früh oder spät. Ich war der nächste geworden.

INHALT

Vorbericht 3

Erstes Buch: Kindliche Odyssee

Erstes Kapitel 7

Der Springbrunnen — Erstes Verschließen — Basel und seine Männer — Herkunft — Freiburg — Heimkehr der Truppen — Die Botanisierbüchse und die frühe Geliebte — Der Vater — Reich und Kaiser — Die Vertraute — Der Kodex — Unvergänglichkeit des Erlebens — Die goldenen Kugeln — Straßburg — Das Überwältigende

Zweites Kapitel 32

Frankfurt — Das Haus an der „Schönen Aussicht" — Die Großmutter — Seltsamer Fischfang — Der Zweifler am Bärenzwinger — Heimatlosigkeit — Das andere Bereich — Zweierlei Brötchen — Die große Zukunft

Zweites Buch: Lehre und Leere

Drittes Kapitel 51

Die sieben eisernen Brücken — Leipzig — Blinde Fenster — Erster Schulgang — Das Gebet andern zu Liebe — Der Turnplatz — Brüder und Schwestern — Der ebenbürtige Spielkamerad — Die fliegenden Hämmer — Die zehn Gebote — Schule der Zeit — Der erste Verrat — Unerkannter Freund — Das Maß für alles — Heuchelei der Bildung — Das Nebenfach — Verachteter Ehrgeiz — Ausrüstung für das Leben

Viertes Kapitel 87
Merkwürdige Berufswahl — Das Zimmer — Was verließ ich? — Tausend Pferde — Studentischer Empfang in Tübingen — Das Mädchen auf der Bank und der seltsame Kirchgang

Fünftes Kapitel 113
Drill — Wo liegt Cassel? — Zwiefaches Vaterland — Leichenbegängnis Kaiser Wilhelms I.

Sechstes Kapitel 127
Form des Lebens — Das verlogene Haus — Der verpuppte Schmetterling — Die Gesetze — Das Buch auf meines Vaters Tisch — Das Äußerste und die ewigen Einfachheiten — Große Männer — Wachsende Brache — Gewissenlose Gespinste — Wiederholung und Unberufenheit — Der Hochstapler an sich selbst — Unerklärliches Dasein

Siebentes Kapitel 145
Der Ausgestoßene — Spiel vor dem Nichts — Der Offizier und die Pferde — Äußerliches Leben — „Ich ritt und liebte“ — „So war Anton“ — Lux — Verdunkelung

Drittes Buch: Der Hermes

Achtes Kapitel 163
Erwachen im Süden — Florenz — Die Sprache — Der Dichterbrief — Etwas entstand — Genie und Epigonen — Winkendes Rom — Erscheinung einer Frau

Neuntes Kapitel 176
Rückkehr nach Deutschland — Erste Bücher —

Einladung zu einer Reise — „Es war da ein Maß“ — Wir fuhren nach Griechenland — Rom — Neapel — Die Sonne — Erlebnis des Lichts — Athen — Das rein Menschliche — „Es lebe Hellas!“ — Die Peloponnesos — Die Langhada — Der Hermes — Der Hügel des Kronos und die Stimme der schlafenden Haine — Die Höhe über Patras

Zehntes Kapitel 197
Joie — Heimfahrt — Das Glück des Schöpfers — Fest der Zeit in Leipzig — „Nun kann man das lassen“

Elftes Kapitel 208
Das imaginäre Gastmahl — Unterhaltung zwischen Alkibiades und Eduard VII. von England über den Gentleman — Anton und Lux — Die Traurede

Zwölftes Kapitel 227
Tod und Begräbnis meiner Mutter — Der feierliche Reigen — „Das ist der Krieg“ — Ausbruch — Mobilmachung — Begeisterung und Wahnsinn — Meine Schwadron — Auszug — „Ob man es vermöchte“ — Die Heimat versank — Der Zeuge

Viertes Buch: Denkmal

Dreizehntes Kapitel 249
Das wahre Angesicht der Menschheit — Rückkehr aus dem Kriege — Das neue Maß der Dinge — Die Revolution — Besetzung — Der französische Gentleman — Kriegsfieber vor dem Frieden — Zwei mal zwei war fünf —

Schändung — Tribut und leidenschaftliche Erregung meines Vaters — Botschaft eines Kindes

Vierzehntes Kapitel 265
Ein häusliches Fest

Letztes Kapitel 276
Stolz und Trauer — Freiburg und die Unzerstörbarkeit — Gespräch über Revolution — Das Problem der ewigen Strafen — „Sein Atem ging hinaus“ — Wie die Götter den Meineid bestrafen — Bestattung — Entrechtung des Todes

Date Due

NOV 1 0 2006			

PRINTED IN U.S.A. CAT. NO. 24 161 BRODART